

Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung

**SCHRIFTEN DES
HISTORISCHEN MUSEUMS
FRANKFURT AM MAIN**

BAND 27

**HERAUSGEGEBEN
VON JAN GERCHOW**

**DIE 68ER.
KURZER SOMMER –
LANGE WIRKUNG**
HERAUSGEGEBEN VON
ANDREAS SCHWAB
BEATE SCHAPPACH
MANUEL GOGOS
**HISTORISCHES MUSEUM
FRANKFURT AM MAIN**

Die 68er – ins Museum? Jan Gerchow	1
Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung. Andreas Schwab / Beate Schappach.....	1
A „Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“: Bildung und Erziehung 1968 zwischen Bildungskatastrophe und Bildungsreform: Oder von Picht zu Pisa Margit Rodrian-Pfennig	1
„Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“ Andreas Schwab	1
B „Das Private ist politisch“: Kommune und Wohngemeinschaft Zäune anrempeln, die den Alltag begrenzen! Von Kommunen und Wohngemeinschaften Alexander Holmig.....	1
„Das Private ist politisch“ Andreas Schwab	1
C „Mein Bauch gehört mir“: Geschlechterrollen „Orgasmen wie Chinaböller“: Sexualität zwischen Politik und Kommerz Dagmar Herzog	1
„Mein Bauch gehört mir“ Beate Schappach.....	1
D „Revolution ist machbar, Herr Nachbar“: Selbstverwaltung Mitbestimmung das heißt: Demokratie als Lebensform Oskar Negt.....	1
„Revolution ist machbar, Herr Nachbar“ Andreas Schwab	1
E „Ein Adolf war genug“: Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Wider den ‚Muff von 1000 Jahren‘: Die 68er Bewegung und der Nationalsozialismus Katrin Hammerstein.....	1
„Ein Adolf war genug“ Beate Schappach.....	1
F „Hoch die Internationale Solidarität“: Antimperialismus und Demokratiebewegung „The Whole World is Watching“: Internationale Solidarität und Synergien 1968 Manuel Gogos.....	1
„Hoch die Internationale Solidarität“ Manuel Gogos.....	1

G „Macht kaputt, was euch kaputt macht“: Aktionsformen und Gewaltfrage Ein direkter Weg von der Spaßguerilla zum Terrorismus? Aktions- und Gewaltformen in der Protestbewegung Rudolf Walther	1
„Macht kaputt, was euch kaputt macht“ Beate Schappach.....	2
H „Die Phantasie an die Macht“: Lebensstile Sound der Revolte: Konsumkultur und alternativer Alltag Detlef Siegfried	1
„Die Phantasie an die Macht“ Andreas Schwab	1
I „Die Spießhölle“: Die Feindbilder der 68er Die beruhigende Zone bürgerlicher Kultur: Wie es sich die Eltern gemütlich machten und was die 68er Kinder daran störte Barbara Sichtermann.....	1
„Die Spießhölle“ Beate Schappach.....	1
Medien-Revolten: Die Massenmedien als Ort der Proteste von 68 Kathrin Fahlenbrach.....	1
„Das erweiterte Bewusstsein ist die Intuition“: Annäherungsversuche an eine Holzkiste und andere künstlerische Positionen um 1968 Cara Schweitzer.....	1
Rotwelsch und Zeichensprache Gerd Koenen.....	1
Generation Super 68 Manuel Gogos.....	1
Liste der Ausstellungsobjekte	1
Leihgeber	1
Literaturverzeichnis	1
Bildnachweise	1
Impressum	1



DIE 68ER – INS MUSEUM?



Sind sie schon soweit?

Ist die Generation der protestierenden Studenten und Schüler von 1968 schon ‚reif für’s Museum‘? Sie geht vierzig Jahre nach den Ereignissen von 1967 bis 1969 in Rente. Bereits vor zehn Jahren hat eine differenzierte wissenschaftliche Erforschung der Bewegung begonnen.¹ Höchste Zeit also für eine Rückschau.

Das Museum als wichtige Agentur im Prozess der Historisierung ist dafür der prädestinierte Ort. Langsamer und träger als die journalistischen Massenmedien Zeitung, Radio und Fernsehen, kann es doch seine Themen in der Regel gründlicher und nachhaltiger ergründen als die Medienformate. Es ist zudem ein besonderer Ort öffentlicher Auseinandersetzung und Aneignung: Getragen und gefördert von öffentlichen Institutionen findet hier eine der Gesellschaft in hohem Maß verpflichtete Aneignung von kulturellen Themen und Prozessen statt.

Aber sind wir und ist das Museum schon so weit – nur vierzig Jahre nach den Ereignissen? Historisierung bedeutet Abstand gewinnen, ‚warme‘ Emotionen loszulassen und stattdessen ‚kühle‘ Analyse zu betreiben. Das ist für die 68er allerdings nur schwer einzulösen, weil die Jugendzeit einer lebenden Generation von dieser selbst immer emotional erinnert und erzählt wird. Und die Generation der 68er behauptet in der wissenschaftlichen Literatur ebenso wie in den Medien nach wie vor eine markante Deutungshoheit. Sie fällt allerdings ausgesprochen vielstimmig und heterogen aus – womit sie sich genau so polyphon darstellt wie die Studentenbewegung in ihrer Zeit. An den Positionen der 68er scheiden sich die Geister, damals wie heute.

Die 68er traten in ganz Westdeutschland auf, und auch in der DDR hatte die globale Protestbewegung mehr Anhänger und mehr Folgen als gemeinhin bekannt ist.² Die antiautoritäre Revolte hat die deutsche Politik zwischen 1967 und 1969 intensiv und nachhaltig beschäftigt. Wo aber wäre dafür der angemessene museale Ort? Alles scheint für eines der nationalen Geschichtsmuseen zu sprechen: das Deutsche Historische Museum in Berlin oder das Haus der Geschichte in Bonn. Dennoch haben diese Häuser die 68er nicht als ‚großes‘ Ausstellungsthema gewählt.³

Der ‚Zufallsgenerator‘ historischer Jubiläen ordnet die runden Erinnerungsjahre der 68er zwischen dem Deutschen Herbst von 1977 und den Gründungen von Bundesrepublik und DDR 1949, vor allem aber dem Mauerfall 1989 ein. Das ‚nationale‘ Gedächtnis ist ganz auf Staatsgründungen und Wiedervereinigung konzentriert. Hierzu wird es in den Geschichtsmuseen des Bundes umfangreiche Ausstellungen und Veranstaltungen geben. Nicht so das ‚transnationale‘ Ereignis 1967–1969, das den noch jungen westdeutschen Nationalstaat verunsicherte und herausforderte.

Warum Frankfurt am Main?

Die Ausstellung „Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung“ wird nicht zufällig in einer Stadt präsentiert, die wie kaum eine andere in einem besonderen Spannungsverhältnis zu Nation und (Bundes-) Staat steht: in Frankfurt am Main. Hier lag das Zentrum der westdeutschen Studentenbewegung.⁴ Und hier konzentrierte sich in den 1960er Jahren eben nicht die politische Macht, dafür aber sowohl die der Banken als auch der Verlage und der kritischen Intelligenz. Die alte multikonfessionelle und

schon früh multikulturelle Bürgerstadt Frankfurt war in dieser Hinsicht eine Art ‚Gegenhauptstadt‘ zu Bonn, der ehemaligen Residenzstadt mit konservativ-katholischer Universität. West-Berlin hatte aufgrund seines Sonderstatus‘ in Abhängigkeit von den Besatzungsmächten sowie als ‚Bollwerk‘ gegen den kommunistischen Ostblock andere Rahmenbedingungen als die westdeutschen Universitätsstädte. In umgekehrtem Sinn gilt dies heute noch: Als deutsche Hauptstadt steht Berlin wiederum in einem besonderen, diesmal besonders engen Verhältnis zu Staat und Nation. Auf die Erinnerungskultur einer Gesellschaft und ihrer Institutionen wirken sich solche Rahmendingungen aus.⁵

Das Historische Museum, Frankfurt am Main, eines der ältesten Stadtmuseen in Deutschland, ist selbst eng mit der Studentenrevolte verbunden. Zwischen 1968 und 1972 vollzog das Museum einen radikalen Wandel: Von einem der Tradition verpflichteten Museum für Kunsthandwerk und -geschichte der Region hin zu einem dezidiert modern ausgerichteten Geschichtsmuseum. Anlass für diesen Wandel war ein zeichenhafter Neubau und die damit einhergehende Neukonzeption des ganzen Museums. Der im Stil des ‚Betonbrutalismus‘ errichtete Neubau lehnte nicht nur den harmonischen Dialog mit dem Traditionsort der Stadt schlechthin ab: dem umgebenden Römerberg. Sondern er verweigerte sich auch der traditionellen Museumsarchitektur. Der ausgesprochen nüchtern und funktional auftretende Flachbau wollte weder Tempel noch Schloss, weder Kultstätte noch Repräsentationsbau sein.

Auch die Gestaltung der Ausstellung durch Herbert Kapitzki (1925–2005) „verhinderte in ihrer Reduktion auf rationale Sachlichkeit jede weihevollte Stimmung“.⁶ Der Designer hatte von 1965 bis 1968 die Abteilung Visuelle Kommunikation an der Hochschule für Gestaltung in Ulm geleitet. Ein einheitliches Stellwandsystem mit einem Repertoire aus Piktogrammen und ausführlichen Texten prägte die neue Dauerausstellung zu 1.200 Jahren Frankfurter Geschichte. Der gewünschte Effekt war eine komplette Entauratisierung des Museums, erzielt durch nüchtern-rationales Grafikdesign, durch gleichmäßig-helle Neonbeleuchtung und vor allem durch eine konsequente Didaktisierung der Inhalte. Das Museum wollte ein „Hilfsmittel kritischer Geschichtserkenntnis“ sein, es stellte Fragen „nach den politischen und ökonomischen Hintergründen“ von Exponaten, und es sprach als „Museum einer demokratischen Gesellschaft“ nicht nur die bildungsbürgerlich ‚Eingeweihten‘, sondern „alle Bevölkerungsschichten“ an.⁷ Ausdrücklich forderte Museumsdirektor Hans Stubenvoll in der Eröffnungsschrift, dass „auch die Interessen derer wahrgenommen werden, die die Hauptmasse der Bevölkerung bilden“. Dazu gehörte für ihn zum Beispiel die klare Stellungnahme zur Entwicklung im Frankfurter Westend, wo seit 1969 der Häuserkampf gegen Grundstücksspekulation und Hochhausplanung tobte. Das Museum sollte ein „Bestandteil eines demokratischen Bildungssystems werden“.⁹

Kultur für alle

Die deutsche Bildungsdiskussion der 1960er Jahre mit Georg Pichts Warnung vor der „Bildungskatastrophe“ (1964) und Ralf Dahrendorfs „Bildung als Bürgerrecht“ (1965) sowie der Ausbau und die Reform der Hochschulen stellten den Hintergrund für diesen im deutschen Museumswesen der Nachkriegszeit innovativen Versuch der Neudefinition des Museums als kritische Bildungsanstalt

⁵ Nach vorliegenden Informationen wird die Stiftung Stadtmuseum Berlin das Projekt „Berlin 1968“ als Chronologie der Ereignisse präsentieren, und die Bundeszentrale für politische Bildung zeigt im Amerika-Haus die Ausstellung „‘68 – Brennpunkt Berlin“, in der ebenfalls Fotografien von Günter Zint zu sehen sein werden.

⁶ Hoffmann/Junker/Schirmbeck 1974, S. 22.

⁷ Ebd., S. 23 ff.

⁸ Ebd., S. 24.

⁹ Ebd., S. 24.

¹ Gilcher-Holtey 1998.

² Menzel 2004 und vgl. unten Anm. 19.

³ Die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn zeigt vom 8. Mai 2007 bis April 2008 unter dem Titel „Wilde Zeiten“ eine Ausstellung mit Fotografien von Günter Zint.

⁴ Kraushaar 2000/2003.



und Kultureinrichtung „für alle“ (mit den Worten Hilmar Hoffmanns, des Frankfurter Kulturdezernenten von 1970 bis 1993). Die Demokratisierung von Bildung und Kultur als Mittel zur Emanzipation und damit zu gesellschaftlicher Veränderung: Das war ein Leitthema der Studentenrevolte gewesen. Die Außerparlamentarische Opposition wollte – mit den Worten Herbert Marcuses, des für 1968 so wichtigen Soziologen der Frankfurter Schule – „das falsche Bewusstsein“ durch „Aufklärung“ durchbrechen und „eine umfassendere Emanzipation“ der Massen herbeiführen, um schließlich das „System“ zu verändern.¹⁰

Das Historische Museum bot zeitgleich mit der Ausstellung „1871 – Fragen an die deutsche Vergangenheit“ im Berliner Reichstag (1971) als erstes deutsches Museum nicht nur eine ausführliche Dokumentation des 19. und 20. Jahrhunderts einschließlich der beiden Weltkriege mit eingehender Darlegung der Kriegsschuld und der deutschen Verbrechen sowie mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterbewegung und der Revolutionen von 1848/49 und 1918/19 an. Es erstreckte seine ‚systematische Didaktisierung‘ auch auf die klassischen Epochen des überkommenen Geschichtsmuseums: das Mittelalter und die Frühe Neuzeit. Unverkennbar war die Übertragung eines marxistischen Klassenbegriffs auf diese vorindustriellen Epochen, auf Adel, Bürgertum und Bauern. Die zahlreich vorhandenen und ausgestellten kirchlichen Gemälde des Spätmittelalters wurden für die Erläuterung nicht-religiöser Inhalte genutzt, so z. B. ein Kreuzigungsaltar zur Veranschaulichung sozialer oder ethnischer Stereotypen im Mittelalter.¹¹

Geschichte als öffentliches Ärgernis

Das Historische Museum hat mit seinem Bau und vor allem mit der „Historischen Dokumentation“ heftige Konflikte in der Stadt wie in der bundesdeutschen Museumsszene ausgelöst. Es wurde damit in den frühen 1970er Jahren ein viel beachtetes Referenzmuseum: das seinerzeit umstrittenste Geschichtsmuseum. Das Museum als Tempel ‚bürgerlicher‘ Hochkultur war, so schien es, von den Sozial- und Bildungsreformern der Studentenrevolte als „Lernort contra Musentempel“ erobert worden. Durch Ausstellungen wie „Frauenalltag und Frauenbewegung 1890 bis 1980“ (1980–1983) führte das Historische Museum die provokante Präsentation aktueller Themen mit emanzipatorischem Anspruch fort.¹² Selbst mit aktiver Publikumsbeteiligung wurde experimentiert – eine ‚Museumsrevolte‘, die indes vom traditionellen Museumspublikum nicht akzeptiert wurde. Der ‚kurze Sommer‘ dieser Museumsrevolte wurde durch einen Wechsel in der Leitung des Hauses 1983 beendet – aber die Ziele und manche der Mittel des Frankfurter Historischen Museums wurden seit dem Ende der 1970er Jahre andernorts aufgegriffen (z. B. Industriegeschichte als Politik- und Sozialgeschichte in den Museen in Rüsselsheim und Essen) und neu interpretiert: gleichsam als ‚lange Wirkung‘.¹³

Die Geschichte des Historischen Museums, Frankfurt am Main, hat also mit der Geschichte der Studentenrevolte einiges gemeinsam. Deshalb ist dieses Haus in dieser Stadt der richtige Ort für die erste (und bislang einzige) große Ausstellung zu ‚1968‘, die aus überörtlicher Perspektive eine umfassende Thematisierung versucht.¹⁴ Es ist ein nachdenklich stimmendes Zeichen für die Historisierung von 1968, dass der Betonbau des Museums von 1970 bis 1972 in den kommenden Jahren abgerissen

werden soll und sich damit eine markante Spur in der Frankfurter und deutschen Geschichte im Stadtbild nicht mehr ablesen lassen wird. Aber die Museen haben sich seit den 1970er Jahren rasant fortentwickelt, vor allem auch architektonisch. Den neuen Ansprüchen und Bedürfnissen kann der alte Bau nicht mehr genügen.

Viele Orte

War denn Frankfurt am Main wirklich das Zentrum der westdeutschen Studentenbewegung? An der Hamburger Universität wurde am 9. November 1967 doch das Transparent „Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“ entrollt, im Bonner Hofgarten fand mit dem Sternmarsch gegen die Notstandsgesetze eine der größten Demonstrationen der Revolte statt, die Kunstakademien von München und Düsseldorf waren Ausgangspunkte situationistischer Happenings und spektakulärer Aktionen wie der ‚Schäferhundverbrennung‘, die Erstaufführung des Musicals „Hair“ fand am 24. Oktober 1968 in München statt – und natürlich war es Berlin, wo sowohl Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 erschossen als auch Rudi Dutschke am 11. April 1968 angeschossen wurde; die Bedeutung dieser letztgenannten Ereignisse für die Mobilisierung der Studentenrevolte kann bekanntlich nicht hoch genug eingeschätzt werden.¹⁵

In Frankfurt aber hatte der Bundesvorstand des SDS, des Sozialistischen Deutschen Studentebundes, seinen Sitz, und in Frankfurt gewann dieses Sammelbecken der Neuen Linken und dieser ‚Organisationsstab‘ der deutschen Studentenrevolte proportional zu den anderen Universitätsstädten bei weitem die meisten Mitglieder.¹⁶

Teil der Frankfurter Universität war das 1923 hier gegründete und 1950 wieder eröffnete Institut für Sozialforschung, dem mit Max Horkheimer und Theodor W. Adorno die beiden Begründer der Kritischen Theorie vorstanden. Die Kritische Theorie konzentrierte sich mit den Methoden der Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Geschichtswissenschaft und Psychologie auf die „Paradoxien der kapitalistischen Modernisierung“ (in der aktuellen Formulierung des Instituts für Sozialforschung). Zusammen mit dem ehemaligen Mitglied des Instituts, dem in Kalifornien lehrenden Herbert Marcuse („Repressive Toleranz“, 1966), wurde diese „Frankfurter Schule“ zum wichtigsten intellektuellen Bezugspunkt der Neuen Linken in Westdeutschland.¹⁷

In Frankfurt hatte 1963 bis 1965 der Auschwitz-Prozess stattgefunden, der in der Bundesrepublik das ‚Ende des Schweigens‘ über den deutschen Genozid an den Juden einleitete und von Peter Weiss in seinem Stück „Die Ermittlung“ im Oktober 1965 in ganz Deutschland auf die Bühnen gebracht wurde. Und in Frankfurt fand am 22. Mai 1966 der erste deutsche Vietnam-Kongress statt: „Vietnam – Analysen eines Exempels“, eröffnet von Herbert Marcuse und mit Beteiligung von Jürgen Habermas und Oskar Negt sowie 2.000 Studentinnen und Studenten.

Aus dem Kontext der Frankfurter Schule wurde aber auch die wohl – im wörtlichen Sinn – treffendste Kritik an der Studentenbewegung bzw. an der Politik des SDS geübt: Der Frankfurter Soziologe Jürgen Habermas warf dem SDS „linken Faschismus“ vor, und die in den 1950er Jahren aus dem amerikanischen Exil nach Frankfurt heimgekehrten Adorno und Horkheimer warnten vor totalitären Tendenzen der deutschen Studentenbewegung.¹⁸

¹⁰ Marcuse 1966, S. 122.

¹¹ Vgl. Hoffmann/Junker/Schirmbeck 1974 und die gedruckt vorliegenden Bild-Texttafeln der Historischen Dokumentation, 1972–1975 (Eigenverlag des Historischen Museums).

¹² Kat. Frankfurt 1981.

¹³ Vgl. Rahner 1989.

¹⁴ Die Ausstellungen „Protest! Literatur um 1968“ (Kat. Marbach 1998) und „'68. Design und Alltagskultur“ (Kat. Düsseldorf/Frankfurt 1989) widmeten sich einzelnen Aspekten der Studentenrevolte.

¹⁵ Die Berliner Situation der Jahre 1967 bis 1969 beschreibt eindrücklich aus der Sicht der Kommune 1 Enzensberger 2006.

¹⁶ Fichter/Lönnendonker 2007, S. 115 ff.

¹⁷ Albrecht 1999.

¹⁸ Wiggershaus 1986, S. 676–705.



In keiner westdeutschen Stadt waren die Amerikaner so präsent wie in Frankfurt. Seit 1952 befanden sich im (IG-)Farben-Building die Europazentrale der amerikanischen Streitkräfte und das Hauptquartier der CIA in Deutschland. Seit den 1950er Jahren ließen der Frankfurter Flughafen (einschließlich der Rhein-Main-Airbase der Amerikaner) und die Hochhäuser des neuen Finanzzentrums Frankfurt zu einer heimlichen Hauptstadt der Bundesrepublik werden, und beides hing eng mit der Präsenz der Amerikaner zusammen. Radio AFN machte sowohl die Rock- und Pop-Musik als auch die Vietnam-Propaganda des ‚Großen Bruders‘ in der Stadt präsent. Die Begeisterung für die amerikanische Studentenbewegung und die Empörung über den ungerechten Krieg des ‚Goliath‘ USA gegen den ‚David‘ Vietnam lagen in Frankfurt besonders nahe beieinander.

Aus Frankfurter Sicht fügt sich das Ereignis ‚1968‘ und die herausgehobene Rolle, die Frankfurt dabei unter allen westdeutschen Städten einnahm, in eine Traditionslinie der demokratischen Modernität und des Nonkonformismus: Sie beginnt spätestens 1848/49, erstreckt sich über die liberaldemokratische Opposition von Leopold Sonnemann in der „Stadt der Juden und Demokraten“, über das Institut für Sozialforschung sowie die moderne Stadterneuerung während der Weimarer Republik bis hin zu den Studentenprotesten von 1966 bis 1969. Die Selektivität solcher Traditionen wird allerdings überdeutlich, wenn man das umstandslose Umschwenken dieses Vorpostens der Demokratie zur „Stadt des deutschen Handwerks“ zwischen 1933 und 1945 bedenkt. Damals gab die Stadt mit der größten deutschen Jüdischen Gemeinde widerstandslos ein zentrales Element ihrer Identität preis. Die Linie der Frankfurter Nonkonformität jedenfalls meldete sich um 1968, aber auch danach in den 1970er und 1980er Jahren wieder zurück. Die Stadt war ein wichtiger Bezugspunkt für die Neuen Sozialen Bewegungen, beispielsweise die Frauen-, Friedens-, Umweltschutz- und Hausbesetzerbewegung.

In diese Tradition gehören freilich auch die Frankfurter Kaufhausbrände vom 2. April 1968: Mit dieser ‚Gewalt gegen Sachen‘ wollten Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Thorwald Proll und Horst Söhnlein gegen den Krieg der USA in Vietnam protestieren. Der darauf folgende Prozess wurde zur Initialzündung des mörderischen Terrorismus der Roten Armee Fraktion (RAF), und Frankfurt blieb einer der wichtigsten Bezugspunkte der RAF bis in die 1990er Jahre.

Globale Rebellion

Die Frankfurter Ereignisse haben zwar eine innere Logik und fügen sich in ein Profil der Stadtgeschichte, in die historische Identität der Stadt ein. Zugleich sind sie aber ohne die globale Studentenbewegung nicht zu verstehen. Sie sind Teil einer Welle von Protesten in fast allen westlichen Industrieländern, ja selbst in zahlreichen Ländern des Ostblocks, wie jüngste Forschungen zeigen.¹⁹ In den USA gilt das Free Speech Movement radikaler Studenten an der kalifornischen Universität Berkeley als ein Ausgangspunkt, eng verbunden mit den Students for a Democratic Society (SDS, seit 1960) und dem Civil Rights Movement um Martin Luther King (seit den 1950er Jahren). Die Protestwelle setzte sich über die ganze Welt fort: in England die Proteste der Vietnamkriegsgegner um Tariq Ali, in Italien der Generalstreik an den Universitäten 1967, in Frankreich der Generalstreik von Studenten und Arbeitern im Mai 1968 („Pariser Mai“), die

Proteste der Provos in Holland, in Mexiko die Studentenproteste während der Olympischen Spiele mit dem Massaker von Tlatelolco, in Japan die landesweiten Proteste gegen den Vietnamkrieg, Umweltverschmutzung und Verstädterung usw. Die Liste ist fortsetzbar.

Der gemeinsame rote Faden aller dieser Protestbewegungen war seit 1965 die Kritik am Vietnamkrieg der Amerikaner. Träger des Protests waren Intellektuelle der New Left bzw. nouvelle gauche, nuova sinistra – der Neuen Linken. Antiautoritär war ihre gemeinsame Grundhaltung, ziviler Ungehorsam ihre erfolgreich angewandte und fantasievoll fortentwickelte Methodik. Das Fernsehen, das in den 1960er Jahren zum Massenmedium avancierte, beeinflusste die Proteste, indem es nicht nur die noch ungefilterten Bilder des Vietnamkriegs jenseits von Sprachbarrieren in die Wohnzimmer aller Industrieländer transportierte, sondern auch die Proteste und ihre Ausdrucksformen selbst kommunizierte und schließlich unfreiwillig koordinierte.²⁰ Die gemeinsamen Ikonen der Bewegung waren global: der ‚Kubaner‘ Che Guevara, der Vietnamesen Ho Chi Minh und der Chinese Mao Tse-tung.²¹ Wolfgang Kraushaar hat deshalb von der 68er Bewegung als der „ersten globalen Rebellion“ gesprochen.²² Ihr Anfang und ihr Ende sind kaum klar zu definieren, doch gewannen diese Proteste zwischen 1967 und 1969 eine globale Gleichzeitigkeit, Dichte und Intensität, die weder zuvor noch danach wieder erreicht wurden.

68 und die Postmoderne

Über die Ursachen und Folgen dieser globalen Bewegung ist viel nachgedacht worden, und das Jahr 2008 wird weitere Beiträge dazu liefern. Die Perspektive hat sich erweitert, die ‚langen‘ 1960er Jahre sind in den Blick genommen worden und damit säkulare Prozesse wie die Herausbildung von Massenkonsum („Konsumgesellschaft“) und globaler Jugendkultur.²³ Fügt man den Verlust verbindlicher religiöser und sittlicher Werte, die Auflösung sozialer Milieus und die Relativierung nationaler Denkmuster hinzu, so wird der schillernde Begriff der Postmoderne aufgerufen. Der englische Geschichtsphilosoph Arnold J. Toynbee fasste darunter schon 1947 die Spätphase der „abendländischen Kultur“, die durch Auflösung des Nationalen und den Übergang zu einer globalen Kultur der Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Werte, Ideale und Theorien gekennzeichnet sei.²⁴

Wären viele der ‚langen‘ Wirkungen und ‚weichen Faktoren‘ der 68er Bewegung wie die Pluralisierung der Lebensstile, die Veränderung des Verhältnisses von Privatem und Öffentlichem und die Entwicklung einer transnationalen Bürgergesellschaft, eines „Bürgersinns mit Weltgefühl“²⁵ also nicht ohnehin eingetreten? Hatten die 68er daran wirklich einen so entscheidenden Anteil? Für dieses Ausstellungsprojekt ist die Bejahung dieser Frage eine Voraussetzung, weil die ‚lange Wirkung‘ der 68er genau darin gesehen wird. Wir sind von der Katalysatorfunktion der Studentenrevolte für diese epochalen Entwicklungen überzeugt. Die globale Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, untrennbar verknüpft mit der Entstehung der großen Diktaturen, hatte weltweit zu einer Verzögerung, ja zu Rückschritten in dieser Entwicklung geführt. Vor allem in Deutschland, das sich erst in den 1960er Jahren einer historischen Aufarbeitung und Anerkennung der eigenen Schuld stellte, war dieser Katalysator unverzichtbar. Unverzichtbar vor allem deshalb, um in der Denkfigur der Zäsur im Bewusstsein und der Mentalität der Deutschen bleibende Spuren zu hinterlassen. Die



¹⁹ Zur internationalen Studentenbewegung: Gilcher-Holtey 2001; zur Studentenbewegung im Ostblock: die Tagungsankündigung „Das Jahr 1968 aus der Sicht der Gesellschaften Mittel-, Ost- und Südosteuropas“, in der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts in Bremen, 22.–23.2.2008 (www.stiftung-sozialgeschichte.de) und <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=8402>) sowie die Zeitschrift *Horch und Guck*, Nr. 58, 2007 mit Themenschwerpunkt: 1968 und die DDR. Buchpublikationen von Stefan Wolle und Hartmut Zwahr sind für das Frühjahr 2008 angekündigt.

²⁰ Klimke/Scharloth 2007.

²¹ „Beitrag von Manuel Gogos, „Hoch die Internationale Solidarität“, in diesem Band.

²² Kraushaar 2000, S. 19–52, vgl. auch S. 53–80: Die transatlantische Protestkultur. Der zivile Ungehorsam als amerikanisches Exempel und als bundesdeutsche Adaption.

²³ Vgl. zuletzt Siegfried 2006.

²⁴ Toynbee 1947.

²⁵ Knoch 2007.

Studentenrevolte der 68er bewirkte, dass Westdeutschland Anschluss an die große transnationale Entwicklung bekam. In den 1970er Jahren kann man von der gelungenen Durchsetzung einer politischen, dezidiert partizipatorischen Bürgerlichkeit in Westdeutschland sprechen. Das Land entwickelte sich nun eindeutig in Richtung einer pluralistischen Gesellschaft. Wesentlicher Indikator dafür sind unseres Erachtens die Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre in Westdeutschland, etwa die Frauen-, Friedens-, Umwelt- und Anti-Atomkraftbewegung. Sie können gewissermaßen als ‚lange wirkende‘ Produkte der Studentenbewegung angesehen werden. Anders als diese fügten sie sich aber in den politischen Rahmen der Bundesrepublik ein. Sie haben die ‚lange Wirkung‘ der 68er in der bundesdeutschen Gesellschaft verankert und als aktive Bürgerlichkeit wesentlichen Anteil an der Modernisierung des politischen Systems.

Das ist freilich eine paradoxe Wirkung der 68er, denn in den politischen Zielen der neomarxistischen Wortführer in SDS und APO kam die Fortentwicklung des politischen Systems der Bundesrepublik nicht vor. Eine globalisierte Wirtschaftspraxis, wie sie sich seit den 1990er Jahren rasant durchgesetzt hat, wäre gar ein Horrorszenario für sie gewesen – und sie ist es für ihre heutigen Erben, die Globalisierungsgegner. Nota bene: Von der ‚internationalen Solidarität‘ der Studenten von 1968 führte bekanntlich kein Weg zur sozialistischen Weltrevolution – dafür half sie aber den Deutschen, den Anschluss an die Entwicklung der transnationalen Zivilgesellschaft zu finden.

Mit dieser Bewertung lässt sich das Phänomen 1968 nicht einfach zu einem ‚Mythos‘ und einer ‚Gewaltphilosophie‘ reduzieren (Gerd Langguth) oder umgekehrt zur Ursache aller Übel im Land hochstilisieren (Kai Diekmann).²⁶

Hannah Arendt schrieb im Jahr 1968 an Gertrud und Karl Jaspers: „Mir scheint, die Kinder des nächsten Jahrhunderts werden das Jahr 1968 mal so lernen wie wir das Jahr 1848.“²⁷ Wir sind noch nicht so weit, um das bestätigen oder negieren zu können. Die Kinder des 21. Jahrhunderts lernen gerade erst lesen.

Dank

Dennoch haben wir uns im Historischen Museum von der Prophezeiung Hannah Arendts leiten lassen. Die Kuratoren Andreas Schwab, Beate Schappach (beide vom Ausstellungsbüro Palma3 in Bern) und Manuel Gogos sind alle nach 1968 geboren: Mit ihnen ‚besichtigt‘ die Generation der Kinder der 68er die Generation ihrer Eltern. Andreas Schwab hat uns das Projekt im Jahr 2005 vorgeschlagen, und wir haben begeistert zugesagt. Das Museum hat das bald erweiterte Kuratorenteam mit einer Arbeitsgemeinschaft (Martha Caspers, Feli Gürsching, Jürgen Steen, Wolf von Wolzogen und ich) intensiv begleitet und es gemeinsam mit dem Gestalter Martin Krämer periodisch zu einem ‚Kollektiv‘ erweitert. Für den wichtigen Eingangsraum mit acht Zeitzeugeninterviews am Beginn der Ausstellung holten wir die Berliner Filmemacher Teresa Renn und Rouven Rech (torerofilm) in unser Kollektiv, auch sie wurden nach 1968 geboren. Erst durch die gemeinsame Arbeit an der Ausstellung hat sie ihre Form und Gestalt gefunden. Die Initiative aber und die intensive Erarbeitung der Gliederung sowie der Objektdatenbank und das Knüpfen der zahllosen Kontakte zu

ZeitzeugInnen und Leihgebern ist die Leistung von Andreas Schwab, Beate Schappach und Manuel Gogos. Aus dem Museumsteam hat Jürgen Steen die aufwändige Koordination übernommen. Ihnen allen gilt mein Dank.

Das vorliegende Begleitbuch zur Ausstellung wurde ebenfalls vom Kuratorenteam konzipiert und herausgegeben. In den Essays zu den Themenbereichen der Ausstellung kommen viele externe Autoren zu Wort. Damit bindet das Projekt den Stand der aktuellen Forschung wie auch die Positionen von Zeitzeugen ein. Das Spektrum der Autoren ist dem entsprechend breit: Es reicht von Vertreter(inne)n der aktuellen internationalen Forschung wie Kathrin Fahlenbrach (Halle), Dagmar Herzog (New York) und Detlef Siegfried (Kopenhagen) über junge Historiker(innen) wie Katrin Hammerstein, Alexander Holmig und Cara Schweitzer bis hin zu ‚Zeitgenossen‘ und -diagnostikern wie Gerd Koenen, Oskar Negt, Barbara Sichtermann oder Rudolf Walther. Gerade die Zeitzeugen nehmen heute sehr unterschiedliche – abgeklärt kritische bis emphatisch-kämpferische – Haltungen zur Studentenrevolte ein und drücken das auch in diesem Band aus. So widersprüchlich die Sprecherpositionen im Jahre 1968 waren: Heute sind sie es erst recht.

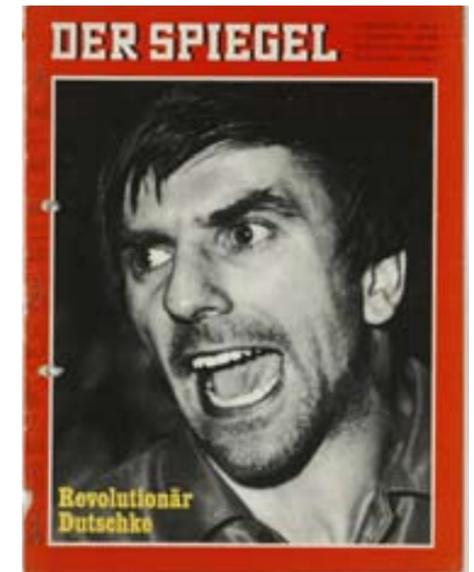
Uwe Loesch (Arbeitsgemeinschaft für visuelle und verbale Kommunikation, Erkrath), der die Studentenrevolte als Asta-Mitglied in Düsseldorf erlebte, hat das Plakatsmotiv der Ausstellung und damit auch das Titelmotiv dieser Publikation entworfen. Es drückt in der Überlagerung mehrerer ‚Ikonen‘ der 1960er und 1970er Jahre die Vielschichtigkeit dieser Zeit aus: Pop-Kultur, Sozialismus, Internationalismus und Friedensbewegung haben sich 1968 trotz all ihrer Heterogenität in einer kurzfristigen ‚Engführung‘ übereinander gelegt. Die Sprengkraft dieser Mischung ist dem Plakat anzusehen.

Die Finanzierung der Ausstellung ist dank der großzügigen Förderung durch die Kulturstiftung des Bundes und der Hessischen Kulturstiftung ermöglicht worden. Stellvertretend für die Stiftungsgremien danke ich Hortensia Völkers und Claudia Scholtz herzlich für ihr großes Vertrauen! Der Mobilisierungsfonds des Frankfurter Kulturdezernats, die Stiftung Polytechnische Gesellschaft und die FAZIT-Stiftung trugen wesentlich zur Finanzierung bei. Felix Semmelroth, Roland Kaehlbrandt und Thomas Möst spreche ich den Dank des gesamten Ausstellungsteams aus! Das stadtweite Rahmenprogramm „Die 68er. Langer Sommer – kurze Weile“, das von April bis November 2008 in Frankfurt mit über 100 Veranstaltungen auf sich aufmerksam macht, ist durch Carolina Romahn vom Frankfurter Kulturamt koordiniert und aus dem Kooperationspool des Museumsufers großzügig unterstützt worden. Auch die Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn hat dazu erheblich beigetragen. Unsere beiden Medienpartner, der Hessische Rundfunk und die Frankfurter Rundschau, begleiten das Projekt nicht nur publizistisch; sie haben bereits in der Konzeptionsphase umfangreiches Material aus ihren Archiven zur Verfügung gestellt und waren uns wichtige Ansprechpartner. Auch dafür gilt unser herzlicher Dank!

Frankfurt, im Januar 2008

Jan Gerchow

Direktor des Historischen Museums



²⁶ Langguth 2001; Diekmann 2007: „Ich beschreibe 1968 als Epochenbruch der deutschen Gesellschaft in Richtung Egozentrik, Faulheit, Mittelmaß. Es war eine gewaltige Zäsur. Wir leiden immer noch darunter. 1968 bestimmt unser Leben bis in die letzten Fasern: Staatsgläubigkeit, kryptosozialistische Versorgungssysteme, Selbsthass, Identitätsverlust.“ (Zitat aus der Präsentation des Buchs, Die Weltwoche, Nr. 42, 2007).

²⁷ Zit. von Thomas Groß in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.7.2007, S. 7.

DIE 68ER. KURZER SOMMER – LANGE WIRKUNG

Beate Schappach / Andreas Schwab

Die Symbole von 1968

Im Rückblick erscheint die Geschichte des ‚kurzen Sommers der Revolte‘ vom Tod Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 bis zur Auflösung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und der damit einhergehenden Zersplitterung der Bewegung 1970 als aufgewühlte, dynamische Zeit, deren einzelne Aktionen Schlag auf Schlag folgten. Ins kulturelle Gedächtnis gegraben haben sich Slogans wie ‚Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren‘ und Bilder, etwa das an eine Pietà erinnernde Bild des angeschossenen Benno Ohnesorg, dessen Kopf im Schoß einer jungen Frau ruht. Auf internationaler Ebene sticht der bärtige Che Guevara in der weit verbreiteten Version mit Baskenmütze samt rotem Stern hervor; aufgedruckt auf T-Shirts, Schirmen, Bademode und vielen anderen Accessoires, drückt das Bild heute kaum mehr aus als eine unbestimmte politische Protesthaltung und Revolutionsromantik. Diese und andere Ikonen aus der Zeit um 1968 sind heute wenig mehr als abrufbare Protestsymbole der Popkultur, kommerzialisierte linke Ikonen in der neo-liberalen Gesellschaft. Durcheinander gewirbelt und sich gegenseitig überlagernd bilden sie das von Uwe Loesch entwickelte Logo der Ausstellung „Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung“, dem die Frage nach der langen Wirkung der Aufbrüche von 1968 somit bereits inhärent ist.

Neben Che Guevara nimmt das Motiv die legendäre Banane auf, die Andy Warhol für das Cover des Albums „The Velvet Underground & Nico“ 1967 gestaltete. Der fünfzackige rote Stern stammt aus der kommunistischen Bewegung; er symbolisiert die Hand der werktätigen Bevölkerung und die fünf Kontinente. Aufgegriffen von Verlagen wie Stroemfeld/Roter Stern von KD Wolff, der Buchhandlung Roter Stern in Marburg wie auch durch die Rote Armee Fraktion, entwickelte sich das Symbol zu einem Zeichen für linke Bewegungen. Die von Pablo Picasso 1949 entworfene Taube, die meistens weiß auf blauem Hintergrund dargestellt wird, wurde zum Symbol der Friedensbewegung.

Genauso vieldeutig wie die Grafik von Uwe Loesch überlagern sich die Erinnerungen an 1968, verknüpfen sich die Meinungen und Emotionen zu einem unübersichtlichen Ganzen. Als erste überregional konzipierte Ausstellung zu den 68ern, die sich in umfassender Weise mit ihren Lebenswelten befasst, möchten wir hier ansetzen und vierzig Jahre nach der Zäsur von 1968 die Werte und Einstellungen der 68er und den von ihnen initiierten Wandel in der Gesellschaft insgesamt reflektieren. Eine wichtige Zielsetzung der Ausstellungsmacher besteht darin, zu einer Rekontextualisierung der 68er Bewegung und ihren Entstehungsbedingungen beizutragen und einen Raum zu konstituieren, der es dem Publikum erlaubt, die Zäsur in ihren zahlreichen Dimensionen zu erfassen. Dabei wird 1968 mit Wolfgang Kraushaar als „Mythos, Chiffre und Zäsur“ begriffen, als Abkürzung für eine Epoche, die die Zeit von 1967 bis zum Deutschen Herbst 1977 umfasst.¹ Dabei ist 1968 ein rückwärts projizierter Begriff, der als Epochenbegriff in Anlehnung an den Pariser Mai ’68 zum ersten Mal in den frühen 1980er Jahren Verwendung fand.

Die Beschäftigung mit 1968 ist nicht allein von historischem Interesse. Damals hat begonnen, was unsere Lebensart heute zu weiten Teilen bestimmt: Mit 1968 setzte ein Mentalitätswandel ein, der beispielsweise das Verhältnis zwischen privater und öffentlicher Sphäre („Das Private ist politisch“), soziale Beziehungen ebenso wie das Körperbewusstsein nachhaltig verändert hat. Der Wandel



der Lebensstile war so tief greifend, dass wir seiner Auswirkungen erst mit historischem Abstand gewahr werden. Mit einer stärker auf die mentalitätsgeschichtlichen Umwälzungen von 1968 und weniger auf die Ereignisgeschichte fokussierenden Sicht, wie sie der Ausstellung zugrunde gelegt wird, entgeht man der Gefahr, die damaligen Konfrontationen zwischen den Bewegten und dem Staat unreflektiert wieder aufleben zu lassen. Thematisch umfassend sollen Aufbrüche in unterschiedlichen Bereichen vermittelt werden, die aus Sicht der Ausstellungsverantwortlichen die Zeit überdauert haben und im heutigen gesellschaftlichen Diskurs immer noch von Relevanz sind.

Die Ausstellung nimmt ein Postulat der 68er Bewegung auf: Das Private ist vom Politischen nicht zu trennen. Nach dem Schriftsteller Peter Schneider hat dies der Bewegung ihre euphorische Kraft und revolutionäre Dynamik verliehen.² Daher ergreifen in der Ausstellung – in Anlehnung an Hans Magnus Enzensbergers Montageroman „Der kurze Sommer der Anarchie“ (1972), der auch für den Ausstellungstitel Pate stand – zahlreiche Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in unterschiedlicher Weise an der Bewegung partizipiert haben, das Wort und legen in den Medienstationen ihre Sicht auf die Ereignisse dar.

Dichte Beschreibung

Die Recherchearbeit war neben der Suche nach repräsentativen, aber auch spektakulären Exponaten insbesondere auch von einem Dialog mit den ZeitzeugInnen geprägt. Die etwa dreißig Interviews sowohl mit den bekannteren ProtagonistInnen der Bewegung als auch mit unbekannteren Personen, mit aktiven MitstreiterInnen der Bewegung, mit BeobachterInnen und mit damaligen Professoren eröffnen das heterogene Feld der Aufbrüche der 68er Bewegung und deren Bewertung.

An Tiefenschärfe gewinnt die Darstellung von ’68 vor allem durch die Schilderungen derjenigen, die die Bewegung nicht als Vorreiter, sondern von ihren Rändern her erlebt haben. So berichtet etwa Renate Chotjewitz Häfner, dass sie, während ihr Mann als Schriftsteller Karriere machte, trotz aller Traktate über ein befreites Leben doch immer mehr in die Rolle der Hausfrau und Mutter rutschte: **„Seine Kenntnis von der Ausweichtaktik der Guerilla wandte er an, um sich vorm Abwasch zu drücken.“**³ Bezeichnend für die Zeit um 1968 ist genau diese Gleichzeitigkeit von überkommenen Moralvorstellungen und neuen Ansprüchen, zwischen denen sich das alltägliche Leben der jungen Generation abspielte: „Wenn ich auf die sechziger Jahre zurückblicke, so scheint mir, nie habe eine größere Lücke geklafft zwischen der sich vollziehenden Bewusstseinsveränderung, unseren theoretischen Ansprüchen auf die Veränderung der Gesellschaft, der Welt einerseits und der Realität, in der wir lebten, andererseits, zwischen neuen Einsichten und altem Verhalten.“⁴

Die Auswahl der Befragten repräsentiert die in der Ausstellung angesprochenen Themen. Unter ihnen sind unter anderem ehemalige Frankfurter Hausbesetzer wie Hanjo Diekmann und Til Schulz, die Sexualwissenschaftler Günter Amendt und Martin Dannecker, Protagonistinnen der Neuen Frauenbewegung wie Silvia Bovenschen, Sibylla Flügge und Barbara Köster, der damalige Rektor der Universität Frankfurt Walter Rüegg und seine damalige Assistentin Ruth Meyer-Schweizer sowie Publizisten wie Klaus Theweleit und sein Doktorvater Hans Peter Herrmann. Des Weiteren haben wir den Kontakt mit den FotografInnen der Bewegung Erika Sulzer-Kleinemeier, Barbara

² Herzog 2005, S. 269 f.

³ Häfner Chotjewitz 1987, S. 105.

⁴ Ebd.



Klemm, Günter Zint und Will McBride gesucht, die in der Ausstellung und im Katalog mit zahlreichen beeindruckenden Aufnahmen vertreten sind, deren Qualität den Prozess der Ikonisierung von '68 befördert hat, die aber auch immer wieder einen neuen Blick auf die Zeit erlauben.

In allen Gesprächen fällt das argumentative Vermögen der 68er auf, das sich selten in bloßen Erzählungen erschöpfte, sondern Analysen, Differenzierungen und Vergleiche mit der Gegenwart beinhaltet. Nur einzelne der angefragten Zeitzeugen verweigerten uns ein Gespräch, bei einigen durften wir das Gespräch zwar führen, aber nicht aufzeichnen. Diese Vorbehalte rühren meist daher, dass bereits viel Polemik über die 68er publiziert worden ist und dabei oft auch deren Protagonisten persönlich angegriffen und ihre Aussagen instrumentalisiert worden sind.

Die Recherche führte auch durch den urbanen Raum von Frankfurt, in dem die Spuren von '68 bis heute erhalten sind. Beim Gang durch den geografischen und sozialen Raum, in welchem wir nicht selten von Zeitzeugin A an Zeitzeuge B weiterempfohlen wurden, trifft man auf wichtige Kristallisationspunkte der Bewegung wie die Johann Wolfgang Goethe-Universität, das Institut für Sozialforschung, die ehemalige Spontivilla, den Club Voltaire, den Verlag Neue Kritik, die Karl-Marx-Buchhandlung sowie ehemals besetzte Häuser in der Eppsteiner Straße oder im Kettenhofweg.

Die ZeitzeugInnen waren nicht selten auch Quelle für interessante Exponate, die bisher noch nicht im musealen Kontext gezeigt worden sind. Beispielsweise stellte die Künstlerin Rita Mühlbauer die miteinander kopulierenden Holzdeckel Fickl & Fackl für die Ausstellung zur Verfügung, die von der Künstlergruppe Team 86 als Gegenentwurf zu Waldi, dem offiziellen Maskottchen der Olympischen Spiele 1972 von Otl Aicher, hergestellt wurden. Grundsätzlich diente uns als Richtschnur für die Suche nach Exponaten, dass sie sowohl repräsentativ für die Bewegung als auch individuell bemerkenswert sein mussten. Sie sollten sich zur Illustration eines größeren Zusammenhangs eigenen und zugleich markante Züge tragen. Auf diese Weise dokumentieren aussagekräftige Beispiele pars pro toto die unterschiedlichen Themenfelder.

Wir traten sowohl den Objekten als auch den Personen als ethnologisch Forschende entgegen oder – um es in den Worten von Eva Demski auszudrücken – als ‚Insektenforscher‘ mit einer zugleich annähernden und distanzierenden Betrachtungsweise. Entstanden ist ein subjektiver Versuch über die 68er, ihre Utopien, Erfahrungen und die lange Wirkung ihrer Aufbrüche. Die KuratorInnen stammen aus der in den siebziger Jahren geborenen Generation und treten in Dialog mit den Utopien ihrer Elterngeneration, reflektieren die Aufbrüche, behalten aber zugleich auch immer den Blick auf die Gegenwart.

Keine Mastererzählung

Als großes Erinnerungs-panorama ist die Ausstellung mit den Erzählungen der 68er verknüpft. In der Eingangsinstallation der Ausstellung treffen sich acht Personen, die im ‚Roten Jahrzehnt‘ 1967–1977 aktiv in Erscheinung getreten sind und in der Öffentlichkeit mit der 68er Bewegung assoziiert werden, zu einem virtuellen Gespräch: Silvia Bovenschen, Daniel Cohn-Bendit, Martin Dannecker, Gretchen Dutschke-Klotz, Beate Klarsfeld, Barbara Köster, Bahman Nirumand und KD Wolff debattieren in der intellektuellen Schärfe und emotionalen Leidenschaft, wie sie für die

Zeit charakteristisch sind. Dabei wird nie einer einzelnen Person die Deutungshoheit überlassen, jede Meinung mit gegensätzlichen Auffassungen gekontert. Im Zentrum der Videoinstallation steht die Polyphonie der Meinungen und die Widersprüchlichkeit der damaligen Ereignisse. Im Gesprächsfluss wird die vielschichtige Erinnerungskultur der 68er sichtbar, die die Diversität der Erinnerungen in den Mittelpunkt rückt und auf eine abschließende Mastererzählung verzichtet.

Dieser in der Eingangsinstallation inszenierte Erinnerungsdiskurs leitet in den Hauptraum der Ausstellung über, in welchem die acht Hauptthemen Bildung und Erziehung, Kommune und Wohngemeinschaft, Geschlechterrollen, Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, Internationale Solidarität, Selbstverwaltung, Aktionsformen und Gewaltfrage sowie Lebensstile mit umfangreichem historischen Material dokumentiert werden. Wie bereits an den Titeln der Themenfelder ablesbar ist, soll vermieden werden, bloß die theoretischen Entwürfe und ideologischen Vorstellungen nachzuerzählen, obschon diese in einigen Gruppierungen zeitweise vorherrschend waren, wie Uwe Timm selbstkritisch anmerkt: „Wir hätten mehr singen, weniger kategorial bestimmen sollen.“⁵ Stattdessen wird die Breite des Aufbruchs und die Varietät seiner Themen gezeigt. Hier sind die Veränderungen in der Alltagskultur, der Sexualität und der Familie am augenfälligsten.⁶ Unter anderem hat sich der Trend zur Individualisierung in breiten Bevölkerungsschichten akzentuiert ebenso, wie Selbstverwirklichung zu einem gesellschaftlich anerkannten Wert geworden ist. Zahlreiche der damaligen Themen sind inzwischen fest in der Politik und im öffentlichen Bewusstsein verankert, etwa die Gleichstellung der Geschlechter.

'68 ist nur als Aufbruch zu verstehen, wenn auch thematisiert wird, wogegen sich die Bewegung gerichtet und welche Abgrenzungen sie selbst produziert hat. Zu diesem Zweck befindet sich in der Mitte der Ausstellung, von jedem Themenbereich aus einsehbar, die ‚Spießhölle‘. Sie vereinigt das klischierte Gegenbild der 68er: das als eng und miefig empfundene Familienleben im Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit. Hier wuchsen die 68er heran, diese Zeit blieb einer ihrer wichtigsten Referenzpunkte. Die 68er grenzten sich insbesondere gegen die patriarchale und hierarchische Gesellschafts- und Familienstruktur, die Restaurationsbestrebungen (‚Wir sind wieder wer‘) und das Statusstreben, die rigiden Moralvorstellungen und die Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit ab. An diesen Reibungsflächen entzündete sich eine Jugendbewegung, die leidenschaftlich nach gesellschaftlichem Wandel verlangte. Dabei entwickelten die 68er ein Feindbild, das Teil ihrer Revolutionsrhetorik wurde.

In der Form an einen gutbürgerlichen Dia-Abend erinnernd, wird der Abgrenzungsdiskurs der 68er gegenüber ihrer Elterngeneration und der als überkommen angesehenen Gesellschaft dargestellt. Der ironische Gestus dieses Verfahrens, auf den auch der Titel der Dia-Installation – ‚Spießhölle‘ – hinweist, zeigt auch, dass die 68er ihre Kritik immer wieder überzeichneten, um sich von ihren Eltern umso wirksamer abzugrenzen, gerade weil sich diese Grenzen in vielen Bereichen als eher durchlässig erwiesen haben, denkt man etwa an die eigenen emotionalen Widerstände, mit denen die 68er bei den promiskuitiven Versuchen, freie Liebe zu praktizieren, zu kämpfen hatten. Die ‚Spießhölle‘ beschreibt daher keinen historischen Zustand, sondern besteht aus der Summe von Negativprojektionen der 68er. Aus dieser – teilweise imaginären – Feindschaft konnten sie sich die Legitimation verschaffen, sich so radikal gegen die herrschenden Zustände zu wenden.



⁵ Timm 2003, S. 73.

⁶ Siegfried 2006.



Ohne diese psychologische Dimension der Gegnerschaft zu den restaurativen Bestrebungen der 1950er Jahre, auf deren Grundlage Dagmar Herzog die 68er als *antipostfaschistische* Generation bezeichnet,⁷ würden die verschiedenen Aufbrüche kaum verständlich. Durch die Installation der ‚Spießhölle‘ in der Ausstellung werden diese erinnerungsgeschichtlichen Diskurse dargestellt und gleichzeitig eingeschliffene Erzählmuster problematisiert, was durchaus in Abgrenzung zu den vorherrschenden Eigeninterpretationen der 68er zu verstehen ist.

Wie wird Geschichte gemacht?

„Bitte berühren!“, scheint auf jedem der Ordner und Kartons zu stehen, die zu hunderten in langen Reihen im Archiv APO und soziale Bewegungen aufbewahrt sind. „Schaut Euch in Ruhe um; Ihr könnt alles rausnehmen und lesen!“, fordert uns die freundliche Mitarbeiterin auf. Eine Systematik gibt es praktisch nicht, auch keinen Schlagwortkatalog oder sonst ein Findmittel. Alles steht hier so, wie es in jahrelanger (unbezahlter) Arbeit von engagierten 68ern zusammengetragen worden ist, mehr oder weniger thematisch geordnet, je nach Ordnungsliebe der Vorbesitzer.

Der intuitive Griff in die Regale fördert einige Postkarten zu Tage, auf denen das chinesische Staatsballett in knallbunten Farben die Kunde von der Kulturrevolution in die Welt trägt und deren Rückseite solidarische Grüße an den inhaftierten Horst Mahler zieren. Die Suche ist zeitaufwändig, wird aber mit interessanten Funden belohnt, an denen noch nicht der Zahn der publizistischen Verarbeitung genagt hat.

Gleich neben den Mahler’schen Devotionalien trifft man auf die selbst gemachten Masken aus Einkaufstüten, die die Kommune I anlässlich der Demonstration gegen den Besuch des persischen Schahs am 2. Juni 1967 in Berlin verteilt hatte. „Jedermann ist aufgerufen sich einzutüten“ – diese Aufforderung aus dem dazu gehörigen Flugblatt birgt auch mit einer Distanz von vierzig Jahren eine große Versuchung. Die Diskrepanz zwischen der Aufforderung von 1967, die Schahmasken aufzusetzen, und dem Tabubruch, den dieselbe Handlung 2007 in einem Archiv bedeutet, macht den Historisierungsprozess deutlich, dem die Materialien unterworfen sind. Die Tatsache, dass es dennoch den einen oder anderen Ort gibt, an dem der Tabubruch möglich ist, zeigt, dass der Historisierungsprozess noch in vollem Gange ist.

Vielen Dokumenten ist inzwischen die Weihe der Aufnahme in eine der großen Sammlungen oder staatlichen Archive zuteil geworden. Sie werden sachgemäß restauriert und aufbewahrt, sind verschlagwortet und oft sogar online findbar. So werden sie einer breiten, interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht, die sie aber nun nur noch mit Handschuhen berühren darf. Kurz: Es sind der Zukunft geweihte Reliquien des großen Aufbruchs von 1968, dies jedoch um den Preis ihrer Erfahrbarkeit in der Gegenwart.

In den Archiven, die aus privaten Initiativen von 68ern seit den achtziger Jahren entstanden sind, herrscht demgegenüber ein gewisses *laissez faire*, das nicht selten auch der mangelhaften Finanzierung und personellen Unterbesetzung geschuldet ist. Je weiter 1968 auf dem Zeitstrahl in die Vergangenheit rückt und je mehr Jubiläen begangen werden, umso interessanter werden diese Sammlungen für größere Institutionen. So wie das Archiv APO und soziale Bewegungen jüngst

dem Archiv der Freien Universität Berlin eingegliedert wurde, werden in Zukunft auch andere Bestände einer disziplinierteren Archivierung zugeführt werden. Damit werden sie sowohl aufgewertet und eine breite, intelligible Rezeption ermöglicht als auch einem anarchischen, sinnlichen Gebrauch entzogen.

Dieser Primat der intelligiblen Tradierung birgt auch eine selektive Kraft: Gesammelt und aufbewahrt werden Flugblätter, Zeitschriften, Broschüren – Flachware, die ordner- und schlagwortkompatibel ist. Diese ‚papierene‘ Überlieferung haben schon die 68er selbst betrieben, denn beinahe jeder weiß von einer Kiste mit alten Flugblättern im Keller. Hier stellt sich die zuweilen detektivische Aufgabe, Objekte zu finden, die andere als den textuellen Zugang eröffnen und der Ausstellung zur Dreidimensionalität verhelfen – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Durch hartnäckiges Suchen und mitunter durch Mithilfe des Zufalls – etwa im Fall von Vollrad Kutscher, der uns seine Stabpuppen angeboten hat – sind wir zu den interessantesten Exponaten gelangt, die den Prozess der Ikonisierung noch nicht durchschritten haben.

Wertung und Wirkung

Ogleich es den zur Verfügung stehenden Rahmen sprengen würde, die laufende Debatte um die Bewertung von 1968 umfassend wiederzugeben, so fällt doch auf, dass sie häufig auf einer fragmentierten Wahrnehmung beruht. Nicht selten werden einzelne Elemente, die zwar unzweifelhaft mit 1968 in Verbindung stehen, herausgegriffen und verabsolutiert, was insbesondere für die Frage der Gewalt und die intensiv geführte Auseinandersetzung mit dem Terrorismus der RAF gilt. So wird, anstatt die Bewegung in ihrer Heterogenität und Breite umfassend darzustellen, oft nur auf einzelne Akteure wie Rudi Dutschke oder Dieter Kunzelmann bzw. einzelne Organisationen fokussiert.

Insbesondere in den Massenmedien ist die Auseinandersetzung mit 1968 häufig undifferenziert. Die 68er werden von konservativen Kreisen als Prototypen der ‚idealistischen Gutmenschen‘ dargestellt, die mit naiven politischen Ansichten die Qualität der Schulen gemindert, die sozialen Bindungen und besonders die Familie zerstört und die Staatsquote aufgebläht hätten. Hinzu kommt die enge Verknüpfung des Linksterrorismus mit der 68er Bewegung. Kai Diekmann, Chefredakteur der Bild-Zeitung, die den protestierenden Studenten bereits in den sechziger Jahren in herzlicher Feindschaft verbunden war, sieht die negative Fixierung der 68er bis heute bestätigt: „Ich beschreibe 1968 als Epochenbruch der deutschen Gesellschaft in Richtung Egozentrik, Faulheit, Mittelmaß. Es war eine gewaltige Zäsur. Wir leiden noch immer darunter. 1968 bestimmt unser Leben bis in die letzten Fasern: Staatsgläubigkeit, kryptosozialistische Versorgungssysteme, Selbsthass, Identitätsverlust.“⁸ Unschwer lassen sich weitere Negativzitate anführen. Hier nur noch ein Beispiel des in Mode gekommenen ‚68er Bashing‘: „Die 68er haben ihre Erfolge verklärt und ihr Versagen verdrängt. Sie sind zwar oben angekommen, aber dennoch gescheitert. Unterm Strich haben sie mehr geschadet als genutzt, unsere Helden von 68. Und in ihrer Halsstarrigkeit und Selbstgefälligkeit erinnern sie auf ihre alten Tage sehr an das Gebaren derer, die sie einst bekämpft haben.“⁹

Es ist eindeutig, dass die 68er nach wie vor von konservativer Seite benutzt werden, um im politischen Kampf zu reüssieren. Aber auch auf wissenschaftlicher Ebene wird das Selbstverständnis



⁸ Interview mit Kai Diekmann, in: *Die Weltwoche*, Nr. 42, 2007, 18.10.2007.

⁹ Schwennicke 2007, S. 79.

⁷ Herzog 2005. Siehe auch ihren Beitrag in diesem Katalog.



der 68er einer kritischen Revision unterzogen – mit zum Teil wenig schmeichelhaften Ergebnissen. Wolfgang Kraushaar arbeitete einen Fall auf, in dem linke Aktivisten aus dem Umfeld der Kommune I aus antizionistischen und antisemitischen Beweggründen zum fünfzigsten Jahrestag der Reichspogromnacht im jüdischen Gemeindehaus in Berlin eine Bombe legten.¹⁰ Weiter stellte er die These auf, dass der „Dezisionismus“ von Rudi Dutschke bereits in nuce den bewaffneten Kampf der RAF vorweggenommen habe.¹¹

Einige der publizistisch aktiven 68er wehren sich gegen diese Vorwürfe, relativieren sie und/oder versuchen, die Bewegung in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen.¹² Besonders gegen die Unterstellung der „Faulheit“ verwahren sie sich: **„Wir waren gegen das Leistungsprinzip, aber wir waren nicht gegen Leistung. In Wirklichkeit waren wir ja selbst Hochleister, wie wäre es sonst möglich gewesen, unsere Professoren in die Schranken zu verweisen.“**¹³ Aber dennoch stellen auch sie die Frage, welche langfristigen Veränderungen sie angesichts des neoliberalen Kurses und der abbröckelnden sozialen Sicherheiten erreicht hätten. Die ehemalige Aktivistin Frigga Haug bilanziert selbstkritisch: „Wenn es stimmt, dass die 68er eine ungeheuer starke und nachhaltige Wirkung hatten, dann frage ich mich verzweifelt, wann wir eigentlich den Anschluss an die jetzige Generation verpasst haben, die sich mit allen möglichen Dingen abfindet, offensichtlich unpolitisch ist und sich nicht empört. Denn offenbar hat es die Gesellschaft nicht genügend erschüttert, dass die Neoliberalen versuchen durchzustarten. Ich nehme an, dass es auch an der fehlenden Erzählkultur liegt. Plötzlich ist alles wie nie gewesen.“¹⁴

In der jüngsten Zeit wurde der Zäsurcharakter von 1968 relativiert: „Die 68er stürmten Barrikaden, die ihre Verteidiger bereits verlassen hatten.“¹⁵ Das mag für die Genese von 1968 stimmen; jedoch ist im Rückblick genau die Beobachtung dieser Zäsur zu machen, da sich ein Mentalitätswandel erst mit der Studentenbewegung gesamtgesellschaftlich artikuliert. Die Ausstellung nimmt die neuen Ansätze insofern auf, als dass sie nicht die alten Schlachten der Polarisierung wiederholt. Gleichzeitig negiert sie aber nicht ihre Relevanz für die Bildung zahlreicher gesellschaftlicher Diskurse, sondern billigt der Chiffre 1968 eine ausgesprochen wichtige Bedeutung in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland zu, insbesondere bei der Transformierung des Alltags und der zwischenmenschlichen Beziehungen.

Ein gesellschaftlicher Historisierungsprozess der Aufbrüche von 1968 ist im Gange, eine streitfreudige, teils emotional aufgeladene Bilanzierung, an der wir uns beteiligen, deren Zuspitzung auf die Gewalt- und die Zuschreibungsfrage wir jedoch nicht teilen.¹⁶ Einer einseitigen Bewertung von 1968 schließt sich die Ausstellung bewusst nicht an. Vielmehr werden die Motive und Utopien der 68er ernst genommen, aber auch die Widersprüche der Bewegung verdeutlicht.

¹⁰ Kraushaar 2005.

¹¹ Kraushaar 2006.

¹² Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Schmierer 2007.

¹³ Günter Amendt im Gespräch mit Andreas Schwab und Beate Schappach am 26. September 2007.

¹⁴ Frigga Haug, Sozialistischer Frauenbund West-Berlin, in: Kätzel 2002, S. 198.

¹⁵ Philipp Gassert, „1968“ in der Bundesrepublik, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-2-183>, zuletzt besucht am 15. Januar 2008.

¹⁶ Im Einklang dazu steht das von Kathrin Fahlenbrach, Martin Klimke und Joachim Scharloth begründete Projekt „European Protest Movements“. Siehe www.protest-research.eu sowie Klimke/Scharloth 2007.



Einladung zum Fragen

Die Ausstellungsmacher sehen ihren Beitrag darin, ein breites Spektrum an Ansätzen und Aufbrüchen zu dokumentieren, die eine lange Wirkung gezeitigt haben. Dies ist als Angebot für den neu in Gang gekommenen Reflexionsprozess über die Bewertung von 1968 und der Folgen zu verstehen. Es wäre indes zuviel von einer Ausstellung verlangt, die Frage der Auswirkungen von 1968 auf die Gegenwart in einer stringenten These zu fassen. Vielmehr werden einzelne Themenbereiche angesprochen, die nicht immer widerspruchsfrei nebeneinander stehen. Ohne falsche Harmonisierung wird das historische Material so aufbereitet, dass die BesucherInnen ermuntert werden, sich der Frage nach den Auswirkungen von 1968 selbst zu stellen. Dieser multiperspektivische Ansatz führt im Idealfall zu einer echten Diskussion zwischen den Generationen – etwas, was die 68er bei ihren eigenen Eltern größtenteils vermisst haben.

Hier trifft sich die gegenwärtige Ausstellung mit der Vergangenheit des Historischen Museums Frankfurt, das mit der Neueröffnung 1972 eine Zäsur erlebte, die unter dem Credo ‚Bildung für alle‘ von 1968 stark beeinflusst war. Bereits damals wurde gefordert: „Es sollte auch dann verboten sein, dem Publikum vorzuschreiben, was es über Geschichte zu denken hat. Mit anderen Worten: Hinter die Position einer objektiven Unterrichtung für einen mündigen und allseitig kritischen Bürger, wie sie das Historische Museum versucht, sollte öffentliche Erwachsenenbildung nie wieder zurückfallen.“¹⁷ Diesen Anspruch hat auch die Ausstellung „Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung“. Sie befragt eine Bewegung und ihre ProtagonistInnen nach ihrer historischen Kraft und gesellschaftlichen Wirksamkeit. Sie macht die historische Bedingtheit unserer gegenwärtigen Situation sichtbar und ermuntert zur Reflexion über Perspektiven für die Zukunft.

Wie häufig bei Diskussionen um die Wirkung einer bestimmten politischen Bewegung stellt sich über kurz oder lang die Frage der Gegenwartsdiagnostik. Konstatieren wir – angeleitet von Schulze und Boltanski/Chiapello –, dass die Arbeits- und Freizeitwelten heute viel mehr Optionen offen lassen, dass das Leben in viel weniger klaren Bahnen verläuft als noch zur Zeit unserer Eltern.¹⁸ Die Entfremdungskritik am Kapitalismus ebenso wie seine Ausweitung haben Folgen gezeitigt: Viele Menschen verwirklichen sich heute zugleich an zahlreichen Projekten, immer mit befristeten Verträgen und oft in ihrem Home-Office. Die Entgrenzung des Privaten ist Realität, wenn auch in den seltensten Fällen in der Form, die den 68ern vorschwebte.

Wie auch immer die heutige Generation ihre Erfahrungen in den Arbeits- und Lebenswelten bewertet, einen großen Teil ihrer Selbstvergewisserung wird sie als Generation nach ’68 aus ihrer Beziehung zu 1968 beziehen.

¹⁷ Imanuel Geiss: Zum Streit ums Historische Museum in Frankfurt, in: Hoffmann/Junker/Schirmbeck 1974, S. 10.

¹⁸ Schulze 1992 und Boltanski/Chiapello 2003.

A „UNTER DEN TALAREN MÜFF VON 1000 JAHREN“: BILDUNG UND ERZIEHUNG



1968 ZWISCHEN BILDUNGS-KATASTROPHE UND BILDUNGSREFORM: ODER VON PICTH ZU PISA

Margit Rodrian-Pfennig

Georg Picht, 1968

Unter dem Stichwort ‚Bildung‘ lässt sich die Studentenbewegung nicht auf 1968 reduzieren. Den Notstand der Bildungsinstitutionen haben die Studierenden von damals nicht erfunden, sondern eher erlitten. Bereits Mitte der 1960er Jahre war die ‚Bildungskatastrophe‘ in aller Munde. Georg Picht, Ralf Dahrendorf und der Deutsche Bildungsrat hatten diese Diagnose formuliert. Aber zweifelsohne wurden die von Bildungsexperten geforderten Reformansprüche und Fragen an den Universitäten und Schulen radikalisiert, die Kritik zugespitzt und fundamentaler begründet. Sprachen die einen noch vom Bildungsnotstand, malten andere bereits das Gespenst von der Massenuniversität und allgemeinem Niveauverlust an die Wand. Bereits damals und erst recht heute scheinen die Koordinaten für den Zusammenhang zwischen Bildung, Schule und 1968 vorgegeben: Zerstörung der Disziplin, Diffamierung des Leistungswillens, Zerbrechen der Autorität in den Klassenräumen und den Familien lauten gern formulierte Schulzuweisungen.

Im Folgenden richtet sich der Fokus ausschließlich auf die Bildungsinstitutionen und Erziehungspraktiken, ihre Kritik durch die Studenten- und Schülerbewegung und die Reformanstöße, die aus dieser Kritik und den daraus entstandenen neuen Praxen hervorgegangen sind. Der Bildungsaspekt soll damit keineswegs gegenüber anderen Inhalten, Themen und Analyseperspektiven verabsolutiert werden. Dennoch bildet er einen zentralen Schlüssel zum Verständnis der damaligen Ereignisse, denn der Protest entzündete sich nicht nur in, sondern an den Bildungsinstitutionen.

Was kennzeichnet das Bildungssystem und seine Krise in den 1960er Jahren?

Im Gegensatz zur DDR, die bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit und zu Beginn der 1950er Jahre eine tief greifende Umgestaltung des Bildungswesens durchgeführt hatte¹, wurde das Bildungssystem in der Bundesrepublik mit seinen traditionellen Schul- und Hochschulstrukturen wiederhergestellt. Reformversuche der westlichen Besatzungsmächte scheiterten am heftigen Widerstand der konservativen Parteien, der Kirchen und Gymnasiallehrerverbände. Das dreigliedrige Schulsystem bestand unangefochten fort, seine hohe soziale Selektivität sorgte für eine massive Unterrepräsentanz von Kindern aus der Arbeiterschicht an den Gymnasien und erst recht an den Universitäten. Lediglich 2 % aller Facharbeiterkinder besuchten ein Gymnasium. Das Abitur blieb einer kleinen Elite von 8 % eines Jahrgangs vorbehalten², eine Zahl, die sich im Laufe der 1960er Jahre auf ca. 12 % steigerte. Dass diese Erhöhung bereits den Zustand einer ‚Massenuniversität‘ hervorrief, belegt nicht nur das Fehlen einer vorausplanenden Strukturreform, sondern den erstarrten Bildungskonservatismus der Politik überhaupt. Ein wesentliches Legitimationsargument, das bis heute jede öffentliche Bildungsdebatte in Deutschland bestimmt, bestand im Glauben an eine festgefügte ‚Begabungsideologie‘. Als solche benannt und in Frage gestellt wurde sie erst in Auseinandersetzung mit dem Bildungsbegriff im Rahmen der Studenten- und Schülerbewegung. Die Dreigliedrigkeit des Schulsystems wurde als „biologisch begründet“ legitimiert³ und mit ihr die statistische Verteilung von 80 % der Kinder auf die Volksschulen und 12 % auf die Realschulen. Aufgrund der kontinuierlichen Zuwanderung gut ausgebildeter Arbeitskräfte aus der DDR, der mit dem Mauerbau 1961 abrupt abbrach, bestand allerdings auch lange Zeit kein spürbarer Druck zur Bildungsexpansion.

28

Ungeachtet dessen sowie der geforderten oder befürchteten Prognosen in der Bildungspolitik stieg die Zahl der Studierenden in den 1960er Jahren drastisch an. Hintergrund dafür waren Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung und der allgemeine Anstieg des Lebensstandards. Seit Mitte der 1950er Jahre hatte die Industrie ihren erhöhten Arbeitskräftebedarf durch Anwerbeabkommen mit südeuropäischen Ländern gedeckt und so für die nationale Bevölkerung sozialen und beruflichen Aufstieg bewirkt. Verbunden damit stiegen auch die Bildungsansprüche der neuen Mittelschichten. Gleichzeitig wuchs durch die Technologisierung der Industrie der Bedarf an höherqualifizierten Arbeitskräften. Zwar hatte schon der so genannte Sputnikschock⁴ 1957 ein erstes Alarmsignal ausgelöst, auf die nur von wenigen Bildungsexperten geführten Diskussionen hatte dies jedoch kaum Auswirkungen. Erst die von Georg Picht 1964 in der konservativen Wochenzeitung „Christ und Welt“ veröffentlichte Artikelserie mit dem Titel „Die deutsche Bildungskatastrophe“ schuf öffentliche Aufmerksamkeit für die nun breiter einsetzende Bildungsdebatte.⁵ Diese wurde zunächst ausschließlich unter bildungsökonomischen Vorzeichen geführt; auch dies ein Charakteristikum, das bis heute anhält. Bildungsinvestitionen wurden als Entwicklungsfaktor des ‚Humankapitals‘ verstanden, als unerlässliche Antriebskraft für langfristiges Wirtschaftswachstum. Dieser Reduzierung der Funktion des Bildungswesens auf die bloße Vermittlung von Ausbildungsqualifikationen stellte Ralf Dahrendorf ein stärker demokratisch motiviertes Argument gegenüber. Die Notwendigkeit von Bildungsreformen begründete er mit einem Bürgerrecht auf Bildung,⁶ das demokratisch verfasste Gesellschaften unabhängig von sozialer Herkunft und wirtschaftlichen Erfordernissen ihren BürgerInnen zu garantieren hätten. Damit waren zwei Motive für Reformanstrengungen und Bildungsexpansion in die öffentliche Debatte eingeführt: das ‚Ausschöpfen von Begabungsreserven‘ als Anpassung an den wirtschaftlichen Qualifizierungsbedarf und ‚Chancengleichheit‘ als das Recht aller auf Allgemeinbildung und demokratische Partizipation.

Die Universitäten

Die Krise der Universitäten war zwar mancherorts bereits festgestellt, offenkundig wurde sie erst durch die studentischen Unruhen 1966. Raumnot, völlige Überfüllung von Lehrveranstaltungen, der Mangel an Lehrpersonal trotz Aufstockung der Professoren- und Assistentenstellen waren seit Anfang der 1960er Jahre ihr sichtbares Zeichen. Bereits 1961 hatte der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) eine Denkschrift und 1962 der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) ein Gutachten zur Hochschulreform vorgelegt und damit eine tief greifende und umfassende Kritik formuliert. Diese blieben allerdings ohne jede Resonanz. 1965 folgte mit „Hochschulen in der Demokratie“⁷ eine systematische Studie, die den Aufbau des Hochschulwesens in den westlichen Industriegesellschaften und insbesondere in der Bundesrepublik aus den verschiedenen Funktionsperspektiven analysierte und die bekannte Krise in ihren einzelnen Dimensionen offen legte. Die unterschiedlichen Problemlagen werden nicht isoliert betrachtet, sondern in ihrem inneren Zusammenhang und im Kontext der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung analysiert. Zentrales Argument der Stellungnahmen von SDS und VDS ist die These, dass in einer demokratisch verfassten Gesellschaft die Hochschulen notwendigerweise die Aufgabe haben, an der Entwicklung und

^[1] Austausch der Lehrkräfte durch Entnazifizierung, Einführung einer achtjährigen gemeinsamen Grundschule für alle Kinder mit anschließender vierjähriger Oberstufe, Ausbau und Öffnung des Hochschulzugangs. Die Zahl der Hochschulen wurde bereits in den 1950ern von 21 auf 44 mehr als verdoppelt, die Zahl der Studierenden verdreifachte sich auf rund 100.000. Jessen 2004, S. 210.

^[2] Vgl. Jessen 2004, S. 211.

^[3] von Friedeburg 1989, S. 307.

^[4] „Sputnik“, die erste Weltraumrakete der UdSSR, schien deren technologische Überlegenheit gegenüber dem Westen zu belegen und bewirkte in den USA vermehrte Bildungsanstrengungen.

^[5] Picht 1965.

^[6] Dahrendorf 1965.

^[7] Nitsch et al. 1965. Auch die 1. Denkschrift des SDS trägt diesen Titel, hat aber im Gegensatz zur 1965er Publikation einen eher programmatischen Charakter.

29



Konsolidierung demokratischer Strukturen und der Demokratisierung aller gesellschaftlichen Bereiche mitzuwirken. Doch die Universitäten selbst waren alles andere als demokratisch verfasst. Gravierender als die mangelhafte finanzielle Ausstattung der Hochschulen und ursächlich für die Krise waren ihre überkommenen Strukturen, ihre veralteten Lehrinhalte und starren akademischen Hierarchien. Diese kollidierten mit den neuen politischen, ökonomischen und sozialen Forderungen, vor allem der Forderung nach Mit- und Selbstbestimmungsrechten der Studierenden und des so genannten Mittelbaus: Bis Mitte der 1960er Jahre hatten sich Durchlaufstellen für AssistentInnen oder Dauerstellen für akademische und wissenschaftliche Räte mehr als verdoppelt. Der Mittelbau wurde zur quantitativ dominanten Gruppe mit hohem funktionalem Stellenwert für Forschung und Lehre, aber nur geringer wissenschaftlicher Anerkennung und hoher persönlicher Abhängigkeit von den Lehrstuhlinhabern. Von den Selbstverwaltungsorganen war er wie die Studierenden ausgeschlossen.⁸ Dies erklärt die gemeinsamen Interessen zwischen Mittelbau und Studierenden, denen die Kaste der Lehrstuhlinhaber oder ‚Ordinarien‘ wie Feudalfürsten gegenüberstand, versehen mit uneingeschränkten, tradierten Machtbefugnissen.

Die Studierenden erlebten überfüllte, meist schlechte Lehrveranstaltungen und autoritäre Verhaltensweisen, da die Professoren über wenig seminardidaktische Fähigkeiten verfügte und Möglichkeiten der Beteiligung kaum vorsah. Seminarkritik, auch nur die Unterbrechung professoraler Monologe, war unüblich und ungehörig. Das Einfordern von Diskussionen oder gar der Widerspruch gegen vorgetragene ‚Wahrheiten‘ galten als „die Autorität des Professors untergrabende Maßnahmen“.⁹ Selbstständiges Denken war nicht gefragt. An der Forderung nach einer Demokratisierung der Hochschulen als Voraussetzung und Grundbedingung jeglicher Reformvorhaben und ihrer autoritären Verweigerung sowie an den konkreten Lehrinhalten und Lehrformen setzten die studentischen Proteste an.

Unter den Talaren ...

Kein anderes Bild und kein anderer Slogan haben die Ordinarienuniversität wirkungsvoller in Szene gesetzt. Wie damals üblich zogen die Professoren in ihren traditionellen Talaren und kettenbehängt zu den Immatrikulationsfeiern des Wintersemesters 1967/68 am 9. November in das Auditorium Maximum der Universität Hamburg ein. Vor ihnen herschreitend, trugen zwei Studenten ein schwarzes Transparent mit weißen Lettern: „Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren.“ Der Spruch zielte unmittelbar auf einen vielfach beschworenen Mythos der Universitäten, der ihre Restauration von Anfang an begleitete: Sie seien ‚im Kern gesund‘, hätten als Bewahrer einer spezifisch deutschen Kultur den Nationalsozialismus unbeschadet überstanden und repräsentierten ungebrochen die Geisteselite mit Sinnstiftungsanspruch.¹⁰ Diesem die unmittelbare Vergangenheit und eigene Verwicklung verdrängenden Selbstverständnis verweigerte eine neue Studierendengeneration die Gefolgschaft, indem sie Aufklärung nicht nur forderte, sondern praktizierte. Die Reaktion eines Professors bei den anschließenden Tumulten war den anwesenden Studierenden eine Bestätigung ihres Protests: Er verstieg sich zu dem Ausruf: „Ihr gehört alle ins KZ!“¹¹ Ebenfalls symptomatisch

⁸ von Friedeburg 1989, S. 342. Zum besonderen rechtlichen Status der Studierendenorganisationen an der Freien Universität Berlin vgl. ebd. S. 384 f.

⁹ Schmidtke 2003, S. 242.

¹⁰ Vgl. Jessen 2004, S. 212.

¹¹ Kraushaar 2000. Wie sich bald danach herausstellte, war Prof. Dr. Berthold Spuler nicht nur SA- und NSDAP-Mitglied, sondern hatte während des Krieges im Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete gearbeitet.



und bemerkenswert sind die späteren Berichte der Springer-Zeitungen „Welt“ und „Bild“. Sie veränderten den Slogan zu „...Muff von 100 Jahren“ und leugneten so den Bezug zum ‚Tausendjährigen Reich‘ der Nazis.¹²

Der Mythos von der im Kern gesunden Universität begann nach innen wie nach außen zu bröckeln. Umso vehementer aber wurden Kritik und Demokratisierungsansprüche der studentischen Organe und Verbände zurückgewiesen. Diese forderten zusammen mit Organisationen des Mittelbaus eine Drittelparität in allen universitären Entscheidungsgremien, eine Verbesserung von Lehre und Studium sowie ein politisches Mandat. Letzteres bedeutete das Recht, auch zu außer-universitären politischen Themen und gesellschaftlichen Problemen wie den Notstandsgesetzen oder dem Vietnamkrieg Stellung zu nehmen und entsprechende Veranstaltungen durchzuführen. An der Inanspruchnahme und praktischen Realisierung des politischen Mandats entzündeten sich immer wieder Auseinandersetzungen und harte Konflikte zwischen den Uni-Leitungen und den Studierenden. Ab Mitte der 1960er Jahre zeichnete sich ab, dass der Ausbau der Hochschulen zwar nach und nach in Gang kam, um die wachsende Nachfrage aufzufangen, dass dieser aber einherging mit Empfehlungen zur Einschränkung der Studiendauer und der Einführung von Zwangsexmatrikulationen, die Empörung hervorriefen und den aktiven Protest verstärkten. Die Ordinarienuniversität schien nicht zu wanken, sondern sich durch technokratische Neuerungen und Reglementierungen eher zu festigen.¹³

Als zu Beginn der 1970er Jahre ein neues Hochschulrahmengesetz formuliert wurde, das zu länder-spezifischen Umstrukturierungen der Hochschulen führte, nahm die so genannte Gruppenuniversität mit Stimmrechten aller an Forschung, Lehre und universitären Angelegenheiten Beteiligten Gestalt an.¹⁴ Doch gaben einige der ehemaligen Ordinarien ihren Machtstatus nicht kampflos preis. Das Bundesverfassungsgericht musste die neue Struktur, in der sich wenige, aber doch zentrale Forderungen der Studentenbewegung wieder fanden, für grundgesetzkonform erklären, ehe sie in Kraft treten konnte. Allerdings wurde die in einigen Bundesländern eingeführte Drittelparität Ende der 1970er Jahre an allen Universitäten und für alle Selbstverwaltungsorgane zugunsten einer absoluten professoralen Mehrheit gegenüber den gemeinsamen Stimmrechten des Mittelbaus und der Studierenden wieder zurückgenommen.¹⁵

Kritische Universität und aktiver Streik

Um ihre Isolation und Anonymität im herkömmlichen Lehrbetrieb zu durchbrechen und ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, entwickelten die Studierenden die „begrenzte Regelverletzung“,¹⁶ die erst gelernt werden musste, ehe sie erfolgreich eingesetzt werden konnte. Dem folgte ein weiterer Schritt, um Kants Aufklärungsideal einzulösen: Sich seines eigenen Verstandes zu bedienen ohne Anleitung anderer. Die Studentenbewegung erfand neue Veranstaltungsformen wie die Teach-Ins, neue Lehr- und Lernweisen und erschloss sich Inhalte, die der antiquierte Wissenschaftsbetrieb vorenthielt. Dieser neue Stil des ‚zivilen Ungehorsams‘, der – vermittelt über die amerikanische Studentenbewegung – der schwarzen Bürgerrechtsbewegung entliehen war, veränderte nicht nur

¹² Ebd., S. 197 f.

¹³ Zur Kritik an diesen Reformansätzen sowie vom SDS und anderen dagegensetzte Analysen und Konzepte vgl. Leibfried 1967.

¹⁴ Es ist vor allem die Bundesassistentenkonferenz, die mit ihrem Hochschulkonzept zu dieser Einigung beiträgt. Vgl. von Friedeburg 1989, S. 417 ff.

¹⁵ Zur Kritik der mit der Hochschulreform einhergehenden Bürokratisierung und späteren Verwässerung der statusspezifischen Stimmrechte vgl. Narr 2002.

¹⁶ Kraushaar 2000, S. 66.



Hessische Rahmenrichtlinien
„Und das ist das einzige Wort, das ihr groß schreiben müßt!“

nachhaltig den studentischen Habitus; er hat sich bis heute als wirksames Ideal eines erfolgreichen Studiums und einer guten Lehre etabliert: aktive Studierende, die Seminarinhalte diskutieren, kritisieren und problemorientiert an eigenen Fragestellungen arbeiten.

Drei Projekte werden im Folgenden exemplarisch dargestellt: die Gründung einer Kritischen Universität in Berlin, die Politische Universität und der Aktive Streik in Frankfurt.

Die Kritische Universität (KU) hatte das Ziel, dem Wissenschaftsbetrieb eine Alternative entgegenzusetzen und gleichzeitig das Forum einer in die Praxis überführten Studienreform zu sein, ein Instrument ‚permanenter Hochschulkritik‘. Um über die Hochschule hinaus zu wirken, sollte sie Nichtstudierende ansprechen, „insbesondere junge Arbeiter, Lehrlinge und Schüler“.¹⁷ Die Seminare zu gesellschaftspolitischen und universitätsbezogenen Themen waren nicht als Gegen-, sondern als Ergänzungsveranstaltungen zum offiziellen Lehrbetrieb geplant. Dennoch stieß das Modell auf professorale Kritik. Die Universitätsverwaltung lehnte mit einem eigens erstellten Gutachten die KU ab, „da es sich dabei ‚nicht um das Erlernen kritisch-wissenschaftlicher Methoden handle, sondern um die Schulung in radikal-demokratischer Opposition‘ und für entsprechende politische Aktionen“.¹⁸ Doch noch im Sommer 1967 setzte sich eine Reihe von Professoren mit einer 12-Punkte-Erklärung erfolgreich für die KU ein. Mit 33 Kursen im Winter- und 32 Kursen im Sommersemester 1968 fand sie pro Semester ca. 600 TeilnehmerInnen. Im Sommersemester überwogen Kurse, die sich mit einzelnen Fachdisziplinen auseinandersetzten. Erstmals boten auch Frauen aus dem SDS ein Seminar über antiautoritäre Erziehung an, das den Aufbau von Kinderläden zum Ziel hatte.

Die Politische Universität in Frankfurt war eine spontane Folge der Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze und sollte zwischen deren zweiter und dritter Lesung im Bundestag ein weiteres Zeichen setzen. Ende Mai 1968¹⁹ wurde der Frankfurter Campus, für wenige Tage in ‚Karl-Marx-Universität‘ umbenannt, nicht nur zu einem Ort des Protests, sondern der gemeinsamen Analyse und des offenen Lernens von Studierenden, kritischen DozentInnen, SchülerInnen und jungen Gewerkschaftsmitgliedern. Die Politische Universität praktizierte damit den in vielen vorausgegangenen Kritiken theoretisch formulierten politischen und intellektuellen Gegensatz zur Ordinariatenuniversität. Das Seminarprogramm umfasste fünf Sektionen unter den Titeln ‚Autoritärer Staat und Faschismus‘, ‚Geschichte und Gewalt‘, ‚Analyse der BRD – Zur politischen Theorie der APO‘, ‚Autoritäre Schule und Widerstand‘ und ‚Psychoanalyse und Politik‘. In den insgesamt 24 Seminaren ging es um die unpolitische Universität und die Politisierung der Wissenschaft, um die Geschichte des Widerstandsrechts und die Funktion und Wirkungsweise von Schule, z. B. ‚Gesellschaftlicher Strukturwandel und traditionelles Bildungssystem‘, ‚Autoritäre Schule und demokratische Praxis‘ oder ‚Sozialisation in der Schule – Erziehung zum Vorurteil?‘²⁰

Diese Form der ‚Gegenuniversität‘ mit neuen Fragestellungen, Selbstverständigungen, Seminar- und Lehrkonzeptionen setzte sich im Wintersemester 1968/69 und im Sommersemester 1969 in Gestalt des Aktiven Streiks fort. Während der Semesterferien im Herbst 1968 hatte das hessische Kultusministerium für die Lehramtsstudiengänge eine neue Studien- und Prüfungsordnung vorgelegt, die auch eine Reglementierung und Verkürzung der Studiendauer vorsah. Damit sollte auf den inzwischen drastischen Lehrkräftemangel an den Schulen reagiert werden. Die Studierenden der Abteilung für Erziehungswissenschaften und der philosophischen Fakultät, die in diesen

Reformvorschlägen keine ihrer Forderungen umgesetzt sahen, formulierten ihre Kritik und ihren Protest. Sie riefen auf zu einem Boykott der Lehrveranstaltungen, der sich in den Aktiven Streik wandelte und sich schnell auf die gesamte Frankfurter Universität ausdehnte. Selbstorganisierte Seminare, Teach-Ins, Go-Ins, Diskussionsveranstaltungen mit Adorno, Habermas und anderen kritischen Hochschullehrern,²¹ fakultätsübergreifende Arbeitskreise, Diskussionspapiere und Vorschläge zur Neuorganisation der Fakultäten und Institute machten aus der Universität einen Ort der produktiven und lehrreichen Auseinandersetzung und selbstständigen Wissensaneignung.²²

Die Schule

Die Lehramtsstudierenden forderten ein mindestens achtsemestriges Studium für alle, statt der vorgesehenen sechs Semester für Grundschullehrerinnen, Haupt- und RealschullehrerInnen, keine Kürzung der Studienanteile der so genannten Grundwissenschaften Politologie und Soziologie, eine Verbesserung der zweiten Ausbildungsphase sowie die Gleichstellung aller Lehrerinnen und Lehrer, unabhängig von den Schulformen. Es drückten sich in diesen Forderungen nicht nur die Mängel des Lehramtsstudiums aus, sondern auch die frühe Scheidelinie zwischen den drei Schulformen: ihre unterschiedlichen Lehr- und Bildungspläne, die Übergänge verunmöglichten. Denn die an den Universitäten gestellten Fragen nach Sinn, Zweck und Nutzen von Forschung und Wissenschaft wurden in anderer Form auch an die Schulen adressiert. Was waren Sinn und Zweck von Lernen, von Zeugnissen und Noten? Warum erhielten zukünftige LehrerInnen für das basale Lernen in den ersten vier Grundschuljahren eine geringere, eine minderqualifizierende Ausbildung? Warum reichte für das Unterrichten an Haupt- und Realschulen ein Schmalspurstudium von sechs Semestern? Welche gesellschaftlich notwendigen Aufgabe hatten Schulen? Erschöpfte sich ihre Funktion darin, der Industrie, Wirtschaft und Verwaltung qualifiziertes Personal zu liefern?

Die Bildungsreform

Über die Bildungsexperten hinaus hatte die Studentenbewegung die Diskussion solcher Fragen eröffnet und verbreitert. Sie hatte nicht nur den ‚Notstand‘ (Picht) der Bildungsinstitutionen in die Wohnzimmer getragen, sondern auch das Dahrendorf’sche ‚Bürgerrecht auf Bildung‘. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte gab es damit eine breite Mehrheit für Bildungsreformen. Demokratisierung, Modernisierung, Emanzipation und Bildung waren eine neue Allianz eingegangen, die die sozialliberale Koalition unter Willy Brandt mit dem Wahlspruch ‚Mehr Demokratie wagen‘ 1969 an die Regierung brachte. Ende der 1960er bis Anfang der 1970er Jahre brachten die einzelnen Bundesländer Reformgesetze auf den Weg, die das bis dahin noch weitgehend berufsständische Schulwesen offener gestalten und in seinen Unterrichtsinhalten modernisieren sollten. Mit dem Bild des ‚katholischen Arbeitermädchens vom Lande‘ hatten sowohl der Qualifizierungsrückstand als auch Formen der Benachteiligung einen augenfälligen Ausdruck gefunden.²³ Alle Bundesländer führten eine Landschulreform durch.²⁴ Aus der Volksschule wurde die Hauptschule von Klasse fünf bis neun mit gleichzeitiger Verlängerung der Pflichtschulzeit.

¹⁷ Nitsch 1967, S. 334.

¹⁸ Schmidke 2003, S. 236.

¹⁹ Zu den Auseinandersetzungen mit der Universitätsleitung, deren Aussetzung des Lehrbetriebs in der Woche vom 27. Mai bis 1. Juni, der Besetzung der Universität durch die Studierenden und die Räumung durch die Polizei vgl. Claussen/Dermittel 1968, S. 32 f. und S. 74 ff.

²⁰ Ebd., S. 42 f.

²¹ In diesem Kontext fand Mitte Dezember die Besetzung des Instituts für Sozialforschung und seine Räumung durch die von der Institutsleitung gerufene Polizei statt.

²² Zoller 1969. Zu den Arbeitskreisen und Seminarinhalten ebd. S. 138 ff.

²³ Konfessionelle, regionale, geschlechts- und schichtspezifische Bildungsbarrieren waren mittlerweile gut untersucht. Vgl. von Friedeburg 1989.

²⁴ Der Standort von Gymnasien beschränkte sich im wesentlichen auf die Städte. Auf dem flachen Land gab es meist nur konfessionelle Volksschulen, die oft mehrere Klassen in einem Raum unterrichteten, und wenige Realschulen.



Der Anstieg der Geburtenzahlen machte den Bau neuer Schulen notwendig, die vor allem auf dem Land als Schulzentren oder Mittelpunktschulen eingerichtet wurden. In den sozialdemokratisch oder sozialliberal regierten Bundesländern wie Hessen oder Nordrhein-Westfalen, vor allem aber in den Stadtstaaten, wurden Integrierte Gesamtschulen eingerichtet. Parallel dazu wurden die alten Bildungs- und Erziehungspläne überarbeitet und durch neue Fachunterrichtspläne ersetzt. Erstmals waren Bildungsziele und Fächerinhalte an fachwissenschaftlichen Standards orientiert. Diese Änderungen leiteten die Bildungsexpansion ein, die mehr Kinder als je zuvor in die weiterführenden Schulen brachte und das Bildungsniveau insgesamt erhöhte. An der vertikalen Struktur der Dreigliedrigkeit änderten sie jedoch nichts. Spätestens mit der Rezession 1973/74, ausgelöst durch die Ölkrise, verloren sich die staatlichen Reformbemühungen in parteipolitischen Grabenkämpfen. Dreißig Jahre später bescheinigen die Pisa-Studien dem deutschen Bildungssystem im Vergleich mit anderen mangelnde Effizienz, veraltete Lehr- und Lernformen und vor allem eine hohe Korrelation zwischen Bildungsabschlüssen und sozialer Herkunft, die nirgends sonst auf der Welt so gravierend ist.²⁵

Gesamtschulen, Rahmenrichtlinien und repressionsfreie Pädagogik

Ähnlich wie bei der Hochschulreform gab es auch bei den Schulreformdebatten zwei Lager. Eines, das es bei einer technologischen Modernisierung belassen wollte, und ein zweites, das damit auch eine grundlegende Demokratisierung verband und die Diskussion vor allem mit dem Schlagwort der ‚Chancengleichheit‘ führte. Insbesondere die Einrichtung von Integrierten Gesamtschulen sollte diesem Ziel dienen. An ihnen schieden sich die Geister, auch die der 68er. Ein Teil begleitete ihre Einführung kritisch engagiert, ein anderer Teil lehnte sie als technokratisch und die Klassegegensätze verschleiern ab.²⁶ Pädagogische Vorbilder und Unterrichtsmaterialien für eine Schule, in der alle gemeinsam lernen, unabhängig von Herkunft und Bildungsgrad des Elternhauses, gab es nicht. Der Blick auf das andere Deutschland, die DDR, verbot sich wie von selbst. Dass es eine vergleichbare Schulform dort als durchgängige Struktur seit Bestehen gab, machte die Gesamtschule in der Bundesrepublik von Anfang an anrühlich und des Kommunismus verdächtig.²⁷ Die ursprünglich vorgesehene wissenschaftliche Begleitung fand nie statt. Die pädagogische Arbeit erforderte also nachdrücklich Innovationen, für die es allerdings keinerlei Anleitungen oder Beispiele gab. Zudem standen die alteingesessenen Lehrerkollegien – nicht nur an der neuen Schulform – sowohl den Strukturveränderungen wie den inneren Reformansprüchen, die auch zunehmend von SchülerInnen eingefordert wurden, weitgehend ablehnend gegenüber.

Auf welche schulischen Binnenstrukturen, welchen pädagogischen Geist trafen kritische LehrerInnen? Gehorsam, Folgebereitschaft und Fügsamkeit²⁸ waren die funktionalen Charakteristika der Schule. Sie äußerten sich in Frontalunterricht, Auswendiglernen und Abschreiben, autoritären Ritualen und Disziplinierungen bis hin zu Prügelstrafe und Demütigungen. Dem verweigerten sich die jungen LehrerInnen nicht nur, sondern sie prangerten es gemeinsam mit SchülerInnen schülöffentlich an und suchten die Auseinandersetzung. Sie legten Wert auf partnerschaftliche Umgangsweisen, änderten den Unterrichtsstil, setzten auf Diskussionen und rationale Begründungen statt Kathederwahrheiten und ersetzten autoritäres Amtsgebaren durch persönliche Verbindlichkeit

und sachorientierte Kompetenz. Sie suchten Lernziele und schulische Inhalte an Emanzipation zu knüpfen und brachten ihr Wissen um schichtspezifische Sozialisation und die daraus erwachsenden unterschiedlichen Lernvoraussetzungen ein. Dafür erarbeiteten sie neue Unterrichtsmaterialien, die Gruppenarbeitsformen erlaubten und unterschiedliche Abstraktionsebenen berücksichtigten. Neue Formen der Kooperation und Koordination von Unterrichtsvorbereitung und -durchführung lösten für eine kurze Zeit das pädagogische ‚Einzelkämpferdasein‘ ab. Systemkritische Initiativen in den Schulen gingen beispielsweise in Hessen vom 1968 in Frankfurt gegründeten Sozialistischen Lehrerbund in Kooperation mit dem in Offenbach ansässigen Sozialistischen Büro aus. Ziel dieses Zusammenschlusses war es, jenseits gewerkschaftlicher Organisationen berufliches und politisches Engagement im größeren Kontext pädagogischer Arbeitsfelder zu verbinden.²⁹

Wie stark 68er Impulse in die Schulreformbemühungen, insbesondere die Lehrplanrevisionen einfließen, lässt sich auch an den Entwürfen zu den hessischen Rahmenrichtlinien (RRL) zeigen. Diese waren an Lernzielen und nicht mehr an Stoffkatalogen orientiert. Die Verknüpfung mit Demokratisierungsansprüchen und dem Abbau von Chancenungleichheiten kam am stärksten in den Entwürfen für Deutsch und Gesellschaftslehre³⁰ zum Ausdruck, an welchen sich eine der schärfsten bildungspolitischen Auseinandersetzungen entzündete.³¹ Beide Entwürfe von 1972 hatten eine sozialwissenschaftliche Gesellschaftsanalyse zur Grundlage, die soziale und politische Partizipationsschranken ebenso benannte wie die Kluft zwischen Verfassungsnorm und -wirklichkeit. Diese Kluft wurde als demokratischer Arbeitsauftrag verstanden. Außer Frage stand deshalb, dass der Deutschunterricht eine besondere Verpflichtung hat, Sprachbarrieren abzubauen, um so Chancengerechtigkeiten auszugleichen. Das sollte jedoch nicht nur kompensatorisch erfolgen, sondern ausdrücklich in Anknüpfung und Anerkennung der von zu Hause mitgebrachten Sprachformen. Die RRL unterschieden in diesem Zusammenhang zwischen ‚Hochsprache‘ und schichtspezifischen oder regionalen Sprachen. Sachanalytisch wiesen sie auf den Mittelschichtcharakter der schulischen Sprache hin, die nicht für alle Kinder als selbstverständlich vorausgesetzt werden könne. Den vormaligen Literaturkanon ersetzten die RRL durch einen Arbeitsbereich „Umgang mit Texten“, der von einem weiten Textbegriff ausging und z. B. auch Comics oder Gebrauchsanweisungen als analysierwürdigen Unterrichtsgegenstand ansah. Im parteipolitischen Wahlkampf verkürzte sich die fachliche Diskussion der RRL Deutsch schließlich auf den Slogan „Marx statt Rechtschreibung“. Dieser Entwurf wurde zurückgezogen. Ähnlich polemische und aufgeregte Reaktionen erfuhren die RRL Gesellschaftslehre mit ihrem obersten Lernziel der ‚Selbst- und Mitbestimmung‘. Ihre Aktualitäts- und Problemorientierung war in den Augen der Arbeitgeberverbände und bürgerlichen Parteien nichts anderes als ‚Erziehung zum Klassenkampf‘.

Etwa im selben Zeitraum, in dem die aufgeregten Debatten um die Rahmenrichtlinien einsetzten, verabschiedete die sozialliberale Bundesregierung den so genannten Radikalenerlass. Als Angehörige des öffentlichen Dienstes traf er zwar auch Lokführer und Briefträger, war aber in der Hauptsache auf den Bildungsbereich, die Schulen und Hochschulen gerichtet. Etwa eine halbe Million BewerberInnen wurden vom Verfassungsschutz überprüft. Die (ungesicherte) Zahl von 500 – 1.000 Ablehnungen bzw. Berufsverboten nimmt sich demgegenüber klein aus. Über die Verfassungsschutzüberprüfungen hinaus wurden unzählige LehrerInnen enervierenden Anhörungen



²⁵ Baumert et al. 2001.

²⁶ Z. B. Heinrich 1973; Hoffmann 1972.

²⁷ Ein Blick über die nationalen Grenzen hinaus hätte diesen Eindruck zwar korrigieren können, war aber unüblich. Alle europäischen Staaten mit Ausnahme der deutschsprachigen hatten spätestens in den 60er Jahren ihre Bildungssysteme auf integrierte Schulen umgestellt, die gemeinsames Lernen mindestens in den ersten acht Jahren der Pflichtschulzeit vorsahen und keine vertikale Gliederung mehr kannten.

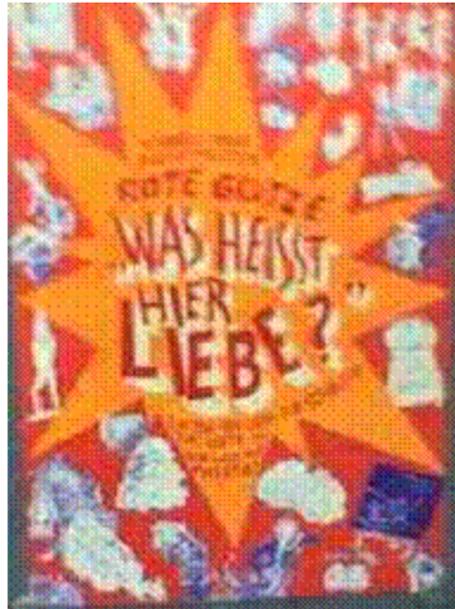
²⁸ Negt nennt diese als damals und heute „gleich gültige, gleichwertige Begriffe für Familie, Schule und Staat“ und kennzeichnet damit die wechselseitige Abhängigkeit der gesellschaftlichen Institutionen voneinander. Negt 1997, S. 67.

²⁹ Zur Organisationsgeschichte vgl. Oy 2007.

³⁰ Gesellschaftslehre fasste die Fächer Geschichte, Erdkunde und Sozialkunde zu einem Lernbereich zusammen.

³¹ Vgl. von Friedeburg 1989, S. 449 ff.

³² Kogon 1974.



und Disziplinierungsmaßnahmen unterworfen, weil Unterrichtsstile oder Unterrichtsmaterialien den Schulaufsichtsbehörden, oft auch ortsansässigen Industriebetrieben, ein Dorn im Auge waren. Dennoch gingen von den 68ern an den Gesamtschulen und an den Gymnasien, wo sie oft einen größeren Teil der Kollegien ausmachten, nachhaltige Reformimpulse aus.

Antiautoritäre Erziehung und Kinderläden

Der erste Kinderladen entstand im Juli 1967 in Frankfurt am Main. Monika Seifert, die damals am Institut für Sozialforschung arbeitete, gründete in Uninähe die ‚Kinderschule‘ für Kleinkinder. Diese Gründung war bewusst als Alternative zu den herkömmlichen Kindergärten und als Reformbeitrag geplant.³³ Neben der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, in erster Linie Adornos, waren es vor allem reformpädagogische und psychoanalytische Ansätze der 1920er Jahre,³⁴ aus denen die politische Pädagogik mit und nach ’68 ihre kritischen Reformimpulse bezog. Adornos Leitsatz, „dass Auschwitz nicht sich wiederhole“,³⁵ und die „Studien zum autoritären Charakter“ von 1950 motivierten maßgeblich die Kritik an autoritären Erziehungsstilen. Zu den politischen Grundüberzeugungen gehörte, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse und autoritäre Strukturen nur über Selbstveränderung und die Neugestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen aufzubrechen seien. Der Anstoß, dies in die eigene Praxis zu überführen, ging von einer im SDS aktiven Frauengruppe aus, die selbst Kinder hatte. Der von Helke Sander und Marianne Herzog 1968 gegründete Aktionsrat zur Befreiung der Frauen gründete die ersten Kinderläden aus zwei pragmatischen Motiven heraus: Die Kinderbetreuung sollte kollektiv organisiert werden, um mehr Freiräume für Studium und politische Arbeit zu bekommen und um Erziehungsformen praktizieren zu können, die im Einklang mit den eigenen Lebens- und Beziehungsvorstellungen standen. Es brauchte allerdings die spektakuläre Aktion des ‚Tomatenwurfs‘ auf der SDS-Delegiertenkonferenz 1968 in Frankfurt, damit Sander dort das politische Konzept des Aktionsrats überhaupt vorstellen konnte.³⁶

Die Kinderläden entwickelten sich über Berlin hinaus schnell zu einem erfolgreichen Typus der Gegeninstitution. Allein ihre Existenz warf damals ein grelles Licht auf die staatlichen und weitgehend kirchlichen Kindergärten: In Berlin stand 1967 ca. 30.000 Plätzen in Vorschuleinrichtungen eine Warteliste von fast 20.000 Kindern gegenüber.³⁷ Es fehlten Räume und ausgebildetes Personal sowie eine kindergerechte Möblierung. Auf eine Erzieherin kamen oft mehr als vierzig Kinder, die in ein festgefühtes Tagesablaufschema gepresst wurden. Die Kindergärten hatten den Charakter von Aufbewahrungsanstalten. Ohnehin besuchten nur etwa 25 % aller Kinder zwischen drei und sechs Jahren einen Kindergarten, weil Hausfrauehe und die direkte elterliche Erziehungsgewalt das herrschende familiäre Leitbild waren. Nur eine ‚Rabenmutter‘ schickte ihr Kind in den Kindergarten.

Die Frauen des Aktionsrates entwickelten zunächst ein pragmatisches Konzept: Sie bildeten Gruppen von acht bis zwölf Kindern und suchten Räume, die sie in stillgelegten Fabriketagen, leeren Lagerhallen oder aufgegebenen ‚Tante-Emma-Läden‘ fanden – daher der Name Kinderladen.

Sie organisierten die Betreuung unter sich oder mit Erzieherinnen, die den etablierten Einrichtungen den Rücken gekehrt hatten, und entwickelten in der Reflexion dieser Praxis ihr erzieherisches Konzept. Den Normen einer strengen Reinlichkeitserziehung, von Verneinung und Unterdrückung

kindlicher Sexualität und Neugier, von Ordnung und Gehorsam stellten sie eine freie Entwicklung, Aushandeln von Regeln und nackte Körperlichkeit, Ausprobieren und Spielen mit Matsch, das Beantworten aller Fragen ohne Tabus und das Eingeständnis eigener Fehlbarkeit gegenüber. Viele, nicht nur studentische Eltern, übernahmen diese Konzepte und vor allem die Idee der Selbstorganisation.

In Berlin wurde die Kinderladenbewegung bereits Ende 1968 straffer organisiert und stärker den dann veränderten politischen Strategien unterworfen. Nicht mehr Selbstbestimmung und eigene Veränderung standen im Vordergrund, sondern ‚Erziehung und Klassenkampf‘. In Projekten mit Arbeiterkindern wurden diese zum Objekt von Erziehungsmaßnahmen, die sie den ‚richtigen‘ Klassenstandpunkt einnehmen lassen sollten. Diese Gruppen grenzten sich betont von der „bürgerlich-antiautoritären“ Erziehung ab.³⁸ Großer Erfolg war ihnen indes nicht beschieden.

Was bleibt?

Nie vorher und nicht mehr nach der Zeit von Mitte der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre haben Bildung und ihre gesellschaftliche Bedeutung eine derartige öffentliche Aufmerksamkeit erfahren und wurden so breit diskutiert. Von ’68 ging eine Vielzahl von Impulsen aus, die freilich nur halbherzig aufgegriffen wurden. Mit dem Ende der Bildungsreform 1974 hat sich ein Mehltau über viele der damit verbundenen Themen gelegt, was besonders an den Reaktionen auf die Pisa-Studie deutlich wird. Die Strukturfrage wird bis heute nicht wirklich gestellt, Begabungsideologien feiern fröhliche Urstände. Nach wie vor produziert das Bildungssystem Hemmnisse und Ausgrenzungen. Denjenigen, die an diesen Auslesestrukturen scheitern, wird dies als Begabungs- oder Anstrengungsmangel angelastet. Heute sind das die Kinder von MigrantInnen oder der ‚bildungsfernen Schichten‘. Hohe Wellen schlägt zur Zeit auch der geplante Ausbau der Kindergartenplätze. In der Diskussion finden sich viele Argumente wieder, die die frühere Kinderladenbewegung begleitet hatten. Der Emanzipationsgedanke von Bildung, ein eigenständiges Element der deutschen Studentenbewegung, verliert mit dem Ende der Bewegung seine Inspirationskraft. Er ist bisher nicht wieder aufgegriffen worden. Dennoch haben sich die Schulen seit ’68 unzweifelhaft verändert, sind zivilisierter und humaner geworden. Erziehungsstile sind entlasteter und freier geworden, die Familienbeziehungen ein Stück offener.

Dass sich über die ‚Große Pädagogik‘ oder die Schule eine Gesellschaft nicht verändern lässt, sondern Gesellschaft umgekehrt die Schule wandelt, ist eine der Lehren aus ’68. Dass diese Veränderung im Nachhinein als eine zwangsläufige erscheint, ist eine Täuschung. Denn jeder Wandel braucht Antriebe – und konkrete Individuen und Gruppen, die diesen Antrieb spüren, tragen und gegen Widerstände realisieren.



³³ Jansa 1999, S. 117 ff.

³⁴ Zentral für eine realisierbare Gegenpraxis war das Beispiel Summerhill, eine 1921 gegründete englische Privatschule: Neill 1969.

³⁵ Adorno 1971, S. 88.

³⁶ Kätzel 2002, S. 165 ff.

³⁷ Vgl. Sadoun et al. 1970, S. 20.

³⁸ von Werder 1972.

„UNTER DEN TALAREN MUFF VON 1000 JAHREN“

Andreas Schwab

Die 68er Bewegung ist entscheidend von den Universitäten ausgegangen, weshalb sie unter dem Begriff ‚Studentenrevolte‘ in die Geschichte eingegangen ist. Der SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) galt bis zu seiner Auflösung im Jahr 1970 als wichtiges Sprachrohr der Bewegung. Aus ihm gingen Rudi Dutschke, Hans-Jürgen Krahl oder KD Wolff hervor, die die studentische Politik und ihr nationales wie internationales Engagement prägten. Auf hochschulpolitischer Ebene setzten sie sich dafür ein, die Verhältnisse an den Hochschulen zu verändern und den patriarchalischen Geist der Ordinariatenuniversität zu überwinden. Auch der bislang sehr beschränkte Zugang zu den Wissensressourcen und die Auswahl der Lehrinhalte sollten demokratisiert werden.

Seit 1967 heizte sich die Stimmung an den Universitäten immer mehr auf. Vorlesungen von missliebigen Professoren wurden ‚gesprengt‘ und ‚umfunktioniert, Sit-ins und Teach-ins nach US-amerikanischem Vorbild wurden organisiert und Institute und Rektorate besetzt, um den Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen. An der Freien Universität Berlin wurde im Herbst 1967 die ‚Kritische Universität‘ gegründet, die als Gegenuniversität und Ergänzung des bestehenden Lehrangebots konzipiert war. Die angegriffenen Professoren blieben freilich nicht untätig: Besonders die Liberalen unter ihnen nahmen die Kritik der Studenten teilweise auf und versuchten, ihren Unterricht in Stil und Inhalten anzupassen. Die Universitätsleitungen verfolgten eine Art Doppelstrategie, indem sie die Proteste zuerst abwiegelten oder kleinere Zugeständnisse machten, um erst in letzter Konsequenz zu polizeilichen Maßnahmen wie der Räumung von Instituten zu greifen.

In ihrer theoretischen Analyse bezogen sich die Studenten stark auf die Frankfurter Schule von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, deren Gesellschaftskritik sie teilten, wobei sie deren ‚bloß‘ skeptische Haltung überwinden und in eine aktive Umwälzung der Verhältnisse überführen wollten. Zu einem wichtigen Stichwortgeber wurde zudem der in Berkeley lehrende Philosoph Herbert Marcuse, dessen Verbindung von neomarxistischer Kapitalismuskritik und Psychoanalyse eher einen Ansatz zur Handlung bot als die theoretischen Entwürfe von Adorno und Horkheimer.

Als das von Adorno geleitete Institut für Sozialforschung in Frankfurt von den aufrührerischen Studenten im Januar 1969 besetzt wurde, sah er sich gezwungen, das Gebäude durch die Polizei räumen zu lassen. Eine endgültige Entzweiung zwischen den Studierenden und Adorno brachte das so genannte Busenattentat vom 22. April 1969, bei welchem der distinguierte Philosoph in seiner Vorlesung von barbusigen Studentinnen so bedrängt wurde, dass er die Veranstaltung abbrach.

Ausgehend von den Universitäten versuchten die Studenten, das gesamte Bildungswesen und die Pädagogik zu reformieren. In Kinderläden sollte deshalb das Konzept der antiautoritären Erziehung, das sich dezidiert von der autoritären ‚schwarzen Pädagogik‘ abgrenzte, umgesetzt werden. Dabei wurde häufig auf die antiautoritäre Reformschule Summerhill von A.S. Neill Bezug genommen. Ein wichtiger Anspruch der 68er bestand darin, das elitäre Bildungsverständnis zu durchbrechen und allen sozialen Schichten den Zugang zur Bildung zu ermöglichen. Unter dem Credo ‚Bildung für alle‘ entstanden beispielsweise kommunale Kinos, Lehrlingstheater und Arbeiterschriftstellervereine.

1. Universität

Die studentische Kritik an der Ordinariatenuniversität entzündete sich an mehreren Punkten. Zum einen galt sie den streng hierarchischen Umfangsformen, nach denen der Dekan als Spektabilität und der Rektor als Magnifizienz angesprochen wurde; der Talar galt als Verkörperung dieses ‚Muffs von tausend Jahren‘. Weiter wurden die Lehrinhalte, die jeder studentischen Mitbestimmung entzogen seien, kritisiert. Die angeblich ‚wertfreie‘ Wissenschaft müsse sich ihrer sozialen Verantwortung bewusst werden und dürfe nicht in ihrem universitären Elfenbeinturm verharren.

Indes waren längst nicht alle Studierenden geneigt, diese Kritik zu teilen. Neben der schweigenden Mehrheit waren die Studentenparlamente und ASten hochgradig zersplittert. Zu den durchsetzungsfähigsten und wirkungsmächtigsten der unzähligen Gruppierungen zählte der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), der eine ‚aufrührerische‘, linke Position vertrat. In der Mitte des politischen Spektrums war der Liberale Studentenbund Deutschlands (LSD) einzuordnen. Auf der konservativen Seite standen die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Studentenschaften (ADS), der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) und der Nationaldemokratische Hochschulbund (NHB). Ende der 1960er Jahre gingen die Diskussionen und Themensetzungen zumeist von den linken Gruppierungen aus, während die rechten zum Reagieren gezwungen waren. Alle agierten aber mit ähnlich aufgemachten Plakaten und auf Matrizendruckern vervielfältigten Flugblättern, auf denen die Positionen häufig wortgewaltig und textlastig gestaltet unter die Leute gebracht wurden.

2. Besetzungen

Die Besetzungen von Hörsälen, Instituten oder Rektoraten gehörten zu den aktionistischen Höhepunkten der Auseinandersetzungen um die Universität. An der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt gelang es Studierenden, am 15. Mai 1968 für zwei Wochen das Rektorat zu besetzen. Propagandistisch benannten sie die Universität in ‚Karl Marx-Universität‘ um. In zahlreichen Pressemitteilungen und Flugblättern versuchten sie, die Öffentlichkeit von ihrer Position zu überzeugen. Diese reagierte jedoch nicht immer gnädig: Der Rektor Walter Rüegg erhielt zahlreiche Briefe von besorgten Mitbürgern, in denen er aufgefordert wurde, hart gegen die Studenten durchzugreifen.

3. Kinderläden

Die Gründung der ersten Kinderläden durch engagierte Eltern erfolgte 1968 in Berlin, Stuttgart, Frankfurt am Main und Hamburg. Nach der Pädagogik der Kinderladenbewegung sollten den Kindern demokratische Werte vermittelt werden, um eine autoritäre Persönlichkeitsstruktur, die nach Theodor W. Adorno einer der Gründe für die Herausbildung des Faschismus‘ sei, gar nicht erst entstehen zu lassen. In betont wenig reglementierender Umgebung konnten und sollten die Kinder ihre Potenziale selbst ausloten und ihre Persönlichkeit entwickeln. Im Anschluss an die Theorie von Wilhelm Reich wurde in diesem Zusammenhang auch die kindliche Sexualität nicht mehr tabuisiert, ja manchmal geradezu gefördert, da Triebunterdrückung und übermäßige Erziehung zur Reinlichkeit als Ursachen für die Herausbildung einer autoritätshörigen Persönlichkeit galten.

4. Historisches Museum, Frankfurt am Main

Die Neueröffnung des Historischen Museums, Frankfurt am Main, 1972 steht exemplarisch für die Konzeption eines offenen Bildungsraumes, der am politischen Diskurs teilnehmen und die Besucherinnen und Besucher zur Kritikfähigkeit erziehen sollte. Das neue Historische Museum, das weit über Frankfurt hinaus wegweisend war, sollte den Arkanbereich der Kunstgeschichte als Stilgeschichte verlassen und ein offenes Artikulations- und Reflexionsforum von gesellschaftlichen Konflikten sein. Dazu gehörten erstmals ein kommunales Kino, eine öffentlich zugängliche Cafeteria sowie das neu gegründete Kindermuseum.













SPIELZEUG hat FOLGEN:
aus Puppenmüttern
werden benachteiligte Hausfrauen +
unterbezahlte Arbeitskräfte!



B „DAS PRIVATE IST POLITISCH“: KOMMUNE UND WOHNUNGEMEINSCHAFT



ZÄUNE ANREMPELN, DIE DEN ALLTAG BEGRENZEN! VON KOMMUNEN UND WOHNGEMEINSCHAFTEN

Alexander Holmig

Wer in den frühen 1960er Jahren als Student, Azubi oder einfach junger Mensch in eine Wohngemeinschaft zog, die es durchaus schon gab, tat das in erster Linie aus zwei Gründen: Erstens, um die Fixkosten des täglichen Lebens wie Miete, Heizung, Hausrat in einer erfahrungsgemäß chronisch unterfinanzierten Lebensphase durch simples Teilen so gering wie möglich zu halten. Zweitens, um sich mutig einem klein bisschen Mehr an persönlichem Freiraum inmitten des formierten Klimas der Adenauer-Erhard-Republik zu widmen.¹ Ein Klima, in dem Wohnen bei den Eltern oder zur Untermiete im möblierten Zimmer die für junge Leute gesellschaftlich akzeptierte Wohnform bedeutete. In beiden Fällen hatte man sich dem Regiment des Hausherrn bzw. der Wirtin zu unterwerfen. An ein Experimentieren mit (ebenfalls schon verfügbarer) Pille und/oder Popmusik war in diesem Umfeld nicht zu denken. Draußen vor der Tür lauerten gesetzgeberische Instrumentarien wie der ‚Kuppeleiparagraf‘ oder das Homosexualitätsverbot, um der für jede Elterngeneration offenbar aufs Neue überraschenden Natur von Pubertät und Adoleszenz, dem ‚jugendlichen Leichtsinns‘ eben, einen ordnungsgemäßen Riegel vorzuschieben.

Viele hatten sprichwörtlich die Nase voll vom allgegenwärtigen „Muff von 1000 Jahren“ und besonders dem eines erst untergegangenen Reiches, des Dritten, welches sich zum Ziel gesetzt hatte, mindestens so lange existieren zu wollen. Auch aus Amerika machten sich Veränderungen bemerkbar: „The Times They Are A-Changin“ (Bob Dylan) mit Musik als Medium. Die Großstadt-Jugend ließ hier und da schon mal ihrem kollektiven Unbehagen freien Lauf. Das geschah dann meist auf den Straßen, wie bereits bei den ‚Schwabinger Krawallen‘ 1962 oder in Konzertsälen, wie 1958 bei Bill Haley und 1965 bei den Rolling Stones in Berlin, wo die Innenausstattung der jeweiligen Spielstätte einem spontanen Umgestaltungsdrang jugendlicher Musikfreunde zum Opfer fiel. Anschließend begab man sich wieder nach Hause ins gewohnte Umfeld und ärgerte sich erneut über die ganzen unsichtbaren Grenzen, an die man ständig stieß.

Dass es durchaus Spaß machen konnte „die Zäune anzurempeln, die den Alltag begrenzen“,² hatten einige wenige Avantgarde-Künstler und Subversive, wie sie sich selbst nannten, schon erkannt und ausprobiert. In den USA begannen zeitgleich Hippies und Drop-outs damit, sich von der Vietnamkrieg-führenden kapitalistischen Mehrheitsgesellschaft ab- und ihrer ‚Do-it-yourself-Gegenkultur‘ zuzuwenden. Hierzulande suchten sie, auf eine für die deutsche Intelligenzija typische Art, neben weiteren Mitstreitern zunächst nach geeigneter theoretischer Unterfütterung für ihr hehres Vorhaben: Revolution. Bis der Begriff ‚Kommune‘ in der öffentlichen Diskussion stehen und sogar Artikel der Magazine füllen würde, sollte noch etwas Zeit vergehen. Um zum Einsatz zu kommen, musste zunächst der schon erhältliche Akkumulator ‚Wohngemeinschaft‘ aufgeladen werden, und zwar politisch.

Das Private ist politisch!

Ein Grüppchen junger Männer und Frauen begann Anfang 1966, im Umfeld des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) eigene, radikalere Akzente zu setzen. Unter ihnen auch politisch interessierte Nicht-Studenten, Bohemiens, DDR-Flüchtlinge, von denen einige wie Rudi Dutschke, Dieter Kunzelmann oder Fritz Teufel durch die nachfolgenden Ereignisse zu Ikonen der deutschen

68er Bewegung werden sollten. Vereint im Protest gegen den Krieg der USA in Vietnam – als Sinnbild der gewaltsamen Aufrechterhaltung der Weltherrschaft des Kapitals – und in emphatischer Solidarität mit den Befreiungsbewegungen der Dritten Welt wollten sie nicht tatenlos wegsehen. Das eben warfen sie ihren Eltern und den aktiven Funktionsträgern vor, die, auf die ungeheuerlichen Verbrechen der NS-Zeit hin befragt, meist beteuerten, von alledem nichts gewusst zu haben, und – natürlich! – nicht dabei gewesen zu sein. Antworten bekamen sie hier nicht.

Darum wurde viel gelesen, Marx und andere ‚Klassiker‘, Frühsozialisten, Anarchisten und Existentialisten. Im linken Kursbuch, herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger, dem älteren Bruder von einem aus der Gruppe, erfuhren sie durch Frantz Fanon vom Befreiungskampf in Algerien. Castro und Guevara, die charismatischen Führer der siegreichen Revolution auf Kuba, hatten ihre uneingeschränkte Sympathie. Genau wie dieser Film „Viva Maria!“, der ihnen so imponiert hatte, dass sie ihre Gruppe danach benannten.³ Sie begriffen sich als Teil einer antikapitalistischen „Internationalen Befreiungsfront“⁴: einer von vielen kleinen Brandherden inmitten der unrecht-schaffenden Ersten Welt. „Revolutionärer Fokus“, so hatte ihr Idol Che das bezeichnet.⁵ Zum einen war da ein linker Zeitgeist, dessen ästhetischen (und romantischen) Verlockungen man sich – trotz aller intellektueller Zurückhaltung – beim besten Willen nicht entziehen konnte oder wollte.

Hinzu trat die analytische Auseinandersetzung mit einer verdrängten und vergessenen Denktadition. In den unterschiedlichen Facetten gewaltsamer Unterdrückung schien offenbar ein Zusammenhang zwischen Faschismus und Kapitalismus zu bestehen. So fanden sie von ihrer Solidarität mit den Opfern des Kolonialismus, den ‚Verdammten dieser Erde‘ (Fanon), zu den Verfolgten des Nationalsozialismus: dem von den Nazis ins Exil getriebenen Frankfurter Institut für Sozialforschung. Vertreter dieser Frankfurter Schule, allen voran Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Erich Fromm und Herbert Marcuse, hatten durch Verbindung der Kapitalismuskritik Karl Marx‘, der Soziologie Max Webers und der Psychoanalyse Sigmund Freuds seit den späten 1920er Jahren zu ergründen versucht, was Menschen, neben der Steuerung durch Geld und Arbeit, so anfällig für totalitäre Herrschaft wie Faschismus macht. Ursache sei ein durch Erziehung und Familie, Regeln und Verbote, Gewalt und Liebe, die Disziplinierung sexueller Triebe, Verzicht und Belohnung plus bestimmte geschmackliche Vorlieben und Massenmedien geformter autoritärer Charakter, dem die Voraussetzungen für ein kritisches Bewusstsein fehle.⁶ Für Wilhelm Reich – einen anderen wiederentdeckten „Freudomarxisten“, der nicht dieser Schule angehörte – war dabei besonders die zielgerichtete soziale Unterdrückung sexueller Triebe entscheidend.⁷

Die Viva Maria!-Leute, die sich selbst in bewusster Ablehnung des „autoritären Charakters“, der Mentalität der NS-Täter, als Antiautoritäre bezeichneten, waren im Sommer 1966 besonders von Herbert Marcuses jüngeren Schriften angetan.⁸ Der sah in modernen Industriegesellschaften einen umfassenden Manipulationszusammenhang am Werk, der mittels einer ständigen Betäubung durch Medien, Werbung und Konsum sowie durch ein scheinbares Entgegenkommen in persönlicher und auch sexueller Freiheit („repressive Toleranz“) die Menschen auf „Leistung“ einschwöre und von ihren eigentlich viel umfassenderen Bedürfnissen, ihrer „Lust“, fern halte. Dieser „eindimensionale“ Zustand künstlich erzeugter Bewusstlosigkeit sei profitabel und lasse keinen ernsthaften



³ Mit Brigitte Bardot und Jeanne Moreau, Regie: Louis Malle, 1965. Eine wandernde Schauspieltruppe führt, quasi als ‚Guerilla-Kommune‘, eine Revolution ausgebeuteter Landarbeiter in einem fiktiven mittelamerikanischen Land an.

⁴ So war ein von der Gruppe im Februar 1966 in München und Berlin illegal geklebt Plakat gegen den Vietnamkrieg unterzeichnet, das neben gehörigem Aufsehen zu Verhaftungen und einem Affront mit dem SDS führte.

⁵ Guevara 1968.

⁶ U. a. Horkheimer/Fromm/Marcuse 2001.

⁷ Reich 1971; Reich 1982.

⁸ Marcuse 1957; Wolf/Moore/Marcuse 1966; Marcuse 1967.

¹ Beschrieben u. a. bei Timm 2005; Buhmann 1987; Delius 1997; Enzensberger 2004.

² Eine Autorin über das „politische Anliegen“ der Kommune I, in: Stern, Nr. 15, 1968, S. 66.



Widerstand erwarten. Die Menschen in der Ersten Welt nahmen ihre Unfreiheit gar nicht als solche war, weshalb auf gewaltsame Repressalien seitens der Herrschenden, wie in den Kolonialstrukturen der Dritten Welt nötig, hier weitestgehend verzichtet werden könne.

Ihr alltägliches Unbehagen über die Zustände in der Dritten Welt, die Enge ihrer eigenen Lebenswirklichkeit und die ungesühnten Gräueltaten jüngster deutscher Geschichte hatten offenbar ein und dieselbe Wurzel: die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer kapitalistischen Ideologie, eine Art ‚Faschismus mit menschlichem Antlitz‘, im deutschen Fall noch dazu verwaltet von ‚autoritären Persönlichkeiten‘, die, direkt oder moralisch schuldig an den Verbrechen der Nazi-Zeit, in den Schaltstellen von Staat und Gemeinwesen sitzen und ‚eindimensionale Menschen‘ reproduzieren. Wie sie bei Adorno gelesen hatten, gab es ‚kein richtiges Leben im falschen‘,⁹ also musste ein völlig neues her – mit ihnen als ‚neuen Menschen‘.

Im bayerischen Kochel am See traf sich die Viva Maria!-Gruppe – bestehend aus neun Männern, fünf Frauen und zwei Kleinkindern, darunter Kunzelmann, Dutschke, Bernd Rabehl, Eike und Gertrud Hemmer, Dagmar Seehuber, der zukünftige Kriminalbuch-Autor Horst Kurnitzky u. a. – ausgerechnet in der großbürgerlichen Villa der Eltern eines Mitglieds, des späteren Konkret-Reporters und Verlegers Lothar Menne, um den Ausstieg aus der bürgerlichen Gesellschaft mehrere Tage lang diskutierend vorzubereiten. Spätestens da dürfte dem einen oder dem anderen Anwesenden klar geworden sein, dass es nicht einfach werden würde, die prägende Herkunft und alle lieb gewonnenen Gewohnheiten grundsätzlich in Frage zu stellen; und dass dieser Schritt in die Praxis nur gemeinschaftlich und am besten rund um die Uhr von statten gehen konnte. In revolutionären Wohnkollektiven, so genannten Kommunen, sollte – ganz im Sinne der Fokus-Theorie – vorbildhaft, wie auf kleinen anti-bürgerlichen Inseln das ‚neue Leben‘ vorgelebt werden. Über historische Beispiele wie die berühmte Pariser Commune von 1871, die Kibbuz-Bewegung um die Jahrhundertwende und durch den aufkommenden Stalinismus zum Scheitern verurteilte sowjetrusische Experimente nach der Oktoberrevolution 1917 war man ebenso informiert wie über jüngere Kommune-Gründungen in den USA.

Zurück in der Metropole West-Berlin, trugen sie ihre ‚Kommune-Diskussion‘ in den SDS. Die ganze Struktur des traditionell agierenden Studentenverbands mit seinen abendlichen Arbeitskreisen und jährlichen Delegiertenkonferenzen wurde dabei kritisiert. Wie sollte mit Halbtagsarbeit eine Ganztagsrevolution gemacht werden, noch dazu, wenn nur die so genannten objektiven Bedingungen, das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital, kurz: die ‚Hauptwidersprüche‘ im Sinne einer marxistischen Gesellschaftsanalyse in den Blick kamen? Die Kommune-Befürworter hingegen riefen ‚Nebenwidersprüche‘ wie das kapitalistische Leistungsprinzip, Besitzdenken, Neidgefühl, Konkurrenzverhalten, Fragen zu Liebe, Sexualität und zur gesellschaftlichen Rolle der Frauen und Kinder auf den Plan. ‚Private‘ Themen eben, die natürlich auch die ‚Freizeitsozialisten‘ im SDS betrafen, aber allenfalls unter befreundeten Genossinnen und Genossen oder nach Seminarabenden in der die Zunge lösenden Atmosphäre gemeinsamer Kneipenbesuche Gesprächsgegenstand waren. Letztlich wurden Erfahrungen zum Ausdruck gebracht, über die sie sich nicht erst durch ‚wissenschaftliche Analyse‘ aufklären mussten. Jede(r) konnte, ohne vorher Marx gelesen zu haben, quasi aus dem Stand mitmachen, es ging ja eben um das, was nun der ‚subjektive Faktor‘ genannt

„Wir haben nichts zu verlieren außer unserer Angst“
Ralph Christian Möbius

⁹ Adorno 1950.



wurde. Indem die Felder Ökonomie, Politik, Psychoanalyse und damit Fragen der Sozialisation und Existenz zusammengedacht wurden, entstand ein ganzheitlicher Ansatz der Revolutionierung des Alltagslebens.¹⁰ Die Suche nach einer neuen Lebensform gipfelte in einem eigenen Revolutionsmodell, in welchem die – als tatsächlich greifbar empfundene – ‚konkrete Utopie‘ (Marcuse) zur permanenten Maximalforderung wurde.

Losungshaft formulierte Ziele setzten einen hohen Anspruch: Heraus aus der bürgerlichen Vereinzelung, radikale Vergesellschaftung, kein Privateigentum, Abschaffung von Zweierbeziehungen, Überwindung des Kleinfamilienmodells! Die Akkus des innerhalb der 68er Bewegung als wichtiger Verstärker fungierenden Ansatzes ‚Kommune‘ waren jetzt aufgeladen. Sein Betrieb begann unter Volllast, als sich zum Jahreswechsel 1966/67 die im Berliner SDS aus den Diskutierenden der Viva Maria!-Gruppe herausgebildete so genannte Ur-Kommune (etwa 25 Mitglieder) am selbst-aufgelegten psychischen Druck und der Frage ‚Anfangen, ja, aber wie?‘ fast zerrieb.¹¹ Von zwölf, die jetzt sofort Ernst machen und in einer Wohnung zusammenziehen wollten, blieben am Ende sieben: Dieter Kunzelmann (27 Jahre alt), Dagmar Seehuber (28), Hans-Joachim Hameister (26), Fritz Teufel (26), Volker Gebbert (27), Dorothea Ridder (24) und Ulrich Enzensberger (22). Sie zogen sich zurück und legten sich selbst einen gegenseitigen Gesprächs-Marathon auf, als Versuch, die alte, bürgerliche Identität bis ins letzte alltägliche Detail sichtbar zu machen, zu zerstören und aus den Trümmern den avisierten neuen Menschen zu bauen, der freier und damit auch politisch handlungsfähiger sei. Dafür handelten sie sich von Außenstehenden Bezeichnungen wie ‚Psycho- und ‚Horror-Kommune ein. Sie selbst nannten sich Kommune I (K I). Weitere Mutige aus der Ur-Kommune-Gruppe, darunter Eike Hemmer, Eberhard Schultz, Rainer Langhans (der bald darauf zur K I wechseln sollte) und Jörg Schlotterer (später Mitglied in der Musik-Kommune ‚Ton Steine Scherben‘) gründeten wenig später die als ‚SDS- oder ‚Polit-Kommune bezeichnete Kommune 2 (K 2). Sie versuchten die entgegengesetzte Herangehensweise: Durch gemeinsame politische Arbeit sollten die privaten Probleme und die Charakterstruktur ihrer Bewohner geknackt werden.

Als beide Versuche annähernd blockiert und dem Scheitern nahe waren, formierten sie sich schließlich neu. Die K I in der Öffentlichkeit, die K 2 in einer Wohnung außerhalb des SDS-Zentrums Kurfürstendamm 140, das ihnen bis dahin als Domizil gedient hatte. Es war das Eingeständnis, dass man den Gesamtkomplex ‚privat-politisch‘ nicht in der aufeinanderfolgenden Mammut-Diskussion seiner Teile, sondern im Prozess angehen musste. Die K I entwickelte daraus einen neuartigen Politikbegriff, der ihr in Verbindung mit angewandter Medienkompetenz einen dauerhaften Platz in der bundesdeutschen Geschichtsschreibung sichern sollte.¹² Die K 2 veröffentlichte nach ihrem Ende einen detaillierten Bericht in Buchform, der zu einem Bestseller in der antiautoritären Linken wurde.¹³

Revolutionierung des Alltags – Alltag der Revolutionäre

Die landläufige Vorstellung von Kommune als einem Ort, in dem, wenn nicht gerade heftig diskutiert, sodann mit zumindest ähnlicher Intensität der freien Liebe nachgegangen wird, wurde von der Presse in Umlauf gebracht. Besonders in der Berichterstattung über die durch das gescheiterte ‚Pudding-Attentat‘ auf US-Vizepräsident Humphrey im April 1967 in die Schlagzeilen geratene K I

¹⁰ Kurzbein 1996.

¹¹ Holmig 2004 (zu beziehen beim Verfasser alexander.holmig@gmx.net); Holmig 2007.

¹² Ebd.; Enzensberger 2004; Kunzelmann 1968.

¹³ Kommune 2 1969.

entstand ein auch von deren Protagonisten zum Zwecke des Unterhalts und der Aufrechterhaltung der Aufmerksamkeit mitproduzierter ‚Mythos Kommune‘: **„Mit der Ausbreitung des Gedankens, kollektive Lebensweise sei etwas, das einen individuell und in Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse weiterbringt, entwickelte sich eine sehr feste Vorstellung von dem, was eine Wohngemeinschaft oder Kommune zu sein habe.“**¹⁴

Das Motiv einer ausgeprägten Diskussionskultur hatte seinen Ursprung in der Frühphase der beiden Prototypen K I und K 2. ‚Erst wenn wir uns selbst verändert haben, werden wir in der Lage sein, etwas zu verändern!‘, so lautete die gängige Devise von der ‚Revolutionierung der Revolutionäre‘. Damit einher ging das Diskussionsklischee des bebrillten, bärtigen, Pullover tragenden und stets hinterfragenden Kommunarden sowie seines weiblichen Pendants, das eigentlich auf etwas anderes als das ‚miteinander reden‘ abzielte. Das Klischee richtete sich auf das zwanghafte ‚über alles reden müssen‘. ‚Alles wollen!‘, die dem Kommune-Modell innewohnende permanente Maximalforderung, traf auf die eigenen Beschränkungen und Hemmungen: „Das ‚Über-Wir‘ der totalen Wohngemeinschaft dräut irgendwo im Hintergrund und wird zum Maßstab aller sich abspielenden Prozesse. Womit man wieder bei der kleinbürgerlichen Scheiße von der glücklichen Familie wäre, diesmal mit progressivem Anspruch und noch ein paar Grade scheußlicher.“¹⁵

Ähnlich verhielt es sich mit der ‚Auflösung aller Zweierbeziehungen‘, den so genannten ‚Sex-Chosen‘. Sexuelle Provokationen wie der berühmte kollektive Rückenakt, bei dem sich, wie sich eine damalige Teilnehmerin erinnerte, alle zusammen das erste und einzige Mal zeitgleich nackt gesehen hätten, waren für in aller Öffentlichkeit agierende Kollektive wie die K I in erster Linie Mittel zum Zweck, Inszenierungen einer „symbolischen Politik“.¹⁶ Dass sich die sexuellen Paar-Beziehungen nicht so ohne weiteres und gleich gar nicht vorsätzlich ‚auflösen‘ ließen, hatte man(n) schon sehr früh gemerkt: „[...] also weils ne ganz simple Situation war, die haben sich zusammen in ihr großes Bett gelegt und haben sich kurz vor dem Einschlafen auch noch mal alle betatscht und angefaßt und dann hat aber doch nur eben einer mit einer gebummst, ja, und der andere lag daneben und hat einen Scheißdreck von seiner vorher prägenitalen Betätigung gehabt [...] das ist die typische Situation, die sich herstellt.“¹⁷ „Und merkwürdigerweise“, resümiert Peinemann, „erhielten Kommunen und Wohngemeinschaften (vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil ihre Mitglieder meist aus akademischen Kreisen stammten, denen man ohnehin allerhand zutraute) eine Aura von befreiter Sexualität, von Auflösung traditioneller Beziehungen in Richtung auf neue Qualitäten eines allgemein unbefangeneren Verhaltens zur eigenen Geschlechtlichkeit verpasst. Diese Aura beeinflusste nicht nur bürgerliche Konsumenten des Kommune-Mythos, sondern auch diejenigen, die die ganze Kommunegeschichte unter dem Aspekt betrachteten, selbst einmal so etwas machen zu wollen. Die Wohngemeinschaft oder Kommune, begriffen als totaler Gegensatz zur bürgerlichen Familie, versprach mit einem Schlage die Erlösung von sämtlichen sexuellen Problemen und emotionalen Zwängen, denen sie bisher ausgesetzt gewesen waren. Und das war natürlich ziemlicher Unsinn.“¹⁸

Dennoch, mit Hilfe der Medien und der halb lüsternen, halb moralisch sich entrüstenden Neugier des bürgerlichen Publikums ließ sich vorzüglich arbeiten – und Geld verdienen. In der Tat agierten die meisten neugegründeten Kollektive eher als Produktions- denn als Reproduktions-Kommunen.

Neben der monatlichen Unterhaltssicherung durch Stipendien, elterliche Zuwendungen, Ersparnisse und Lohnarbeit einzelner Mitglieder wurde ‚Druck gemacht‘. Wieder setzten die K I und die K 2 Maßstäbe, produzierten neben Flugblättern, Schlagzeilen und Selbstdarstellungen vor allen Dingen illegale Kopien nicht mehr erhältlicher Bücher. Auf ihrer Rotaprint-Maschine ‚raubdruckten‘ sie Frühschriften von Horkheimer, Reich und Marcuse, die sie aus Archivbibliotheken besorgten und später in Kneipen, vor der Mensa oder auf Teach-Ins für Preise zwischen fünf und zehn Mark das Stück verkauften.¹⁹ Andere, wie die Berliner Linkeck-Kommune, ließen sich von den Eigendruck-Broschüren der K I-Pioniere und englischen Einflüssen inspirieren, druckten und vertrieben Plakate sowie ‚Linkeck‘, die erste antiautoritäre Untergrundzeitung.²⁰ Bald folgten ‚Charlie kaputt‘, ‚Radikalinski‘, ‚Agit 883‘ und zahlreiche weitere Zeitschriften, die überregional Auflagenhöhen von mehreren tausend Stück pro Ausgabe erreichen konnten.

Diese Druckerzeugnisse fungierten als ‚neue Medien‘ zur Herstellung einer Gegenöffentlichkeit, der neben der Schaffung von Kommunikationsräumen natürlich auch an der Weiterverbreitung des Kommunegedankens gelegen war. Es entstanden von der Community-Idee geleitete Zentren – wie 1968 die K I-Fabrik in der Stephanstraße in Berlin-Moabit oder der ‚Heidi loves you shop‘ in der Bockenheimer Landstraße in Frankfurt, die als Motoren für das Verschmelzen von Sub- und Pop-Kultur wirkten. Sie bildeten zugleich den Ursprung dessen, was unter dem Begriff Selbstverwaltung einen festen Platz im Sprachwortschatz kommender Generationen von Linken einnehmen sollte.²¹ Politisierung, Musik, Drogen und Mode formten eine Einheit, die dazu diente, den Willen zur Selbstveränderung zu unterstreichen, die neue Lebensform mit allen Sinnen zu untermauern. Dazu gingen weitere Impulse von der Kommune-Bewegung aus: Das Experimentieren mit ‚repressionsfreier‘ Kindererziehung, wie in der K2, mündete in die Gründung erster antiautoritärer Kinderläden und den Beginn der Frauen-Emanzipationsbewegung. Die Genossinnen vom Berliner Aktionsrat zur Befreiung der Frauen oder dem Frankfurter Weiberrat beehrten auf gegen die eigentümliche Unwilligkeit ihrer doch eigentlich zur Revolution entschlossenen Genossen, indem sie ihnen vor Augen führten, wie politisch das Private gerade im Bereich Nachwuchs und Alltagsorganisation war.

Auch auf der anderen Seite der Mauer gab es Kommune-Experimente, die von der Staatsmacht misstrauisch verfolgt und bedrängt wurden.²²

Interessant ist, dass in den Jahren 1967–69 neben der ‚sex & crime‘-Berichterstattung von Spiegel, Stern, twen und Konkret das Thema Kommune die Gemüter ernsthaft bewegt zu haben scheint.²³ Der Kommunegedanke erfasste auch die Kreise bürgerlicher Links-Intellektueller. Im Januar 1968 schrieb das Kursbuch einen Wettbewerb zum Thema ‚Kritik der Zukunft‘ aus. Den ersten Preis gewann ein Beitrag mit dem Titel ‚Vom elastischen Familienverband zur Kommune‘.²⁴ In der deutschen Medienlandschaft lag der Begriff Kommune 1969 voll im Trend. Dieser Diskurs wurde allerdings von der zunehmenden Gewalt-Diskussion verdrängt. Nicht selten bildeten die real existierenden Kommunen selbst Keimzellen für diese Saat. Einzelne Mitglieder aus dem Umfeld von K I, K 2, der Wielandkommune in Berlin und anderen Kollektiven aus Hamburg, München oder Frankfurt betraten von dort aus den Irrweg des ‚bewaffneten Kampfes‘ und taten sich in Gruppierungen wie den Tupamaros (TW), der Roten Armee Fraktion (RAF) oder der Bewegung 2. Juni zusammen.²⁵



¹⁴ Peinemann 1974, S. 19.

¹⁵ Ebd. S. 20.

¹⁶ Kätzel 2002, S. 214; Holmig 2007.

¹⁷ Ex-Kommunarde Volker Gebbert 1968/69 über „Erfahrungen, die K I gemacht hat, wo sie auch so fürchterlich baden gegangen ist“ (Rechtschreibung und Interpunktion wie Original), in: Sander/Christians 1969, S. 46.

¹⁸ Peinemann 1974, S. 71.

¹⁹ Vgl. Kommune I 1968, o. S.

²⁰ Halbach 1987.

²¹ Mosler 1977, S. 96ff.

²² Kätzel 2002, S. 221 ff.

²³ U. a. Der Spiegel, Nr. 31, 1967; Nr. 51, 1969; Konkret, Nr. 12, Nr. 13, 1968; Pardon, Nr. 5, 1969; Twen, Nr. 7, 1969.

²⁴ Kirchknopf 1968.

²⁵ Aufmerkwürdige Art war das, was sich Mitte der 70er in der JVA Stuttgart-Stammheim abgespielt hat, wohl so etwas wie „die Fortsetzung von Kommune mit anderen Mitteln“ unter staatlicher Aufsicht. In einer für die deutsche Justiz einmaligen Situation bewohnen vier RAF-Terroristen gemeinsam den 7. Stock des Hochsicherheitsgefängnisses, treffen sich während des gemeinschaftlichen ‚Umschlusses‘, diskutieren ihre Strategie und verteilen über anwaltliche Kassiber und ‚das info‘ Handlungsanweisungen nach draußen.



Der Verstärker ‚Kommune‘, angetrieben von Akkus, die mit politischer Theorie aufgeladen waren, hatte bis 1970 in drei Jahren Maximalbetrieb die Außerparlamentarische Opposition (APO) mit jeder Menge Praxis, aber auch sehr viel Pop beschallt. Im gleichen Moment, da die Bewegung begann, in sich zu zerfallen, übersteuerte er und bedurfte dringend einer Generalüberholung.

Zurück zur WG und ins WeWeWe – was bleibt

Nachdem allzu offensichtlich wurde, dass die permanente Maximalforderung des ‚alles zusammen, alles auf einmal‘ nicht durchzuhalten war und im Falle des sich entwickelnden Linksterrorismus die ausgesendeten Signale gefährliche Dynamiken in Gang gesetzt hatten, erfuhr die Kommune in den 1970ern eine ‚politische Entladung‘ zur Wohngemeinschaft hin. Aus dem ganzheitlichen Ansatz, der die Felder Ökonomie, Politik und Psychologie verbinden wollte, entstanden nun je nach unterschiedlicher Gewichtung und Motivlage ihrer Mitglieder unterschiedliche Kommunemodelle (z. B. Landkommunen oder Gruppen, die sich auf freie Sexualität konzentrierten).

Obleich die von der Kommune-Bewegung zu hoch gesteckte Forderung der ‚Revolutionierung des Alltags‘ nicht durchgehalten werden konnte, haben bestimmte kulturhistorische Aspekte zu einer gewandelten Alltagskultur, wie sie der Generation des Autors heute selbstverständlich erscheint, dort ihren Anfang genommen. Dabei lösten sich Liberalisierungs- und Kommerzialisierungseffekte häufig miteinander ab.

Was dieser Tage (als retro oder vintage) die Regale der schwedischen Bekleidungskette H&M füllt und unter Bezeichnungen wie ‚Second Hand-, Hippie- und Army-Look‘ die Leiber der zumeist jugendlichen Zielgruppe schmückt, hielt seit Ende der 1960er Jahre (zuerst als Radical Chic) stetig Einzug ins massenkulturelle Mode-Bewusstsein und ist längst in den Mainstream integriert. Was die K I seinerzeit in ihrer offenen Fabriketage demonstrierte, gilt heute unter dem Begriff ‚loft-living‘ als Ausweis einer besonders individuellen Lebensgestaltung – natürlich zuerst derer, die sich’s – heute eher zu zweit als zu zehnt – leisten können: ‚Experimenteller Charakter‘ und ‚revolutionäre Askese‘ als käufliche Lebensstilmodelle.

Das skandinavische Möbelhaus IKEA vertreibt ein im Grunde anti-bürgerliches Wohnideal. Weniger massive, leicht austausch- und kombinierbare Möbel muten billig an, scheinen in ihrer gewollten Vergänglichkeit auf baldigen Gebrauch hin bestimmt. Das suggeriert Mobilität und Freiheit von Konventionen. Der Schrankwand Typ ‚Eiche rustikal‘ oder Erbstück-Möbel wie die Jugendstil-Anrichte wirken im Gegensatz dazu starr, genau wie die Verhältnisse, die 1968 zum Tanzen gebracht werden sollten: Ehe, Kleinfamilie, im trauten Eigenheim, am festen Platz – ‚Stillstand ist der Tod!‘ unter dem Gewand ‚neuer Lebensstile‘ sind immer noch quicklebendig, erfreuen sich dank der Beigaben von nichtehelicher Lebensgemeinschaft, Patchwork-Familie oder eingetragenen Partnerschaften höchster Beliebtheit.

Was darüber hinaus geblieben ist, kann in der privaten Offenheit, dem Raubdruckcharakter und der Kommunikationslust des Internets, in zahllosen Blogs oder bei Youtube, in Online-Communities wie Myspace, Facebook, StudiVZ, in Musik-Tauschbörsen oder bei Second Life beobachtet werden. Dort findet man die von der Kommune-Idee geforderte und geförderte Fähigkeit wieder, etwas von

sich preiszugeben, vielleicht auch Schwächen einzugestehen und damit seinem Gegenüber zu signalisieren: ‚Ich bin auch nur Mensch, genau wie du!‘ In den Weiten des World Wide Web (und hoffentlich auch in der realen Welt) gibt es offenbar ein Bedürfnis, Vieles von dem, was einen selbst bewegt, mit anderen zu teilen. Es befindet sich etwa in der Mitte des Spannungsfeldes von Exhibitionismus und Voyeurismus und hat Harmonie zum Ziel.

Zum Schluss lässt der artig um Objektivität bemühte Historiker seinem ‚subjektiven Faktor‘ einmal kurz freien Lauf: Als weiteres Merkmal eines womöglich durch Kommunen gewandelten Alltagsverständnisses scheint neuerdings das Modell der Senioren-WG als Alternative zum herkömmlichen Altenheim an Bedeutung zu gewinnen. Für mich, insofern meine wohlwollende Einstellung Mitmenschen gegenüber in den kommenden Jahren keine grundlegende Veränderung widerfährt, eine durchaus denkbare ‚Zukunftsoption‘. Bis dahin bleiben mir (wenn alles gut geht!) noch vierzig bis fünfzig Jahre, in denen ich mir vornehme, die eingangs zitierte Textzeile von Möbius – bekannter unter seinem Künstlernamen Rio Reiser – tagtäglich aufs Neue zu beherzigen, oder zumindest im Herzen zu tragen. Der Manipulationszusammenhang ist noch da, eine andere Welt möglich.



„DAS PRIVATE IST POLITISCH“

Andreas Schwab

Nach Wilhelm Reich, dessen Schriften im Zuge der 68er Bewegung neu aufgelegt wurden, gehört die Überwindung der ‚Zwangsinstitution‘ Familie zu einer notwendigen Voraussetzung für die Bildung des neuen Menschen: „Die Familie erzeugt den autoritätsfürchtigen, lebensängstlichen Untertanen und schafft derart immer neu die Möglichkeit, dass Massen durch eine Handvoll Machthaber beherrscht werden können.“ Obschon bereits 1936 zum ersten Mal veröffentlicht, war dies 1966, als der Essay unter dem Titel „Die sexuelle Revolution“ erneut publiziert wurde, immer noch revolutionär. Bis 1969 galt noch immer der ‚Kuppelparagraph‘ (§ 180), nach dem sich Vermieter und Eltern strafbar machten, wenn sie ihren UntermieterInnen bzw. heranwachsenden Kinder erlaubten, gemeinsam mit Personen anderen Geschlechts zu nächtigen. Forderungen, die auf andere Wohnformen und Lebensentwürfe jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie zielten, schienen suspekt. Den Wohngemeinschaften, in denen beide Geschlechter gemeinsam lebten, wurde darum Argwohn entgegengebracht.

Dabei bestand die Lebenspraxis der meisten WG-BewohnerInnen in einer durchaus unspektakulären Form des Zusammenlebens. Sie teilten Küche, Bad und – sofern es das Budget erlaubte – das Wohnzimmer, doch alle MitbewohnerInnen hatten ihr eigenes Zimmer, in welches sie sich bei Bedarf zurückziehen konnten. Häufig unterhielten die WG-Mitglieder eine gemeinsame Haushaltskasse. In Putz- und Abwaschplänen wurden die Pflichten der BewohnerInnen geregelt, was freilich auch zu Konflikten führen

konnte. Überhaupt war eine ausgeprägte Diskussionskultur typisch für 68er Wohngemeinschaften, in denen die fixen Rollenbilder der Kleinfamilie, in welchen der Mann das Geld nach Hause bringt und die Frau den Haushalt führt, bewusst aufgebrochen werden sollten. In vielen WGs spielte der Küchentisch, an welchem die anstehenden Probleme beredet wurden, eine zentrale Rolle. An ihm wurden beispielsweise Neuankömmlinge, die sich für ein freies Zimmer beworben hatten, einer eingehenden Prüfung unterzogen, was vielen als beinahe traumatische Erfahrung in Erinnerung geblieben ist.

Die Privatsphäre war in den Wohngemeinschaften nicht aufgehoben. Anders sah dies in der berühmten Berliner Kommune I aus, in welcher es keine einzelnen Zimmer mehr gab, dafür einen gemeinsamen Schlaf- und Wohnsaal, sogar die WC-Türen waren hier ausgehängt worden. Die Kommune I erregte mit spektakulären, medienwirksamen Aktionen die Öffentlichkeit. Rainer Langhans und Uschi Obermaier posierten gemeinsam in offener Aufmachung für ein Titelbild des Sterns. Entsprechend dem Schlagwort ‚Das Private ist politisch‘ inszenierten sie sich als subversive, dabei aber gleichzeitig hochpolitische Akteure, die an vorderster Front gegen die ‚Kolonisierung des Alltagslebens‘ ankämpften. Für große Teile der linken Bewegung war die KI, wie sie oft genannt wurde, eine wichtige Referenz: nicht um sich ihr anzuschließen, aber doch in dem Bewusstsein, dass sie die Waffen des Gegners – die Massenmedien – meisterhaft beherrschte.

1. Wohngemeinschaften

WGs zeichneten sich im Gegensatz zu den Wohnräumen bürgerlicher Familien durch ein buntes Sammelsurium verschiedenster Stile, durch Bricolage aus. Einheitliche Geschirr- und Besteckservices waren verpönt, Servietten in silbernen Serviettenringen nicht ‚gesellschaftsfähig‘. Die Bewohnerinnen und Bewohner bewegten sich lässig und verkehrten ungezwungen miteinander, wie es die Bilder der Frankfurter Fotografinnen Abisag Tüllmann und Erika Sulzer-Kleinemeier dokumentieren. Nicht selten kam es vor, dass eine den anderen völlig unbekannte Person mit am Frühstückstisch saß – sie war spät abends eingetroffen und hatte bei jemandem im Zimmer übernachtet. Die anfallenden Arbeiten im Haushalt wurden verteilt, wobei bewusst auf eine geschlechertypische Aufteilung verzichtet werden sollte. Mitbewohner, die früher von ihren Müttern bedient worden waren, mussten nun selber kochen lernen. Inspirieren lassen konnten sie sich dabei vom WG-Kochbuch „Schlaraffenland“ aus dem Klaus Wagenbach-Verlag.

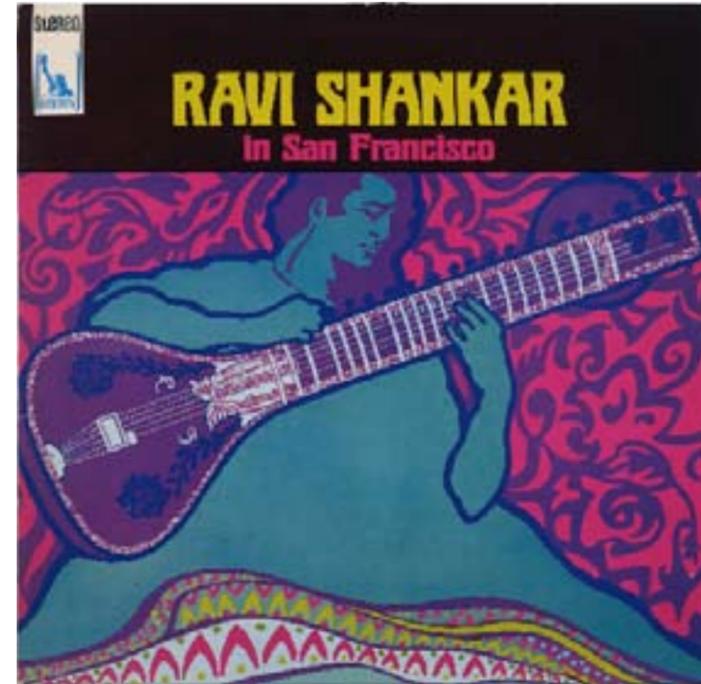
2. Kommune I

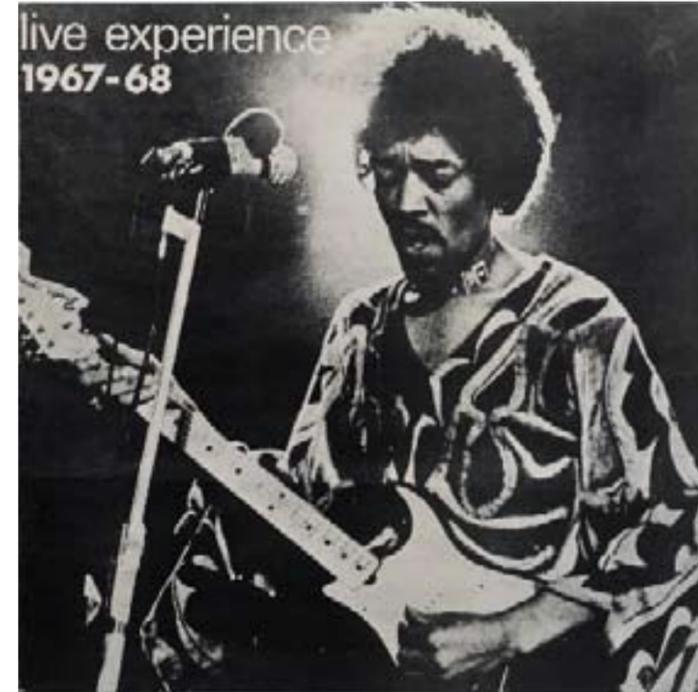
Die Kommune I, die 1967 in Berlin am Stuttgarter Platz gegründet worden war, stand in einem kongenialen Bezug zu den Massenmedien. Um die öffentlichen Aktionen ihrer bekanntesten Mitglieder Dieter Kunzelmann, Fritz Teufel und Rainer Langhans entstand eine Art Starkult. Bei Gerichtsverhandlungen lieferten sie sich mit dem vorsitzenden Richter Rededuelle im Stil der Situationisten. Verewigt hat sich Fritz Teufel – auf die Anordnung des Richters, er möge sich erheben – mit dem Ausspruch „Wenn’s der Wahrheitsfindung dient.“ Die Aktionen der Kommune I spielten mit dem Tabubruch. So verglichen die Kommunarden in einem provokativen Flugblatt, welches später die Gerichte beschäftigte, den Brand in einem Brüsseler Warenhaus mit dem „knisternde[n] Vietnamgefühl (dabeizusein und mitzubrennen)“. Für und durch die Presse wurden intime Einblicke in das Kommuneleben inszeniert, etwa in der gemeinsamen nackten Rückenansicht der Kommunarden – einer der Ikonen der 68er Revolte. Die Provokationsstrategie war verbunden mit einem Bewusstsein für die eigene Avantgarde-Rolle innerhalb der 68er Bewegung, das sich nicht zuletzt darin äußerte, dass die Kommune I bereits 1969 ihre gesammelten Flugblätter nicht ohne Ironie unter dem Titel „Quellen zur Kommuneforschung“ veröffentlichte.

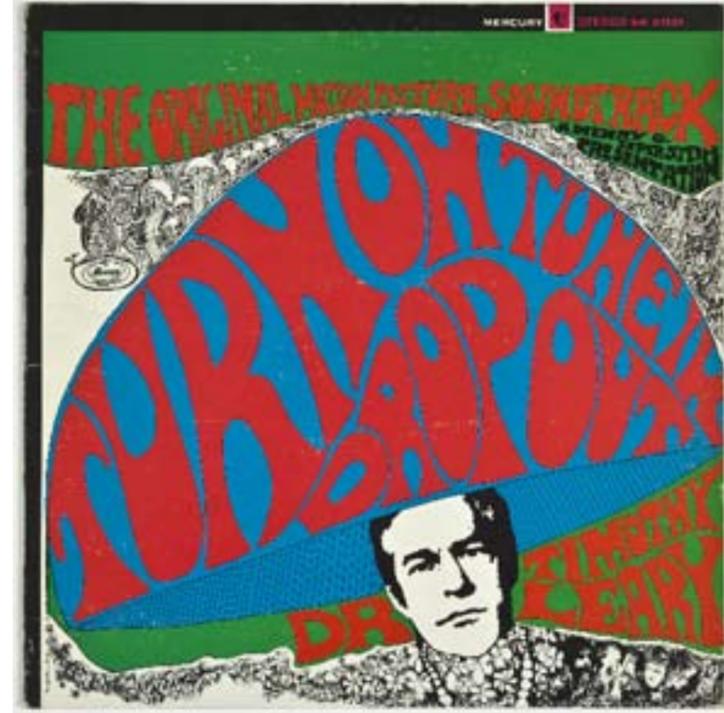
3. Musik

Ekstatische Sinneserfahrungen und der gesuchte Rausch der Entgrenzung sind ein ganz entscheidendes Signum der Bewegung von 1968. Dabei spielte für viele die weltweit explodierende Rock- und Popmusik die Rolle einer Einweihung. Bands wie die Beatles, die Rolling Stones und The Doors wurden ebenso wie Janis Joplin oder Jimi Hendrix zu Idolen der deutschen Jugend. Mit dem tragbaren Schallplattenspieler war diese Musik für die Jugendlichen jederzeit verfügbar geworden. In den Wohngemeinschaften und Kommunen wurden das Hören von Musik und das Tanzen oft als kollektives Erlebnis zelebriert. Nicht nur die Musikstars waren Objekte der Bewunderung, ebenso fand die innovative grafische Gestaltung der Plattencovers beinahe kultische Verehrung.

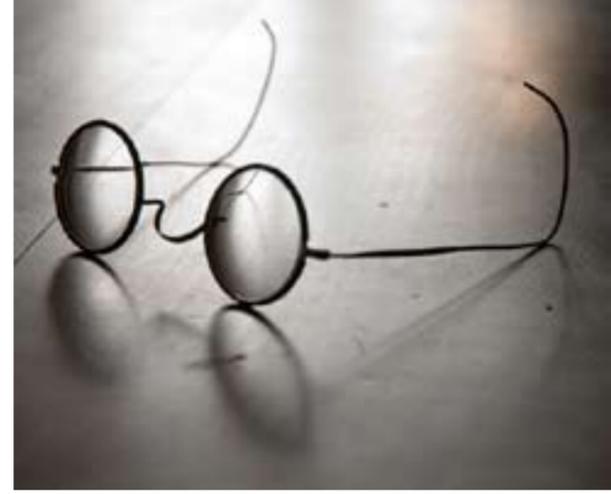












Karl: *bedingt*

Jens Tasche
235 Hemberg 80
Töckenhof 5

Landtag dem 15. 4. 68

Sehr geehrte Eltern und Herrn
Ich möchte Sie über die im Klappentext
erwähnten, die besten, heute ich ganz wichtige Informationen,
aber für wichtige Informationen was einflussreiche
Schüler, seinen Eltern zusammen.
Mit besten, freundlichen Dank

Jens Tasche (14 Jahre)

C „MEIN BAUCH GEHÖRT MIR“: GESCHLECHTERROLLEN



„ORGASMEN WIE CHINABÖLLER“: SEXUALITÄT ZWISCHEN POLITIK UND KOMMERZ

Dagmar Herzog

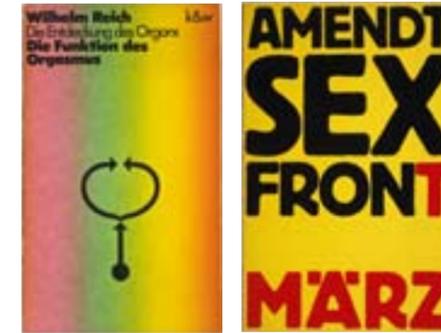
Die Vorgeschichte der sexuellen Revolution

„Man gewinnt im Blick auf die frühe Bundesrepublik geradezu den Eindruck“, schrieb der Soziologe und Sexualwissenschaftler Martin Dannecker, „als ob sie keine andere Sorge gehabt hätte, als die Sexualität in Ordnung zu bringen.“¹ Obwohl die unmittelbaren Nachkriegsjahre noch recht liberitär waren, nicht zuletzt im Kontext der verbreiteten Fraternalisierung deutscher Frauen mit alliierten Soldaten, entwickelte sich im Laufe der 1950er Jahre in der Bundesrepublik – und ungeachtet mancher gegenläufiger Meinungen in der Bevölkerung – eine zutiefst konservative Sexualkultur. 1952 wurde ein Bundesgesetz verabschiedet, das die Ausstellung und den Verkauf pornografischer Bilder und Texte verbot; freizügige Sexualratschriften waren mitbetroffen. Eine Flut konservativer Ratgeber füllte die Marktlücke mit Empfehlungen zur vorehelichen Keuschheit; Onanie und vorehelicher Sex galten als verderblich für die zukünftige Ehe; Homosexualität wurde pathologisiert. Die Kriminalisierung männlicher homosexueller Handlungen durch § 175 wurde beibehalten, und nach einem liberaleren Nachkriegsinterregnum wurde ab 1950 die Handhabung der polizeilichen Verfolgung und der gerichtlichen Bestrafung nochmal verschärft. Tausende Männer kamen jedes Jahr ins Gefängnis. Der Himmler-Erlass von 1941 (der Werbung für und Verkauf von Verhütungsmitteln mit Ausnahme von Kondomen verbot) blieb in mehreren Bundesländern in Kraft. Der Zugang zu Kondomen wurde sogar erschwert. Und eine ungewöhnliche Koalition aus christdemokratischen Bundestagsabgeordneten und christlichen Linksintellektuellen verhinderte erfolgreich alle Versuche, § 218 zu lockern.

Den vorehelichen Verkehr hat dieses Klima jedoch nicht verhindert. Schätzungen von Zeitzeugen zufolge pflegten 80 bis 90 Prozent der Bundesdeutschen diese Praxis – weit mehr als in England, Frankreich oder den USA in diesen Jahren. Und für viele junge Deutsche waren die 1950er Jahre trotz konservativer Regeln eine Zeit des Entdeckens von spannenden neuen Möglichkeiten. Aber ohne Frage hatte die vorgegebene Sexualmoral einen starken Einfluss auf das Erleben von Sexualität – vor und in der Ehe. Moral und Handeln sind nie deckungsgleich, aber gerade der Lebensbereich der Sexualität ist gekennzeichnet von der Untrennbarkeit von Vorstellungen und Erfahrungen, Diskursen, Fantasien und Gefühlen. Ideologische Konstellationen haben Effekte auf das körperliche Erleben – wenn auch nicht unbedingt im intendierten Sinne –, ob sie nun Trotz, Verwirrung, Hemmung, Erleichterung oder Erregung hervorrufen. Ebenso hatten die Gesetze Konsequenzen. Der Abgrund zwischen Anspruch und Wirklichkeit wurde nicht zuletzt durch die Abtreibungsziffern deutlich. An der Wende von den 1950er zu den 1960er Jahren gingen Mediziner und andere Experten etwa von einer Million illegalen Abtreibungen pro Jahr in der Bundesrepublik aus – etwa ein Abort pro Geburt. Manche Mediziner mutmaßten, es seien jedes Jahr zwei Million Abtreibungen. Für Frauen war Sex mit der Angst besetzt, sich mit einer potenziellen Schwangerschaft die Zukunft zu verbauen.

Die Moralvorstellungen der 1950er Jahre standen in einem komplizierten Verhältnis zur Sexualpolitik des Dritten Reichs. Einerseits war es klar ersichtlich und wurde immer wieder betont, dass die nachdrückliche Forderung besonders nach vorehelicher Keuschheit eine Reaktion auf den Nationalsozialismus darstellte – nicht zuletzt da der Nationalsozialismus so erpicht gewesen

¹ Dannecker 2001, S. 173.



war, sich über die ‚Prüderie‘ der Kirchen in dieser Angelegenheit zu mokieren. Andererseits war die wiederholte Einforderung sexueller Sauberkeit ein effektiver Mechanismus, um von anderen Angelegenheiten abzulenken. Bei der ständigen Gegenüberstellung der heterosexuellen Moralvorstellungen von Nachkriegschristentum und Nationalsozialismus geriet in Vergessenheit, wie begeistert Hitler-freundlich und wie aggressiv antijüdisch sich viele christliche Wortführer benommen hatten. Bemerkenswert ist auch, wie dieser emphatisch vorgetragene Kontrast von den beachtlichen Kontinuitäten zwischen Nationalsozialismus und Nachkriegschristentum ablenkte – in Bezug auf Homophobie sowie die eugenische Diffamierung von Behinderten.

Letzten Endes waren vier Faktoren ausschlaggebend für die Liberalisierung der bundesdeutschen Sexualkultur. Einer davon war die medizinisch-technische Erfindung der Pille, zu deren wichtigsten Auswirkungen der dramatische Rückgang des illegalen Aborts gehörte. Ein zweiter Faktor war die sich immer weiter verbreitende Verwendung von sexuell stimulierenden Bildern und Texten – eine hauptsächlich wirtschaftsökonomische Dynamik. Der dritte Faktor lag in der direkten politischen Mobilisierung gegen die offizielle Kultur des Sexualkonservatismus. Obgleich sie der Vermarktung der Sexualität im Konsumkapitalismus recht kritisch gegenüberstanden, benutzten liberale und linke Kritiker die sich öffnende Kluft, die sich aus den Widersprüchlichkeiten zwischen konservativen Normen und sexualisiertem Marketing ergab, um ihre eigenen Positionen vorzutragen. Aber nichts war bei der Umgestaltung des moralischen Diskurses über Sexualität in der Bundesrepublik so wirksam wie ein vierter Faktor: die Rückkehr der öffentlichen Diskussion über den Holocaust im Gefolge der großen NS-Prozesse. Von vorrangiger Wichtigkeit war hier der Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main 1963–1965, über den täglich in den Zeitungen berichtet wurde. Dieser Prozess bot vielerlei Anlass, die Erinnerung an den Nationalsozialismus und die Lehren aus dem Dritten Reich für linksliberale Zwecke umzuschreiben.

Liberalisierung und Radikalisierung

Statt das Gewicht auf die sexuelle Freizügigkeit im Nationalsozialismus zu legen, wie christliche Wortführer es in der unmittelbaren Nachkriegszeit getan hatten, begannen nun junge Neulinke und ihre älteren liberalen und linken Mentoren, die konservativen und sexuell repressiven Elemente des Nationalsozialismus hervorzuheben. So basierte beispielsweise der letztlich erfolgreiche Versuch, die Einführung eines neuen, sehr konservativen Sexualstrafrechts zu hintertreiben (der Entwurf war 1962 fertiggestellt und sollte 1963 im Bundestag diskutiert werden), auf der rhetorischen Strategie, das Dritte Reich als im Kern sexualfeindlich darzustellen. Zugleich erörterten Studentenzeitungen – so z. B. die Frankfurter Unizeitung „Diskus“ –, wie sexuelle Unterdrückung zu rassistischer Gewalt verleiten könnte. „Ohne Tabus kein Triebverzicht, ohne diesen keine aufgestauten Aggressionen, die sich zu gegebener Zeit gegen Minoritäten oder äußere Feinde – Juden, Kapitalisten, Kommunisten – dirigieren ließen.“² Der Bundestag legte den konservativen Entwurf tatsächlich ad acta; stattdessen wurde in den späten 1960er Jahren ein von progressiven Juristen vorgelegter ‚Alternativentwurf‘ zur Diskussions- und dann zur Gesetzesbasis.

² Crull / Hagedorn 1962.



Die heute etablierte Vorstellung eines durchwegs sexualfeindlichen ‚Dritten Reichs‘ wurde hier rhetorisch entwickelt. Das ‚Dritte Reich‘ wurde – in Dutzenden von Variationen – als Inbegriff der sexuellen Unterdrückung und der Holocaust als pervertiertes Produkt dieser Unterdrückung dargestellt. In seinem viel diskutierten Buch „Die Gesellschaft und das Böse“ (1967) erklärte der Philosophiedoktorand Arno Plack unumwunden und mit direktem Bezug auf den Frankfurter Auschwitz-Prozess, es wäre „kurzschlüssig zu meinen, alles das, was in Auschwitz geschah, sei typisch deutsch. Es ist typisch für eine Gesellschaft, die die Sexualität unterdrückt.“³ Hier wird auch der enorme Einfluss der wiederentdeckten Schriften des marxistischen Freudianers Wilhelm Reich deutlich. Die neulinke Begeisterung für Reich hatte vor allem mit seiner zentralen Aussage zu tun, dass sexuelle Befriedigungsfähigkeit und Sadismus sich gegenseitig ausschließen. Insbesondere half Reich, den moralischen Spieß gegenüber der Elterngeneration umzudrehen und die konventionellen Weisheiten über den Zusammenhang zwischen der Lust und dem Bösen neu zu formulieren. Außerdem bestand Reich darauf, insbesondere die kindliche Sexualität müsse nicht nur toleriert, sondern aktiv gewürdigt werden, um Faschismus und Neurosen gleichermaßen abzuwenden. Solche Überlegungen hatten auch ganz konkrete Auswirkungen, z. B. bei der Entwicklung der anti-autoritären Kindererziehung. „In der Familie“, so neulinke AktivistInnen in einem Kinderladen in Berlin-Lankwitz, wurde das Kind „zugerichtet, dressiert als Untertan, als gläubiger Christ, als sexualfeindlicher späterer ‚Herr und Frau Saubermann‘, als sich fügender Arbeitnehmer“. Um ihrer antiautoritären Sichtweise mehr Nachdruck zu verleihen, stellten die Lankwitzer die anale Phase und den Holocaust gemeinsam ins Zentrum ihrer Reflexion: Strafbare Erziehung zur Toilette, behaupteten sie, führe zu autoritären Persönlichkeiten mit sadistischen Fantasien, die Minderheiten unterdrückten; die Beschäftigung mit Reinlichkeit sei wesentlicher Bestandteil einer Gesinnung, die Menschen „in den Ofen“ schicke.⁴ Ein in einem Berlin-Neuköllner Kinderladen arbeitender Vater drückte sich noch direkter aus. So kühn wie anzüglich erzählte er einem Reporter der Zeitschrift „Stern“: **„Viele Kinder haben schon auf den Topf gemacht. Jetzt scheißen sie wieder in die Hose. Sie holen ihre anale Phase nach. Das ist gut. Weißt Du, daß die meisten KZ-Wächter in ihrer Kindheit anale Schwierigkeiten hatten?“**⁵ Es ging nicht nur darum, den Kindern freiere Entscheidungsmöglichkeiten im Allgemeinen und einen freieren Umgang mit dem eigenen Körper zu erlauben und die Äußerungsformen kindlicher Sexualität („Onanie, kindlicher Exhibitionismus, Voyeurismus, anal-erotische Tendenzen, sexuelle Spiele – Vater, Mutter, Kind- und Doktorspiele“ und dergleichen „voll und ganz zu bejahen“, so das Kinderladenkollektiv in Frankfurt am Main) sowie, durch Rotation der Betreuungspersonen, Eltern-Kind-, Fixierungen‘ abzubauen.⁶ Es ging vor allem auch darum, einer neuen Generation zu ermöglichen, zugleich lustfreundlicher, selbstbewusster *und* sozialer zu werden. Einige 68er argumentierten in vollem Ernst, dass Antisemitismus, Grausamkeit und Völkermord ihren Ursprung in sexueller Repression hatten. In den Energien „der faschistischen Rebellion“, so Michael Rohrwasser noch 1975 resümierend, hätte sich „gehemmte Sexualität zum Genozid formiert“.⁷ Dieser neue gesellschaftliche Konsens verlieh der sexuellen Revolution, die die Bundesrepublik in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren mit ungewöhnlicher Kraft erfasste, eine starke

³ Plack 1967, S. 309.

⁴ Breitenreicher et al. 1971, S. 13, 16 f.

⁵ Gebhart 1969.

⁶ Bott 1970, S. 51, 54, 56 f.

⁷ Rohrwasser 1975, S. 9.



Aura moralischer Rechtschaffenheit – mit dem mitunter etwas komischen Resultat, dass von Beate Uhse-Läden über Oswalt Kolles Aufklärungsfilm und Günter Hunolds Softcore-Filmreihe „Schulmädchen-Report“ bis hin zu der verbreiteten Nacktheit auf Bildschirmen und in der gelebten Wirklichkeit alles den genugtuenden Beigeschmack antifaschistischer Courage bekam. Innerhalb der Kirchen entzündeten sich in diesem Umfeld Konflikte. Konservative waren entgeistert, diese ‚sexuelle Revolution‘ sei „eine Schlammflut, die alles versaut“, sei schlicht „Sexualterror“.⁸ Die evangelische Aktion Sorge um Deutschland meinte: „Eine Flut dämonischer Kräfte überschwemmt unser Volk. Unzählige werden zum hemmungslosen Lebensgenuss und Ausleben ihrer Triebe verlockt.“⁹ Eine Pastorenfrau nannte die Redakteurin einer Schülerzeitung, die für bessere Sexualerziehung in der Schule plädierte, „scheißig, kommunistisch und pervers“.¹⁰ Aber viele Kirchenmänner haben auch umgedacht. Der „Stern“ fand die neue Lockerheit so witzig, dass er eine Karikatur druckte, die einen Pastor vor der Kirchentür zeigte, der ruft: „Anziehen, Kinder! Der Gottesdienst fängt an!“¹¹ Und auch beim Katholikentag hieß es schon 1968 mit Bezug auf den Papst: „Ja zur Pille, Nein zu Pauls Sex.“¹² Die katholischen Bischöfe Westdeutschlands widersprachen sogar offiziell den Richtlinien des Vatikans und bejahten den Gebrauch der Pille. Evangelische Pastoren befürworteten ganz offen den vorehelichen Verkehr; manche bejahten sogar den Ehebruch. Dieses Umdenken innerhalb der Kirchen hat ohne Frage zur Legitimation des praktizierten Wertewandels beigetragen. Der vorläufige Konsens Anfang der 1970er lautete, dass sich das eigentliche Benehmen von Erwachsenen miteinander nicht sonderlich geändert hatte. Fantasien hätten sich erweitert, aber Häufigkeit des ehelichen Koitus beispielsweise blieb stetig bei etwa zwei Mal pro Woche. Das Verhalten der Jugend änderte sich jedoch eindeutig. Da die Pille die Angst vor ungewollter Schwangerschaft genommen hatte und der Koitus nun eine Sache des Stolzes und nicht mehr schambehaftet war, fingen Jugendliche drei bis vier Jahre früher damit an als ihre älteren Geschwister. Jugendliche protestierten – kreativ und intensiv – für ‚Liebeszimmer‘ in den Schulen, freie Pillenverteilung und Nacktheit und Sex auf Ferienreisen. ‚Asexuelles Miteinander ist lebensfeindlich‘ war eine Parole der Ära.¹³ Der springende Punkt ist hier aber, dass gegenläufige Proteste und rechtliche Klagen von Eltern oder Schulleitungen von den Gerichten abschlägig beschieden wurden. Unter den älteren Experten aus der Psychologie und Pädagogik hatten nun die Liberaleren das Sagen. Sie sagten, dass Sex für junge Leute gut sei. Nichtsdestotrotz würde jede Untersuchung, die den Aktivismus und auch die sich ändernde Praxis der älteren Generation vernachlässigt, der Bedeutung des Wandels im Laufe der 1960er und frühen 1970er Jahre in Westdeutschland nicht gerecht. Unzweifelhaft wären die Entkriminalisierung der männlichen Homosexualität 1969 und die teilweise Entkriminalisierung des Aborts 1976 nicht möglich gewesen ohne den unerschrockenen und einfallsreichen Aktivismus von älteren Liberalen ebenso wie von jüngeren Neulinken. Auch die interne Liberalisierung der CDU war hier ein entscheidender Faktor. Zugleich ist zu betonen, dass nicht nur AktivistInnen an der Revolution teilhatten. Auch haben viele in der älteren Generation von den neuen Freiheiten und Möglichkeiten freudig Gebrauch gemacht.



⁸ Der Spiegel, 3.8.1970, S. 38; Der Spiegel, 2.5.1966, S. 54.

⁹ Der Spiegel, 2.5.1966, S. 54.

¹⁰ Zit. in: Ihr könntet uns Liebe erlauben, in: Der Spiegel, 8.4.1968, S. 91.

¹¹ Abgedruckt in Stern, Nr. 49, 1971, S. 78.

¹² Plakette, zu sehen in: Die Zeit, Nr. 24, 11.6.1971, S. 48.

¹³ Zit. in: Liebe im Schlafsack, in: Stern, Nr. 49, 1971, S. 76 f.



Schwierigkeiten mit der sexuellen Revolution

Die Neue Linke war ihrerseits entsetzt von dieser eifrigen Beteiligung der ehemals so spießigen Bevölkerung. Die Kommunisten, KinderladenaktivistInnen und marxistischen Sexaktivisten wetterten gegen den „Wichsersex der Angepaßten“ sowie die Sexakrobatik und guten Ratschläge von Uhse und Kollé.¹⁴ Im Nachhinein zeigt sich, dass die Neue Linke, obwohl sie sich als antifaschistisch verstand, besser als antipostfaschistische Bewegung verstanden werden kann, die sich hauptsächlich am erdrückenden Konservatismus der Nachkriegsrestauration gerieben hat, ohne zu verstehen, dass diese Restauration schon in sich selbst eine Art Vergangenheitsbewältigung war.

Gerade der Erfolg der Liberalisierung im Sexualstrafrecht und in den gängigen kulturellen Werten hinterließ Verwirrung über die Definition der Beziehung zwischen Sexualität und Politik. Die Sexualität war befreit, aber den Kapitalismus hatte man nicht stürzen können. Man vermutete sogar, der Kapitalismus, und nicht die eigene moralische Anstrengung, habe den Sex befreit. Rasch versuchte sich die Neue Linke von der ‚bürgerlichen‘ sexuellen Revolution zu distanzieren. Schon inmitten der Hochtage der sexuellen Revolution schrieben die Autoren des Buches „Berliner Kinderläden: Antiautoritäre Erziehung und sozialistischer Kampf“ (1970) mit einem bezeichnenden Nebeneinander aus Fetzen materialistischer Analyse und unaussprechlicher Sehnsucht: „Solange die Kleinfamilie – aus letztlich ökonomischen Gründen – ihre Zähigkeit bewahrt, bleibt die sexuelle Freiheit nur ein schlechtes Trostpflaster für den alltäglichen Ekel und Überdruß.“ Und: „Auch wenn zehnmals mehr gebumst würde als früher, wäre das keine eigentliche Befreiung der Sexualität. Denn der bloße wiederholte Orgasmus, auch wenn Mann und Frau ihn gleichzeitig erreichen, kann noch nicht als befriedigende Form der Sexualität angesehen werden.“¹⁵ Ein Jahrzehnt später ärgerte sich ein „Konkret“-Herausgeber über die neulinke Szene, in der nur noch ein „infantiles Streichelparadies endloser Kuschelorgasmen“ zu finden sei. Wo konnte man das noch erleben, wonach er sich sehnte: eine **„Sexualität mit Haut und Haaren, auf Leben und Tod, mit Schweiß und Tränen aus Lust und Schmerz, mit Leidenschaft und Eifersucht, beißend, schlagend, schreiend, ein Ausbruch der Emotionen mit Orgasmen wie Chinaböller“?**¹⁶

Der Unmut zahlreicher Frauen über die Überheblichkeit vieler linker Männer, aber auch die offensichtliche Nichtrealisierbarkeit des Traums, dass freier Sex zu einer revolutionierten Gesellschaft führen werde, entlud sich bald in einem Geschlechterzwist. Sehr hoch waren die Erwartungen gewesen – nicht nur, dass sexuelle Befreiung unbedingt auch die Revolution herbeiführen werde, sondern auch die hohe Glückserwartung an die sexuelle Befreiung. Die feministische Kampagne für das Recht auf Abtreibung hatte große Unterstützung seitens der Männer quer durch das ideologische Spektrum gewonnen. Die aus der Kampagne hervorgegangene Frauenbewegung, die unter anderem auch besseren, für Frauen erfreulicherem heterosexuellen Sex verlangte, rief dagegen negative Reaktionen hervor.

Die neulinken Zeitschriften füllten sich mit Kommentaren zur emotionalen Notlage. Feste, monogame Zweierbeziehungen könnten auf die Dauer den Glücksansprüchen nicht gerecht werden. Die zunächst propagierte Promiskuität generierte jedoch ebenso ein großes Konfliktpotenzial.



Die Frankfurter Zeitschrift „Pflasterstrand“ sprach vom „totale[n] Defizit in der Diskussion um Beziehungen, Sexualität und Frauen-/Männerkampf“ und beklagte „das übliche Gehänge und Gewürge, das sich tagtäglich in unseren linksradikalen Betten abspielt“ und dass in den „Beziehungskisten“ der 1970er Jahre „die gleichen grusligen Dramen wie in Opas und Omas Schlafzimmer noch existieren“.¹⁷ Die Zeitschrift „Konkret“ kündigte 1979 ein jährliches Sonderheft an, „weil wir rund um uns die kaputten Sexualverhältnisse sehen und die Hilflosigkeit vor ihnen“.¹⁸ 1981 schrieb ein neulinker Mann unter dem Pseudonym Gernot Gailer einen viel diskutierten Beitrag in der „Taz“ (anschließend in erweiterter Form in Ästhetik und Kommunikation). Dem alten Motto der 68er „Lust, Sex und Politik gehören zusammen“ setzte Gailer entgegen: „Sex und Politik ging nie, geht nicht und wird auch nie gehen.“ Zudem behauptete er, nachdem er sich im weiteren Verlauf des Textes eine Vergewaltigung ausgemalt hatte: „Die eigentlich Unterdrückten sind doch wir. Wir Männer. Nieder mit der Frauenbewegung. Für mehr Peepshows. Das ist kein Witz. Ehrlich. Die Frauenbewegung nützt mir überhaupt nichts.“¹⁹

Solche Gefühle hegten nicht nur linke Männer. Auf rüdeste Weise Feministinnen zu diffamieren, gehörte zum westdeutschen Alltag. Das Gleiche galt für die Drohung, Männer würden die Lust auf Frauen verlieren, wenn die Frauen eigene Rechte einforderten. Quer durch das politische Spektrum argumentierten viele westdeutsche Männer, der Feminismus schade der heterosexuellen Sexualität. Unter Leistungsdruck nahmen sexuelle Funktionsstörungen bei Männern nachweislich zu. Bereits 1969 meldete die Bild-Zeitung, die Männer seien sexuell überfordert. Bis zum 25. Lebensjahr wollten deutsche Männer täglich Sex, nach dem 30. brächten Ehemänner ihren Feierabend am liebsten vor dem Fernsehapparat zu und ließen ihre Frauen wissen, sie seien ‚zu müde‘.²⁰ Der „Stern“ publizierte eine Karikatur, in der eine Frau die fehlende männliche Energie im Bett mit nikotinfreien Zigaretten verglich. „Der Spiegel“ erklärte, es sei sicher bedauerlich, dass Männer ihrer Arbeit den Vorzug gäben und ihr Sexualleben vernachlässigten. Aber um dagegen etwas zu tun, brauche der Mann eine „besonders verständnisvolle Partnerin“, und „das ist nur selten die Ehefrau“.²¹

Viele Frauen fühlten sich durch den Widerstand der Männer schlicht gering geschätzt. Schon 1968 hatte sich der Frankfurter Weiberrat über „sozialistischen Bumszwang“ beklagt.²² Anfang der 1970er Jahre schrieb eine Frankfurter Studentin, die Pille werde zwar laufend als Fahrkarte zur Emanzipation dargestellt; tatsächlich aber heiße es nun, Frauen seien „neurotisch, frustriert oder gar repressiv, wenn sie mit einem nicht schlafen wollen“.²³ Die Beschreibung sexueller Begegnungen in Verena Stefans viel gelesenen, einflussreichen Roman „Häutungen“ aus dem Jahr 1975 war offensichtlich vielen Frauen vertraut: „Ich gebe mir mühe, alles richtig zu bewegen, bis er einen Orgasmus hat.“²⁴ Trotz der Pille und obwohl dauernd in allen Details über Sex geredet wurde, empfanden sich viele Frauen „noch genauso frigide“ wie früher.²⁵ Die Untersuchung eines Hamburger Forschungsinstituts zeigte 1978, „jede dritte Frau wäre froh, wenn sie wenigstens einmal regelmäßig zum Höhepunkt kommen würde“. Von den Behauptungen der Männer, die feministischen Forderungen nach besserem Sex würden sie einschüchtern, zeigten sich die Frauen nicht übermäßig beeindruckt. Eine Frau fasste das Dilemma sarkastisch so zusammen: „Die Männer rufen ständig nach der scharfen Frau, die ihr Begehren offen zeigt – aber wehe, sie kommt wirklich.“²⁶ Weder Männer noch Frauen fanden, sie kämen in ihrer Lust auch nur annähernd auf ihre Kosten.

¹⁷ Sexualität: Wenig Fortsetzung..., in: Pflasterstrand, Nr. 22, 12.–25.1.1978, S. 19. Und hier die erstaunliche Geschichte einer Beziehung, die, kaum hatte sie begonnen, auch schon wieder zu Ende war, in: Pflasterstrand, Nr. 21, 15.12.1977–11.1.1978, S. 25.

¹⁸ Sexualität Konkret, Nr. 1, 1979, S. 4.

¹⁹ Gailer 1980, S. 84 f., 91.

²⁰ Bis 25: Täglich Liebe. Ab 30: Ich bin so müde, in: Bild, 24.1.1969.

²¹ Stern-Karikatur und Spiegel-Kommentar abgedruckt in: Jüngstes Gerücht, in: Der Spiegel, 28.2.1977, S. 190 f.

²² Flugblatt, abgedruckt in: Siepmann et al. 1984, S. 174.

²³ Zum Wandel der Sexualmoral, Seminarreferat an der Universität Frankfurt, Anfang der 1970er Jahre. Privates Archiv von Sibylla Flügge, Frankfurt a. M.

²⁴ Stefan 1975, S. 25.

²⁵ Siebenshön 1975.

²⁶ SEAT-Studie und Zitat aus Kolb 1980.

¹⁴ Gremliza 1981.

¹⁵ Sadoun et al. 1970, S. 108 f.

¹⁶ Gremliza 1981.



In der Regel wurde der Feminismus dafür verantwortlich gemacht. „Die Frauenbewegung, die hat uns auf Null Bock gebracht“, meinte ein Mann 1982 im „Stern“.²⁷ Sex hatte einmal Spaß gemacht, aber jetzt nicht mehr; es ging bergab mit der sexuellen Revolution. Anfang der achtziger Jahre hatten Männer und Frauen nicht wesentlich häufiger Sex als vor Einführung der Pille zwanzig Jahre zuvor. In einer Serie über „Sex in Deutschland“ fragte der „Stern“ schon 1980: „Kommt nach dem Freiheitsrausch der Katzenjammer?“²⁸ Verwirrung und ein Backlash nach der sexuellen Revolution waren also schon vor HIV und Aids präsent.

Nachwirkungen der sexuellen Revolution

Aber während heterosexuelle Schwierigkeiten und Nachrufe auf die sexuelle Revolution zu medialen Dauerthemen wurden, erlebte die Schwulen- und Lesbenbewegung großen Aufschwung. Im veränderten gesellschaftlichen und politischen Klima seit Mitte der 1960er Jahre – unter dem Einfluss der ‚Sexwelle‘, der sozialdemokratischen Regierungsbeteiligung im Rahmen der Großen Koalition (1966–69), der Studentenbewegung und der in der Bevölkerung um sich greifenden Überzeugung, die Moralvorstellung der christlichen Kirchen sei heuchlerisch – wuchs in allen im Bundestag vertretenen Parteien die Bereitschaft, das Sexualstrafrecht großzügiger zu gestalten. Zwar lehnten CDU-Politiker ‚Humanitätsduselei‘, wie sie es nannten, weiterhin ab, räumten aber ein, dass ihrer Partei ‚Modernisierung‘ und Anpassung „an die gewandelten Anschauungen [...] des 20. Jahrhunderts“ zu Sexualfragen gut täte. Dementsprechend hob der Bundestag am 9. Mai 1969 nicht nur den Straftatbestand des Ehebruchs auf (und die anachronistische Kategorie der „Erschleichung des außerehelichen Beischlafs“), sondern auch die Strafbarkeit homosexueller Handlungen zwischen Männern über 21 Jahren.²⁹ Kurzum: Der rasante Wertewandel hinsichtlich des heterosexuellen Sexualverhaltens hatte auch einem Umdenken gegenüber der Homosexualität den Boden bereitet.

Die Aufhebung der Strafbarkeit war die entscheidende Vorbedingung für die Entstehung der Schwulenbewegung. Den eigentlichen Anstoß lieferte der Aufsehen erregende Episodenfilm „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“. 1971 von dem kompromisslosen schwulen Filmemacher Holger Mischwitzky (besser bekannt unter seinem Künstlernamen Rosa von Praunheim) unter Mitwirkung von Martin Dannecker gedreht, rüttelte der Film das schwule Publikum mit dem Slogan „Raus aus den Klappen, rein in die Straßen!“ auf. Der Film war alles andere als eine Bitte um Toleranz. Vielmehr gingen von Praunheim und Dannecker in ihrem Film von Homosexuellen für Homosexuelle scharf gegen die äußerliche Anpassung und den heimlichen, anonymen Sex vor, die für die damaligen Strategien der homosexuellen Subkultur kennzeichnend waren. Die Bedeutung dieses Films für die Schwulenbewegung in der Bundesrepublik kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er gab den Anstoß für eine tief greifende Veränderung des Lebens vieler Homosexueller. Trotz feindseliger Ausbrüche, sarkastischer Herablassung seitens der Boulevardblätter, die von Praunheim und Dannecker wegen ihrer linken Überzeugungen angriffen und ihnen vorwarfen, sie seien „intellektuelle Gesäßsexualisten“, und des Widerstands konservativer Homosexueller, konstituierte sich schon bald eine bundesweite Homosexuellenbewegung.³⁰ Als

sich 1978 im „Stern“ unter der Überschrift „Wir sind schwul“ 682 Männer namentlich und zum Teil mit Foto zu ihrer Homosexualität bekannten, war die Trendwende erreicht; von diesem Moment an ließen sich die liberaleren Massenmedien – wenn auch noch mit erheblicher Ambivalenz – mehr auf die Anliegen der Homosexuellen ein.

Lesben, die zunächst entweder mit schwulen Männern in homosexuellen Gruppen und/oder in der Frauenbewegung für das Recht auf Abtreibung mitgearbeitet hatten, bildeten nun eigene Organisationen, selbst als die vorwiegend heterosexuelle Frauenbewegung trotz anfänglicher homophober Abwehr sich zunehmend auch um die Rechte lesbischer Frauen kümmerte und den Slogan „Schluss mit dem Zwang zur Heterosexualität!“ aufgriff. 1974 geriet lesbische Liebe bundesweit ins Blickfeld, als dem lesbischen Paar Marion Ihns und Judy Andersen der Prozess gemacht wurde. Die Anklage lautete, die beiden hätten einen Killer angeheuert, um Ihns gewalttätigen Ehemann, der sie zu vergiften versuchte und wiederholt vergewaltigt hatte, umbringen zu lassen. Die beiden Angeklagten wurden auch für viele heterosexuelle Frauen zu Identifikationsfiguren. Die massiv lesbenfeindlichen Einlassungen im Gerichtssaal und in der Presse wurden als Demütigung aller Frauen verstanden und zogen lautstarke Proteste nach sich: ‚Gegen geile Männerpresse, für lesbische Liebe‘ lautete die Parole. Im Verfahren werde die weibliche Sexualität als solche an den Pranger gestellt.³¹ Heterosexuelle Frauen verfolgten auch die Diskussionen unter lesbischen Frauen über sexuelle Praktiken mit großer Aufmerksamkeit. Ihr Wunsch, von lesbischen und bisexuellen Frauen zu lernen und das ihrer Ansicht nach beschädigte Verhältnis zum eigenen Körper zu verbessern und so die Sexualität mit Männern befriedigender zu gestalten, war untrennbar mit der emotionalen und physischen Nähe verbunden, die die Frauen in der Frauenbewegung untereinander aufbauten. Gerade als das Auftreten von HIV/Aids Anlass gab, das Ende der sexuellen Revolution auszurufen, demonstrierten streitbare Schwule und Lesben weiterhin gegen Scham, Heimlichtuerei und Selbsthass, priesen unkonventionelle Formen der Sexualität und zeigten mit ihrem Beispiel, dass Menschen sich tatsächlich rund um die Themen Lust und Vergnügen politisch zusammenschließen konnten.

Paradoxe Weise ging auch der deklarierte Zusammenbruch der sexuellen Revolution mit fortschreitender sexueller Liberalisierung einher. Ein Ausdruck dessen ist die 2003 vom Europäischen Parlament bestätigte Legalisierung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften, was man zum einen als Domestizierung eines Phänomens mit ehemals subversivem Potenzial, zum anderen als Sieg nach Jahrzehnten des Kampfes für die Menschenrechte begreifen kann. Aber auch die Entwicklung zu einer geradezu exhibitionistischen Gesellschaft und die Selbstverständlichkeit, mit der jede spezielle Vorliebe, die einst als Perversion galt und nur im Geheimen gepflegt wurde, nun in den Medien als wichtiger Bestandteil der individuellen Identität behandelt wird, zeugt von dieser Liberalisierung. Und dasselbe gilt für den enormen – wenn auch verspäteten – Erfolg der Frauenbewegung, der sich nicht zuletzt darin manifestiert, dass eine Sexualkultur geschätzt wird, in der Werte wie Aushandeln und Konsens und gegenseitige Beglückung einen hohen Stellenwert haben.

Etwas endete jedoch tatsächlich in den späteren 1970er und frühen 1980er Jahren und wurde schrittweise durch etwas Neues ersetzt, das noch keinen Namen hat, aber heute, aus der Perspektive der Jahrtausendwende, als „neosexuelle Revolution“ (Volkmar Sigusch) bezeichnet werden könnte.

²⁷ Zit. bei Zander 1982.

²⁸ Kolb 1980.

²⁹ Bundestagsdebatte, 9. Mai 1969 (232. Sitzung) in Verhandlungen des deutschen Bundestages, 5. Wahlperiode: Stenographische Berichte, 70, Bonn 1969, S. 12829, 12832. Erster Schriftlicher Bericht des Sonderausschusses für die Strafrechtsreform, in: Verhandlungen... Anlagen, Bonn 1969, S. 3.

³⁰ Kuhlbrodt 1984.

³¹ Pater 2006.

Diese „neosexuelle Revolution“ lässt sich in verschiedenen Erscheinungen diagnostizieren: in der Pharmakologisierung der Sexualität; in einer Tendenz, den ‚Ego-Trip‘ der narzisstischen Selbstdarstellung mindestens ebenso aufregend zu finden wie die körperliche Empfindung des Orgasmus; in dem Bemühen, den Zeitaufwand für sexuelle Begegnungen so zu optimieren, dass sie der Karriere möglichst wenig schaden. Probleme, die man früher eher als psychologisch oder sozial betrachtet hätte, gelten nun als chemisch lösbar. Damit wird nicht nur die Beziehung zwischen Emotionen und Drüsen, sondern auch die zwischen dem Selbst und den anderen neu definiert. Die intensiven Bemühungen verschiedener Firmen, auch weibliche sexuelle Funktionsstörungen als medizinische Kategorie zu erfinden und damit einen Markt für ‚Viagra für Frauen‘ zu schaffen, kann man als zweischneidiges Ergebnis der Neuen Frauenbewegung ansehen. Die Maßstäbe für ‚normalen‘ Sex wurden hinterfragt und Verhaltensweisen und Praktiken in den Vordergrund gestellt.

Wenn kritische Beobachter zu formulieren versuchen, was sie als Entdramatisierung und Banalisierung der Sexualität zu Beginn des 21. Jahrhunderts verstehen, dient ihnen 1968 stets als der entscheidende Bezugspunkt. Ende der 1960er Jahre, darauf hat der Hamburger Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt hingewiesen, waren sowohl die neulinken Studenten als auch die alarmierten religiösen Konservativen, die sich über sie empörten, davon überzeugt, dass die Sexualität eine weltbewegende Kraft sei. Die Radikalen wollten sie befreien, die Konservativen sie in ihre Schranken verweisen, aber beide glaubten fest an ihre Macht. Die Sexualwissenschaftler von heute stellen aber fest, dass in den westlichen Gesellschaften seit den 1980er Jahren nicht nur die Begierde zurückgegangen ist, sondern auch die Überzeugung, dass Begierde eine ungebärdige Kraft sei, die im Einzelnen oder zwischen den Einzelnen aufbricht. Stattdessen habe die Konsumgesellschaft einen endlosen Kreislauf aus Reiz und Erregung, Zurschaustellung und Schauen, eine beständige Suche nach immer neuem Kitzel statt nach endgültiger Befriedigung in Gang gesetzt. Stimulierung sei allgegenwärtig, aber die Körper reagieren nicht. Wie Schmidt kurz und bündig formuliert: „Der Begriff ‚Leidenschaft‘ ist heute so obsolet wie der der ‚sexuellen Sünde‘.“³²

Manche Beobachter meinen, selbst bei direkten körperlichen Kontakten seien die physiologischen Reaktionen mittlerweile so weitgehend von den Gefühlen abgelöst, dass ein Orgasmus mehr der Selbstversicherung diene und als Trophäe im Kampf mit dem anderen Körper zähle, als dass er das lustvolle Ergebnis einer sexuellen Begegnung vor dem Hintergrund einer starken Anziehung durch ein bestimmtes anderes menschliches Wesen sei. Aus einer derart illusionslosen Sicht heraus wird Sexualität nichts anderes als die Betätigung „zweier irgendwie aneinander manipulierender Personen“.³³ In diesem Klima von Lustlosigkeit und Unbehagen erscheint das Jahr 1968 als eine Zeit, in der Verbote der Sexualität immerhin noch einen Reiz verliehen hatten.

³² Schmidt 1996.

³³ Kurt Starke zit. in: Mühlberg 1995, S. 21.



„MEIN BAUCH GEHÖRT MIR“

Beate Schappach

Mit 1968 wurden die traditionellen und nicht selten biologisch legitimierten Geschlechterrollen brüchig. Sowohl die Frauenbewegung als auch die nach Vorbild der Frauengruppen entstandenen Männergruppen gingen hingegen von der gesellschaftlichen Prägung der Geschlechterrollen und damit ihrer Veränderbarkeit aus.

Die Sphäre der Körperlichkeit bildete zugleich einen der stärksten Angriffspunkte für die gesamte 68er Bewegung. Die Befreiung von bürgerlichen (Sexual-)Normen, namentlich der engen Verbindung von Sexualität und Fortpflanzung, des Heterosexismus und zum Teil auch der Monogamie, wurde im Zuge der so genannten sexuellen Revolution als politischer Akt interpretiert. Eine Voraussetzung dafür schuf die Pille, die das Ausleben der heterosexuellen Sexualität ohne die Sorge vor einer unerwünschten Schwangerschaft erst ermöglichte. Gleichzeitig grenzten sich die 68er gegen die repressive Sexualmoral und die ‚Verklemmtheit‘ ihrer Elterngeneration ab. Deren Legitimität, in moralischen Fragen zu urteilen, wurde nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus grundsätzlich in Zweifel gezogen. Ehe und Treue verloren an Wert. Beispielsweise lehnte Günter Amendt in seinem Buch „Sexfront“ (1970) die Ehe rundweg ab. Um ihre Thesen zu untermauern, stützten sich die 68er auf die wieder entdeckten Theorien Wilhelm Reichs.

Die sich zeitgleich etablierende Neue Frauenbewegung grenzte sich schon früh vom Konzept der ‚freien Liebe‘ ab. Bereits um 1968 griffen Frankfurter Feministinnen den ‚sozialistischen Bumszwang‘ an. Sie kritisierten den Diskurs der ‚sexuellen Befreiung‘, der sexuelle Verweigerung mit einem pauschalen Kleinbürgerlichkeits- und Verklemmtheitsvorwurf ahndete. Stattdessen forderten die Frauen ein Recht auf selbstbestimmte Sexualität ein. Die ‚sexuelle Befreiung‘ geriet in die feministische Kritik, weil sie einmal mehr nur den Männern mehr Freiheiten verschaffe, während die Frauen weiterhin Sexualobjekte blieben, sich um die Verhütung zu kümmern bzw. das Risiko einer ungewollten Schwangerschaft allein zu tragen hatten. Unter feministischer Perspektive erschien die ‚sexuelle Befreiung‘ lediglich als verkappte Fortführung patriarchalischer Strukturen, worauf eine polemische Parole wie „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen“ hindeutete.

1. Frauenbewegung

Eines der ersten und stärksten Mobilisierungsmittel der Frauenbewegung war der Kampf gegen den § 218, der Abtreibung unter Strafe stellte. Mit dem Schlagwort ‚Mein Bauch gehört mir‘ gingen Frauen wie auch Männer gegen das Abtreibungsverbot vor. Legendär ist die Aktion von Alice Schwarzer 1971 im Stern, in welchem sich zahlreiche, darunter auch prominente Frauen wie Romy Schneider, offen zur Abtreibung bekannten. Zu diesen spektakulären Aktionen gehörten auch die vom Frankfurter Frauenzentrum organisierten demonstrativen Reisen in holländische Abtreibungskliniken.

Die Feministinnen nahmen schnell eine gesellschaftliche Perspektive ein. Sie zeigten auf, dass sowohl die private als auch die öffentliche Sphäre von patriarchalischer Macht durchsetzt waren. Um dieser Struktur geschützte Räume entgegenzusetzen, entstanden zahlreiche Frauengruppen, Frauenläden und Frauenhäuser. Von US-amerikanischen und französischen Theoretikerinnen beeinflusst, bildete sich im Zuge der Frauenbewegung auch in der Bundesrepublik eine feministische Analyse der westlichen Gesellschaften heraus, die bis heute wirksam ist.

2. Sexuelle Revolution

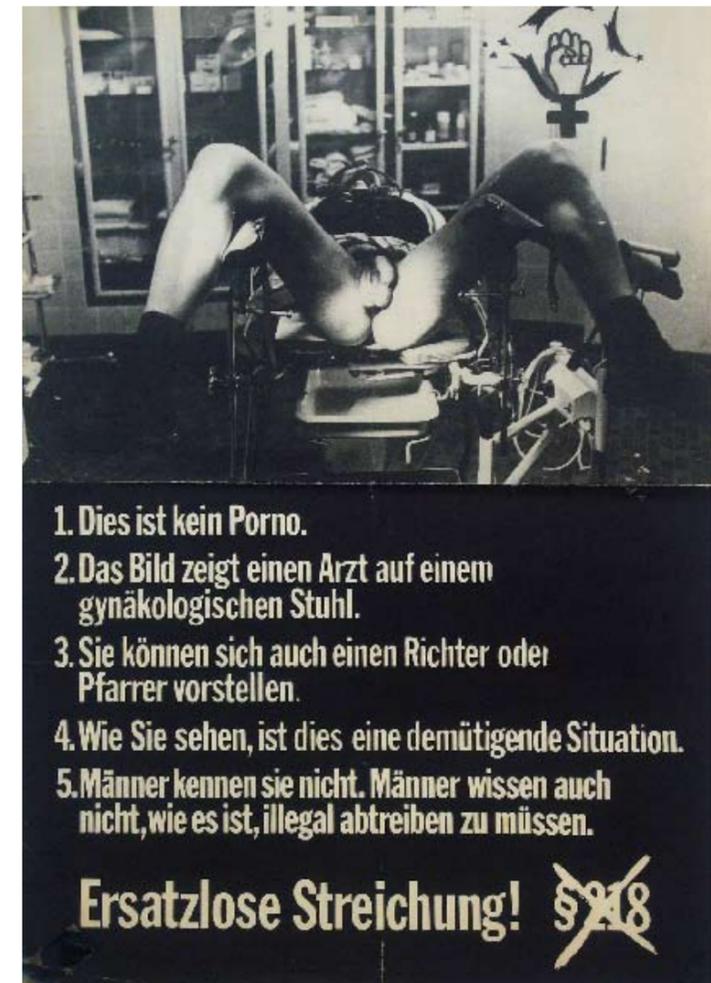
Nachdem in den 1950er Jahren die öffentliche Repräsentation von Sexualität tabu gewesen war, änderte sich das Bild im folgenden Jahrzehnt. 1963 wurden in Ingmar Bergmans Film „Das Schweigen“ erstmals zwei explizite Sexszenen auf der Leinwand gezeigt. Zahlreiche einschlägige Bücher wie Günter Amendts „Sexfront“ (1970) sowie das Aufklärungsbuch „Zeig mal!“ (1974) von Helga Fleischhauer-Hardt mit den freizügigen Fotografien von Will McBride fanden eine große Leserschaft. Auch im eher bürgerlichen Lager formierte sich eine Bewegung, die für sexuelle Aufklärung und die Enttabuisierung der Lust eintrat. Beispiele sind hier etwa Oswald Kolles Filme „Das Wunder der Liebe“ (1968), „Deine Frau, das unbekannte Wesen“ (1969) und „Dein Mann, das unbekannte Wesen“ (1970) sowie Ernst Hofbauers „Schulmädchen- Report“ (ab 1970). Letzterer beruhte auf Interviews von Günther Hunold mit Schülerinnen. 1962 eröffnete Beate Uhse ihren ersten Sexshop; bis 1971 entstanden in der Bundesrepublik weitere 24. Hier wird deutlich, dass die ‚sexuelle Revolution‘ ein prekäres Verhältnis zum Kommerz unterhielt, der einerseits ihre Massenwirksamkeit garantierte, andererseits einen der Kernpunkte der Kritik, die Entfremdung des Menschen im Kapitalismus, verschärfte.

3. Schwulenbewegung

Der § 175, der bereits seit 1871 bestand, stellte homosexuelle Handlungen unter Männern unter Strafe. Die Lockerung dieses Paragraphen 1969 – Homosexualität unter Erwachsenen war nun straffrei – bildete eine wichtige Voraussetzung für die Etablierung der Schwulenbewegung in der Bundesrepublik, deren erste Ziele die Entpathologisierung der Homosexualität und die gesellschaftliche Anerkennung als normale Lebensform waren. Der Film „Nicht der Homo-sexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“ von Rosa von Praunheim im Jahr 1971 gilt als Initialzündung der Schwulenbewegung. Noch im selben Jahr gründeten sich die Homosexuelle Aktion Westberlin (HAW) und die Rote Zelle Schwul (ROTZSCHWUL) in Frankfurt. 1972 wurde in Münster die erste Schwulendemonstration in der Geschichte der Bundesrepublik durchgeführt. Die vorwiegend studentisch geprägte Bewegung der frühen 1970er Jahre eignete sich den Begriff ‚schwul‘ an, um dieser Bezeichnung den Schimpfwortcharakter zu nehmen, aber auch um die Öffentlichkeit zu einer Auseinandersetzung mit ihren Vorurteilen zu provozieren.

4. Lesbenbewegung

Parallel zur Frauen- und Schwulenbewegung begann auch die Lesbenbewegung, sich zu formieren, wobei sie Verbindungen zu beiden Gruppen unterhielt. Mit der Frauenbewegung verband sie der Kampf gegen die gesellschaftliche, politische und sexuelle Marginalisierung von Frauen, mit der Schwulenbewegung der Kampf um die gesellschaftliche Akzeptanz ihrer homosexuellen Neigung als normale Lebensweise. Doch diese doppelte Perspektive barg von Anfang an auch Widersprüche zu den beiden anderen Bewegungen in sich: Die Schwulengruppen erschienen aus lesbischer Perspektive nicht selten als patriarchalisch, während die lesbischen Belange innerhalb der Frauenbewegung und ihrem Kampf etwa für die Legalisierung der Abtreibung unterzugehen drohten.







Hans Traxler
**Sex für
Leseratten**

Es steht
geschrieben:
So sollt
Ihr lieben

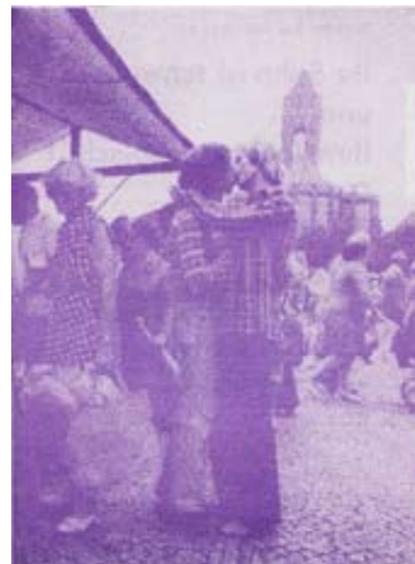
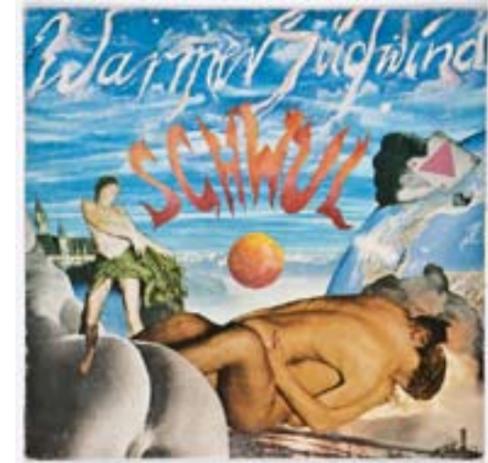


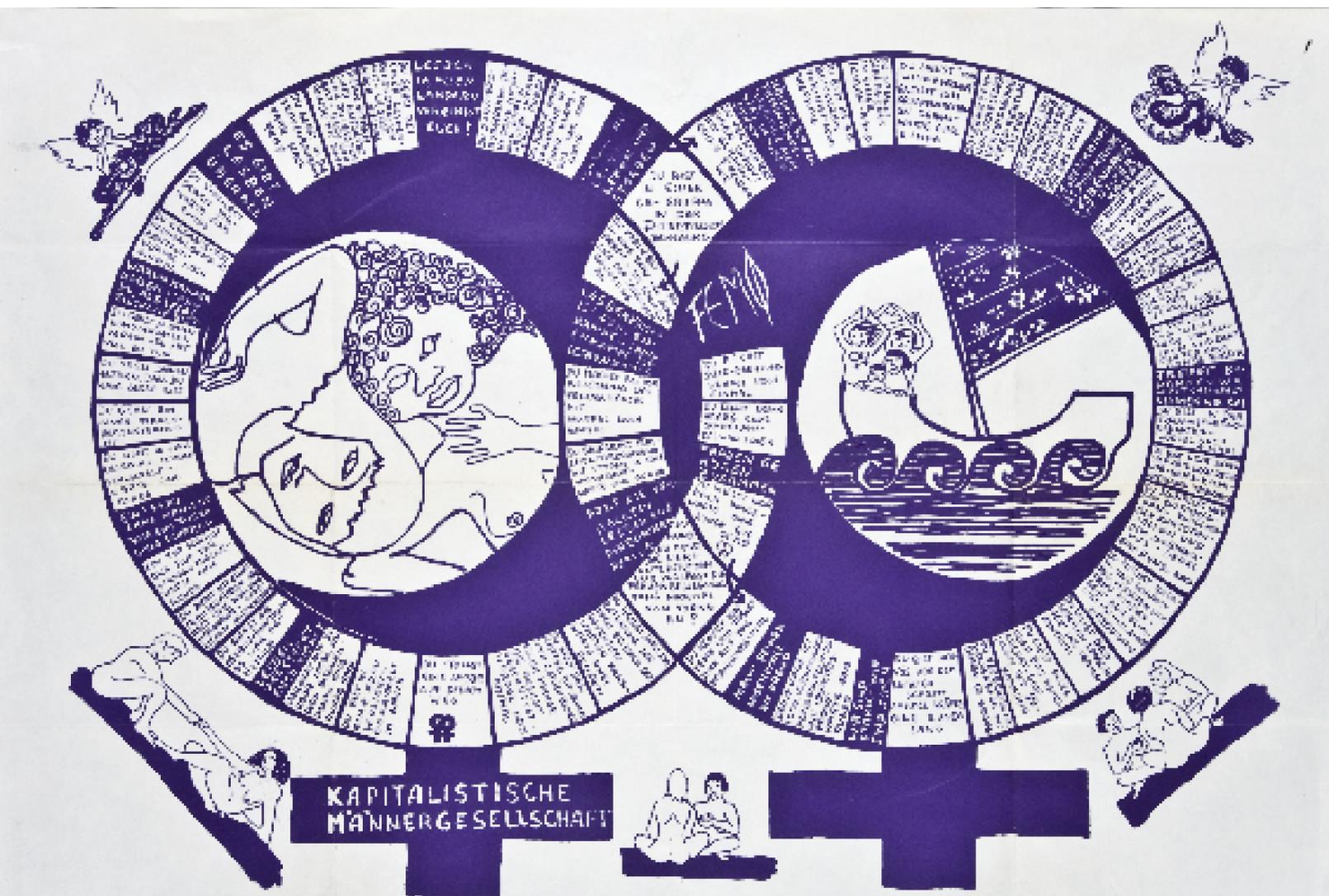
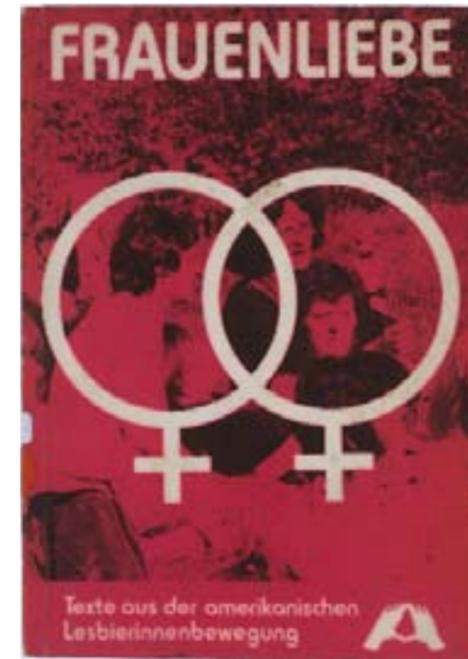
**KÖMMUNE 2
LIEBESSPIELE IM KINDERZIMMER**



KURSBOKEN ZU KURSBUCH 17







D „REVOLUTION IST MACHBAR, HERR NACHBAR“: SELBSTVERWALTUNG



MITBESTIMMUNG DAS HEISST: DEMOKRATIE ALS LEBENSFORM

Oskar Negt

Wo heute der Begriff Mitbestimmung in der Öffentlichkeit gebraucht wird, ist in der Regel von jenen Teilhaberechten die Rede, die auf der Grundlage der Mitbestimmungsgesetze Anfang der 1950er Jahre und der späteren Novellierungen den Gewerkschaften und Betriebsbelegschaften zugesprochen werden. Unter dem Druck globalisierter Konkurrenz der Konzerne und der mittelständischen Unternehmen hat sich die Situation öffentlicher Auseinandersetzungen um diesen Grenzbegriff Mitbestimmung aufs äußerste zugespitzt; unterdessen entsteht der Eindruck, als sei Mitbestimmung in den gesetzlich fixierten Varianten ein zentraler Gefährdungsherd der wirtschaftlichen Standortsicherheit. Sie widerspreche der betriebswirtschaftlichen Vernunft, die mit einpruchsfreier Kapitalbewegung und Shareholder-Interessen verknüpft sei. Die an Offenheit und Dreistigkeit zunehmenden Vorstöße mächtiger Wirtschaftsverbände und ihrer sprachgewaltigen Ideologen, dieser zur Nachkriegs-Antiquität abgestuften Errungenschaft den Todesstoß zu versetzen, liegen auf der gesamtgesellschaftlichen Linie des radikalen Abbaus von Mitbestimmungsrechten und Mitbestimmungsbefugnissen in zahlreichen anderen gesellschaftlichen Handlungsbereichen, die zwar Teamwork, Kooperationsgeist und hierarchielose Kompetenzen auf unteren Arbeitsebenen feiern, aber gleichzeitig bemüht sind, Direktorialverfassungen wieder zu etablieren. Das gilt für die Schulen genauso wie für die Universitäten, für die Krankhäuser ebenso wie für Betriebe. Der Geschäftsführer der Arbeitgeber, Reinhard Göhner, hat im Rheinischen Merkur vom 19. Januar 2006 diese Interessenlinie unzweideutig bekräftigt: „Die deutsche Mitbestimmung droht zur Bleikugel am Fuß unserer Unternehmen zu werden.“

So gesehen befinden wir uns, trotz aller Individualisierungsschübe, die in den Zeitdiagnosen herumgeistern, auf dem Wege zu einer autoritären Gesellschaft, die auf Mitbestimmung in den Produktions- und Lebenszusammenhängen zu verzichten bestrebt ist. Der Göttinger Soziologe Michael Schumann, einer der gründlichsten Kenner betrieblicher Realitäten und leidenschaftlicher Verfechter des Mitbestimmungsgedankens, hat in zahlreichen Reden und Aufsätzen immer wieder den die Unternehmenskultur ruinierenden Aktionärsansatz kritisiert und auf die Erfolgsgeschichte selbst dieser mit begrenzten Kompetenzen ausgestatteten Mitbestimmungsregeln verwiesen. Mit großer gedanklicher Schärfe und unter Berufung auf das empirische Material hat er den Unternehmen und den Gewerkschaften klarzumachen versucht, dass die atemlosen, kurzfristigen Strategien der Shareholder selbst unter ökonomischen Gesichtspunkten nicht tragfähig sind. Das gilt insbesondere in Zeiten, in denen das Ungleichgewicht zwischen Kapital und gewerkschaftlich organisierter Gegenmacht der lebendigen Arbeit, wie heutzutage, immer krasser hervortritt. Michael Schumann schreibt: „In den Debatten um Mitbestimmung in den fünfziger und siebziger Jahren hieß Mitbestimmung für die Gewerkschaften vor allem, einen ersten Einstieg in die demokratische Kontrolle wirtschaftlicher Macht zu bekommen. Nicht wenige verbanden damit die Hoffnung auf relevanten Systemumbruch.“ Für beides, Kontrolle des Managements und Wirtschaftsdemokratie, besteht heute erhöhter gesellschaftlicher Bedarf; es gibt jedoch begründete Zweifel, ob die gewerkschaftlichen Gegenmachtpositionen auf diesen Mitbestimmungsebenen gegenwärtig wirksam werden. Systemumbau und demokratische Kontrolle, auf die sich bis in die 1970er Jahre hinein die Hoffnungen der demokratischen Linken richteten, sind offensichtlich gegenwärtig kaum wahrnehmbare Alternativen zum System der Shareholder-Value-Strategien. Michael Schumann beharrt

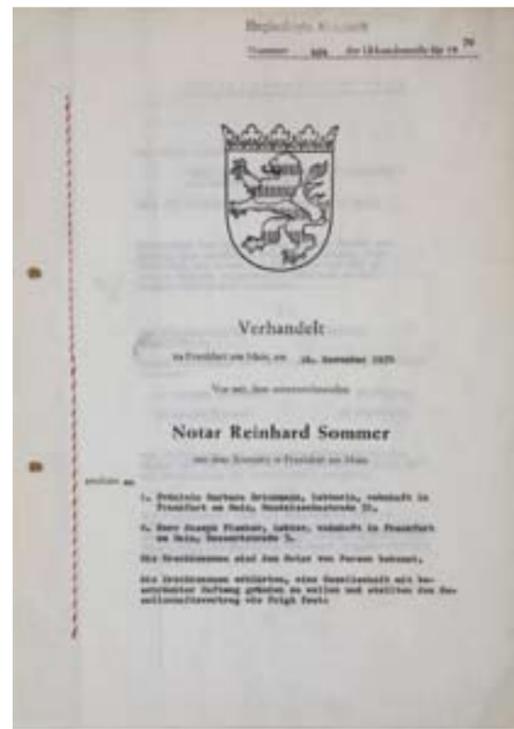


darauf, dass die Gewerkschaften im Eigeninteresse einer besseren Verankerung im Betrieb und einer gestärkten Ansehensmacht bei den Belegschaften aktive Mitbestimmungspolitik betreiben könnten, wenn sie ihre Machtposition in den Aufsichtsräten mit arbeitspolitischen und unternehmenspolitischen Inhalten füllten. In der Realität kann davon gegenwärtig überhaupt keine Rede sein. Auch die Kontrollrechte werden, wie jüngste Beispiele dokumentieren, kaum wahrgenommen. In der Debatte über die skandalösen Gehälter von Topmanagern, die mittlerweile selbst die wirtschaftsfreundliche Öffentlichkeit beunruhigt, gehen Gewerkschaftsführer und Betriebsratsvorsitzende aus der Deckung und verteidigen den Aktionärsansatz, der mit diesen Gehältern verknüpft ist. BASF-Betriebsrat Robert Oswald erklärte: „Gemessen an Honoraren in der Fußball-Bundesliga sind die Gehälter der Konzernvorstände moderat.“ „Daimler-Vorstände müssen im internationalen Vergleich angemessen verdienen“, sagte der Betriebsratschef Erich Klemm der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Auch Porsche-Betriebsratschef Uwe Hück verteidigte die Gehälter des Vorstandes seines Unternehmens, insbesondere das des amtierenden Vorstandschefs Wendelin Wiedeking, dessen Jahresgehalt über 50 Millionen Euro beträgt.

Sind damit alle Vorurteile, die immer wieder gegen diese Art abstrakter Unternehmensmitbestimmung vorgebracht wurden, in der Realität bestätigt, ist jetzt Mitbestimmung in diesem engen Ausschnitt tatsächlich eine Antiquität, freilich in ganz anderem Sinne, als die Konservativ-Liberalen meinten? Ich bin nicht dieser Auffassung, es bedarf jedoch der Blickerweiterung in eine Richtung, die auf eine Vitalisierung eines umfassenden und konkreten Begriffs der Demokratie hinweist.

Als 1947 das Ahlener Programm der CDU verabschiedet wurde – übrigens auch mit Billigung Adenauers –, war darin die Rede davon, dass die wirtschaftlich Mächtigen nie wieder außerhalb jeder politisch-demokratischen Kontrolle stehen dürften. Der Kapitalismus sei nicht imstande, aus sich heraus die gesellschaftlichen Probleme menschlich zu regeln. Also legte sich die Idee der Wirtschaftsdemokratie nahe: Eine demokratische Beteiligung der Menschen, die auf Wahlen beschränkt sei und vor den Fabrikatoren halt mache, könne langfristig keine lebensfähige Stabilität haben. Am Anfang der dann rasant einsetzenden Sozialstaatsentwicklung war das eine Grundüberzeugung zahlreicher Gewerkschafter. Als das Betriebsverfassungsgesetz und das Mitbestimmungsgesetz verabschiedet wurden, sprach deshalb Otto Brenner von einer schweren Niederlage der Arbeiterbewegung. Im Zuge der folgenden Erfolgsgeschichte sozialstaatlicher Errungenschaften, die wesentlich den Gewerkschaften zu danken sind, verlor sich diese umfassende Idee einer Demokratisierung der Gesellschaft immer stärker und machte einer Öffentlichkeit Platz, in der mit der ökonomischen Rekonstruktion der westdeutschen Gesellschaft autoritäre Herrschaftspraktiken in allen gesellschaftlichen Handlungsfeldern nicht nur zur geübten Alltagspraxis, sondern zur verpflichtenden Norm wurden.

Bereits Mitte der 1960er Jahre, also zwanzig Jahre nach Faschismus und Krieg, begann diese Art des ‚Konsensus der Demokraten‘ zu zerbröckeln. Aber den folgenreichsten Umbruch in der Entwicklung dieser Gesellschaft bewirkten in den Jahren 1967/1968 die rebellierenden Studenten und Jugendlichen. Die öffentlichen Spektakel, Blockaden der Springer-Zeitungen, Schlägereien bei Hausbesetzungen und andere Aktionen, die in zahllosen Bildern um die Welt gingen, verdeckten bis zum heutigen Tage hin eine Reihe von Problemen, die mit einem neuen Begriff von Politik



und Demokratie verknüpft sind. Es sind diese Studenten und Jugendlichen, die in ihren antiautoritären Protestaktionen gleichzeitig vergessene oder auch bewusst unterdrückte Traditionsbestände der Arbeiterbewegung und der kritischen Denkweise wiederbelebten. Zahllose Raubdrucke vergessener und nicht mehr zugänglicher Schriften kamen wieder ans Licht der Öffentlichkeit. Das betrifft den Umkreis Marxismus und Psychoanalyse, aber auch syndikalistische Traditionen der Arbeiterbewegung, des Anarchismus und der antistalinistischen Bewegung im Ostblock, in Ungarn und der Tschechoslowakei. Wie nie zuvor in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft ist eine diskutierende Öffentlichkeit in den Universitäten und Schulen entstanden, in der die Mitbestimmungsforderungen eine ganz neue Dimension angenommen haben, nämlich ihre Erweiterung auf Demokratie als Lebensform. Mitbestimmung wird nicht mehr ausschließlich als bloßes symbolisches Mitspracherecht verstanden, sondern mit demokratischer Selbstbestimmung verknüpft. Die Demokratisierung aller wichtigen Lebensbereiche der Gesellschaft war die zentrale Forderung der Außerparlamentarischen Opposition in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, die sich aus verschiedenen Teilbewegungen zusammensetzte. Die gesellschaftlichen Reformbestrebungen reichten bis in die etablierten Parteien hinein und erfassten auch die Gewerkschaften. Als ich um das Jahr 1961, noch während meines Studiums, eine Art kommissarischer Leiter der DGB-Bundesschule in Oberursel war, weil der amtliche Leiter Herbert Tulatz im Auftrag Willi Richters die afrikanischen Gewerkschaften organisierte, begann für mich und viele der gewerkschaftlichen Vertrauensleute und Betriebsräte, die ich in Kursen zu betreuen hatte, ein Nachdenken über neue Formen der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. Als mein Buch „Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen“ 1968 in der Erstauflage erschien, wurde es intensiv aufgegriffen und breit diskutiert. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), in Frankfurt durch die kompletten Jahrgänge der Akademie der Arbeit erweitert, arbeitete mit Zielvorstellungen, die mit der Herstellung einer sozialistischen Demokratie verknüpft waren. Initiativen wie der Kampf gegen Wiederbewaffnung und atomare Ausrüstung der Bundeswehr hatten sich längst aus dem offiziellen institutionellen Geflecht der etablierten Parteien und Institutionen gelöst. Blickt man auf diese und andere Bürgerrechtsbewegungen, zumal diejenigen, die sich an der anschwellenden Civil-Rights-Bewegung

und dem stärker werdenden Kampf gegen das militärische Engagement der USA in Vietnam orientierten, dann gewinnt man einen Eindruck von der politisch-kulturellen Atmosphäre, in der über Mitbestimmung, Selbstbestimmung und Demokratie in zahlreichen öffentlichen Diskursen neu nachgedacht wurde.

„Freiheit beginnt mit der Befreiung“, hatte Herbert Marcuse gesagt; darin war die Selbstveränderung der Subjekte immer mitgedacht, die Befreiung von äußerem und innerem Zwang. Mitbestimmung war seitdem unabdingbar gekoppelt an Selbstbestimmung, an Mündigkeit und Autonomie in der Gestaltung der eigenen Lebensverhältnisse und der sozialen Bedingungen, unter denen ein möglichst hoher Grad der Beteiligung am politischen Leben möglich ist. Das mag heute zum utopischen Vorrat gehören, den man gerne auf den historischen Kehrriethaufen werfen möchte; zunächst aber ist festzuhalten, dass immer dann, wenn die Repräsentativsysteme mit ihren begrenzten Mitbestimmungsrechten erstarren und die lebendigen Interessen und Bedürfnisse der Menschen auszuspüren beginnen, Ideen der direkten Demokratie wieder zur Aktualität heranreifen. So auch 1968. Wenn von direkter Beteiligung der Bevölkerung an politischen Entscheidungen gesprochen wird, dann ist in der sozialistischen und überhaupt linken Tradition immer das Modell der Arbeiterselbstverwaltung, der Räte, im Spiel. Die Idee der Selbstverwaltung durch Räte gewinnt immer dann an Boden, wenn die offiziellen politischen Herrschaftssysteme den Keim des Zusammenbruchs in sich tragen, wenn verselbstständigte Bürokratien oder Repräsentativorgane des bürgerlichen Staates nicht mehr imstande sind, elementare Interessen der überwiegenden Mehrheit des Volkes zu vertreten. Überall in den europäischen Ländern wurde zu jener Zeit das Modell der Räte aufs Neue diskutiert. Die Rätebewegungen hatten vielfältige Formen. Ihr substanzieller Gedanke verweist darauf, dass Stellvertreterpolitik, also die Wahl von Repräsentanten, die sich dann für eine längere Zeit auch von den Bedürfnissen der Wählenden verabschieden können, nie ausreicht, ein demokratisches Gemeinwesen auf lange Sicht stabil zu halten. Irgendwann stellt sich Politikverdrossenheit her, die Menschen fühlen sich in diesem „Gehäuse von Hörigkeit“ (Max Weber) nicht mehr wohl, und es findet eine Entpolitisierung der Massen statt, so dass auch der innere Zusammenhalt in der Gesellschaft gefährdet ist.



Der eilfertige Hinweis auf das Scheitern der Münchner Räterepublik, auf die Abschaffung der Sowjets in Russland, auf Bürokratisierungstendenzen und den schließlichen Zerfall der Arbeiterselbstverwaltung in Jugoslawien begründet keinen stichhaltigen Einwand gegen die Idee der direkten Demokratie. Es ist das Verdienst der Bewegung von '68, die Wundmale einer parlamentarischen Demokratie öffentlich erkennbar gemacht zu haben. Zwei Elemente gehören zu dieser Art Demokratisierung: Zum einen ist es die Politisierung der Interessen und Bedürfnisse der Menschen, so dass sie in einer kritischen Öffentlichkeit in den Prozess politischer Urteilsbildung einbezogen sind. Zum anderen betrifft die Demokratisierung der Gesellschaft, wenn man von Basisdemokratie spricht, die Bereiche konkreten Lebens, welche die alltäglichen Erfahrungen der Menschen bestimmen: in den Betrieben, Büros, Schulen, Universitäten. Wenn sie hier keine Kontrolle und Selbstbestimmungsrechte haben, werden sie auch in den politischen Bereichen nur Objekte von manipulierenden Eliten sein. Aber die Selbstbestimmung am Arbeitsplatz, die praktische Erziehung zur Selbstständigkeit ist nicht eine Forderung, die von außen an die hoch industrialisierten Gesellschaften herangetragen wird; sie entspricht der industriellen Entwicklung in ihren differenzierten und komplexen Strukturen selbst. Mit wachsender Vernetzung und Globalisierung der Wirtschaft nimmt der Aktionsspielraum von relativ autonomen Einheiten zu, in denen sich neuartige Kooperationsverhältnisse entwickeln. Befehlsverhältnisse werden selbst unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten unproduktiv. Wie nie zuvor ist die Ausbildung von politischer und soziologischer Fantasie notwendig.

In diesem Sinne ist Mitbestimmung ein entscheidender Schritt auf dem Wege zur Selbstbestimmung und der konkreten Verwirklichung von Teilhaberechten, die sich auf den Alltagszusammenhang der Menschen beziehen. Ursprünglich war dieses Einfordern von Mitgestaltungsrechten auf den Lehr- und Forschungsprozess der Universitäten konzentriert, in denen die traditionellen Herrschaftspraktiken den Lernalltag der Studierenden bestimmten. Wenn ich dieses demokratische Element des antiautoritären Protestes hier in den Vordergrund rücke, dann darf jedoch nicht übersehen werden, dass in den Zerfallsprozessen der 68er Bewegung sehr schnell auch ganz andere Tendenzen sichtbar wurden. Manche gingen mit proletenhaftem Habitus in die Betriebe, um das Proletariat für den Klassenkampf wachzurütteln. Die meisten taten das in gutem Glauben, mussten aber sehr schnell erkennen, dass selbst die spontan aufbrechenden wilden Streiks das eher reformistische Bewusstsein, wie es von diesen Studenten beklagt wurde, nicht aufzubrechen vermochten; sie scheiterten. Andere wiederum sahen in Deutschland ein Land des ‚offenen Faschismus‘ und griffen zur Waffe, um auf diese Weise das Volk aufzurütteln. Auch diese Form, der Terror, mit der Wiederbelebung von Kommandostrukturen in den eigenen Reihen, hinterließ ein verödetes Feld sinnloser Opfer und beförderte Tendenzen, die den Sicherheitsstaat erweiterten.

Wenn man also Achtundsechzig und die Idee der Mitbestimmung in Beziehung setzt, darf man das Unterscheidungsvermögen nicht ausblenden. Dieses anstößige, symbolträchtige Jahr ist offensichtlich nach wie vor für viele, die im Blick auf Demokratie ein gespaltenes Bewusstsein haben, ein fortwirkendes großes Ärgernis. Und die substanzielle Leitidee, die dieses Ärgernis auslöst, ist das umfassende Mitbestimmungsmodell der Demokratie. Kant spricht davon, dass Autonomie, Selbstdenken und Selbstbestimmung sowie Selbstgesetzgebung die Grundlagen der



menschlichen Würde sind. Wo Menschen zu bloßen Mitteln für Zwecke anderer werden, da verlieren sie ihr eigentliches Unterscheidungsmerkmal von allen anderen Lebewesen dieser Welt. Demokratie und Mitbestimmung in diesem umfassenden Sinne sind daher untrennbar. So steht es auch im Grundgesetz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“

Nun haftet der Demokratie als einer gesellschaftlichen Gesamtverfassung ein Makel an: Sie funktioniert nicht aus sich heraus, auch nicht, wenn man über die besten Institutionen und rechtlichen Regelungen verfügt. Das Schicksal einer demokratischen Gesellschaftsordnung, die mit Leben erfüllt ist, hängt davon ab, in welchem Maße die Menschen dafür Sorge tragen, dass das Gemeinwesen nicht beschädigt wird und der politische Faden zum Wohlergehen des Ganzen nicht reißt, und vor allem: *Demokratie ist die einzige politisch verfasste Gesellschaftsordnung, die gelernt werden muss* – nicht ein für allemal, so als könnte man sich einen gesicherten Regelbestand anlegen, der fürs ganze Leben ausreicht, sondern immer wieder, in tagtäglich Anstrengung und bis ins hohe Alter hinein. Und solch ein Lernprozess ist ohne praktische Übung in solidarischer und kooperativer Mitbestimmung nicht möglich. Nimmt man also das höchst strapazierte Wort vom ‚lebenbegleitenden Lernen‘ in den Mund, dann ist zunächst Nachdenken darüber erforderlich, worin diese Dimension politischen Lernens besteht, bevor man sich den marktbezogenen individuellen Qualifikationsanforderungen zuwendet. Dass man fortwährend lernen müsse, ist freilich ein uralter Topos, der seit Entstehen der kapitalistischen Wirtschaftsdynamik mit der sie begleitenden Klage über die Enttraditionalisierung des Lernens aufs engste verknüpft ist. Schon Goethes „Wahlverwandtschaften“ legen Zeugnis ab für dieses Erschrecken über die Notwendigkeit fortwährenden Lernens und die geringe Verlässlichkeit von Traditionsbeständen: „Es ist schlimm genug“, rief Eduard [dieser reiche Baron im besten Mannesalter, wie Goethe ihn kennzeichnet, Anm. O. N.], „dass man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsere Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.“ Demokratie macht Lernen in noch kleineren Zeitabschnitten notwendig. Ohne Mitbestimmung in allen Lebensbereichen, die wichtige Angelegenheiten der Menschen regulieren, ist demokratisches Lernen nicht möglich. '68, dieses anstößige Jahr, sitzt wie ein Pfahl im Fleische dieser Gesellschaft, die wieder dabei ist, Prämien für den leistungsbewussten Mitläufer und für die Wiederherstellung einer autoritären Gesellschaft zu erteilen.

„REVOLUTION IST MACHBAR, HERR NACHBAR“

Andreas Schwab

Die Kritik an der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung fand im Aufbau partizipativer Modelle in zahlreichen gesellschaftlichen Bereichen ihren Ausdruck. Gemäß der einflussreichen Studie von Jürgen Habermas „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962) sollten öffentliche Angelegenheiten nicht nur in der Presse und den institutionalisierten politischen Meinungsbildungsforen verhandelt werden, sondern ebenfalls die Binnenräume von Institutionen wie Universität, Schule und Verwaltung und der gesellschaftlichen Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften und Verbände erfassen. Die Forderung, sie alle von innen her zu demokratisieren, haben die rebellierenden Studenten aufgegriffen und in die Tat umzusetzen versucht. Das Spektrum reichte von einzelnen Interventionen in die kapitalistische Marktwirtschaft bis hin zur Vorbereitung eines revolutionären Umsturzes.

Zahlreiche Studentinnen und Studenten versuchten, die Revolution in die Betriebe zu tragen. Bei Opel in Rüsselheim, bei Hoechst, IG Farben (i. A.), BMW und bei vielen anderen Betrieben schleusten sich Studentinnen und Studenten ein und versuchten, die Arbeiter zu agitieren. Viele opferten Jahre für die Utopie, einen Schulterschluss mit der Arbeiterschaft zu Wege zu bringen. Da die studentischen Aktivitäten nicht auf die bloße Verbesserung der Arbeitsverhältnisse abzielten, sondern auf einen umfassenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umsturz, stießen sie bei den Arbeitern nicht selten auf Unverständnis. Die Studierenden gerieten bald in Konflikt mit den

Gewerkschaften und den Betriebsräten, die an der Verbesserung der Arbeitsbedingungen und des Lohnes arbeiteten, einen Umsturz oder ein Rätssystem aber kategorisch ablehnten. Diese Situation führte zusammen mit den teils sehr restriktiven Maßnahmen der Arbeitgeber gegen die studentischen Agitatoren meist dazu, dass die Studenten ihre Vorhaben abbrachen oder ihre Ziele relativierten.

Langfristig erfolgreicher waren Versuche, sich vom kapitalistischen System durch Gründung von Genossenschaften und anderen selbstverwalteten Projekten zumindest teilweise abzukoppeln. Ab den späten 1960er Jahren entstanden zahlreiche genossenschaftliche Handwerksbetriebe, Druckereien, Buchhandlungen, Reformläden sowie Alternativkneipen. Auch im Verlagswesen zeigten sich deutliche Demokratisierungsbestrebungen. 1968 forderten zahlreiche Lektoren des Suhrkamp Verlages die Einführung eines Mitbestimmungsmodells. Sie verstanden sich nicht nur als ökonomische und kulturelle, sondern auch als politische Akteure. Einzelne Autoren wie Martin Walser unterstützten diese Bestrebungen; andere jedoch fürchteten um ihre Tantiemen und ließen ihre Urheberrechte lieber in den Händen eines herkömmlichen Unternehmens. Im Verlauf des Konflikts setzte sich der Verleger Siegfried Unseld, der seit 1959 die Leitung des Verlages innehatte, gegen die aufbegehrenden Lektoren durch. Diese gründeten 1969 gemeinsam mit einigen Autoren des Suhrkamp Verlages den Verlag der Autoren und wurden selbst Gesellschafter der GmbH.

1. Der Revolutionäre Kampf

Um die theoretischen Forderungen nach einem Mitbestimmungsmodell in die Tat umzusetzen und sich selbst aus den ebenso lähmenden wie folgenlosen Diskussionen zu befreien, gründeten einige Studenten die Organisation „Revolutionärer Kampf“ und ließen sich bei Opel in Rüsselheim anstellen, wo beispielsweise Joschka Fischer, Johnny Klinke, Matthias Beltz und Tom Königs arbeiteten. Die Frauen des Revolutionären Kampfes versuchten, in Unternehmen mit mehrheitlich weiblichen Angestellten zu wirken, z. B. in der Administrationsabteilung von Neckermann. Vor Ort suchten sie den Kontakt zu den Arbeiterinnen und Arbeitern und versuchten, ‚Bewusstsein zu schaffen‘ und sie durch gezielte Agitation für die revolutionären Ideale zu gewinnen. Hierbei waren Flugblätter, Betriebszeitschriften und Diskussionsveranstaltungen die häufigsten Mittel. Das Engagement der Studenten stieß jedoch bei den Arbeitern nur auf begrenztes Interesse. Das von Karl Marx postulierte Proletariat als Träger der Revolution existierte nicht mehr. Vielmehr war die Mehrzahl der Arbeiter mit steigenden Löhnen und verkürzten Arbeitszeiten durchaus auch ohne direkte Mitbestimmung in den Betrieben zufrieden. So blieben die studentischen Versuche auf dieser Ebene erfolglos.

2. Karl Marx Buchhandlung

Die Karl Marx Buchhandlung in Frankfurt am Main wurde 1970 von Joschka Fischer und Barbara Brinkmann, die damals beide beim Verlag Neue Kritik beschäftigt waren, als dezidiert linke, politische Buchhandlung gegründet und von einem Kollektiv geführt. Neben lizenzierten Ausgaben vertrieb die Karl Marx Buchhandlung auch Raubdrucke von nicht im regulären Buchhandel erhältlichen Texten, etwa von Reich, Rosa Luxemburg, Adorno (z. B. Vorlesungstexte) und Horkheimer. ‚Die Karl Marx‘ war von Anfang an als Ort der Kommunikation konzipiert. So fanden dort neben Spontandiskussionen auch Lesungen, Vorträge und Diskussionsveranstaltungen statt. Von den Gründungs-ideen der Karl Marx Buchhandlung hat sich bis heute unter anderem der Einheitsstundenlohn für alle Mitarbeitenden gehalten.

3. Longo mai

Unter dem Motto ‚Roden statt Reden‘ gründeten 1973 etwa dreißig Beteiligte aus unterschiedlichen Ländern, zum Beispiel Österreich, Frankreich und der Schweiz, die Kooperative Longo mai (provenzalisch für: Es möge lange währen) in der französischen Provence, indem sie drei verlassene Bauernhöfe übernahmen und dort Landwirtschaft und Viehzucht nach dem Konzept der Subsistenzwirtschaft aufbauten. Die Landkommune wurde und wird bis heute als Gegenmodell zur kapitalistischen Ausbeutung auf der Basis der Selbstverwaltung ohne Lohnarbeit betrieben. Nach diesem Modell entstand ein Netz von landwirtschaftlichen Kooperativen in der Schweiz, Deutschland, Österreich und der Ukraine, die bis heute – inzwischen auf biologische Landwirtschaft umgestellt – erfolgreich wirtschaften.

4. Frankfurter Schauspiel und Schaubühne Berlin

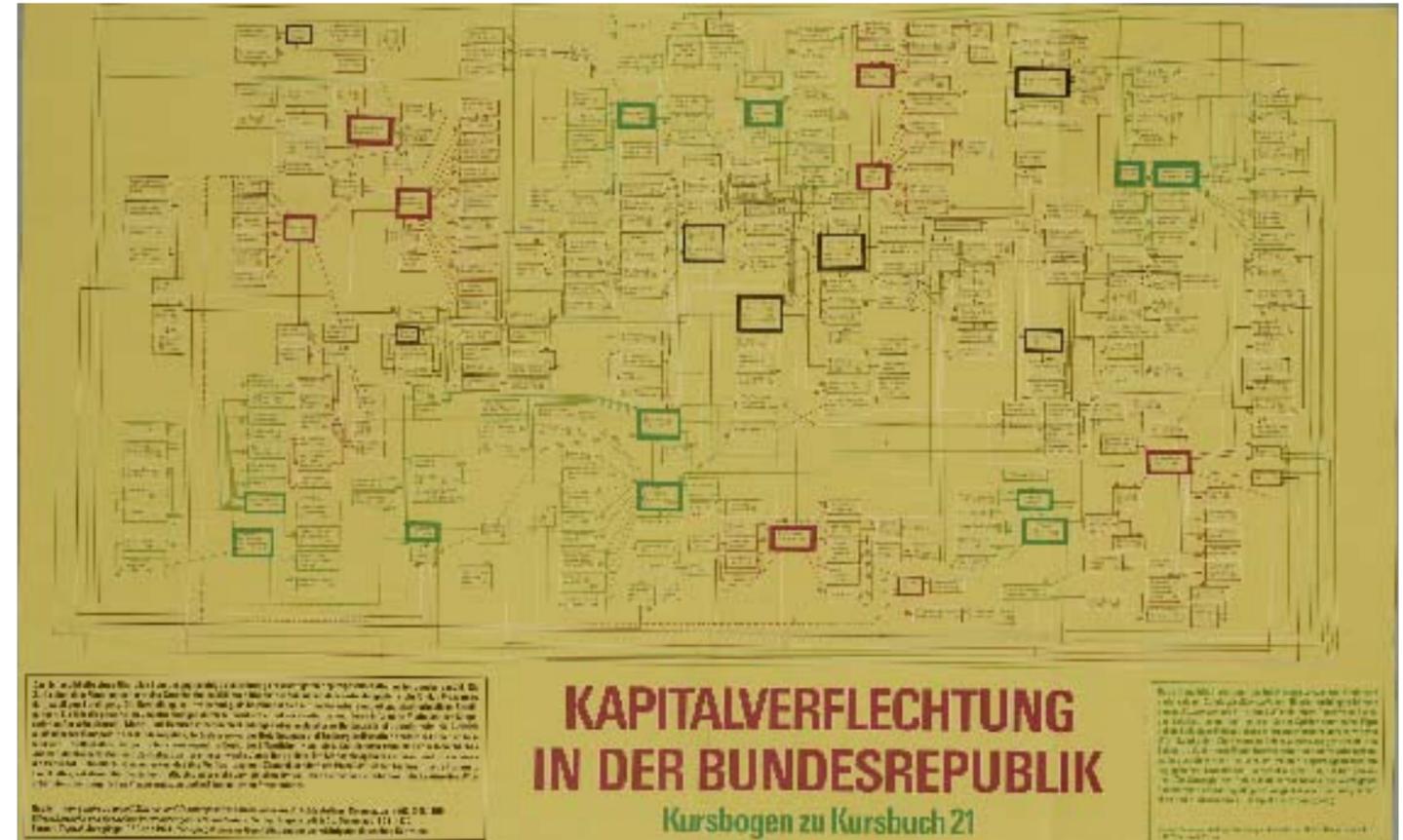
Auf dem kulturellen Feld des Theaters wurden die Ein-Mann-Theaterleitung und das hierarchische Verhältnis von Intendant/Regisseur, SchauspielerInnen und AssistentInnen in Frage gestellt und Mitbestimmungsmodelle entwickelt. Junge Regisseure wie Peter Stein setzten auf das Team, in dem an die Stelle der Intendanten-Allmacht die Diskussion, das Argument und die Arbeitsteilung traten. Peter Stein, Claus Peymann und Dieter Reible arbeiteten das so genannte Frankfurter Strukturmodell aus. Es wurde zwar vom Frankfurter Senat abgelehnt, prägte aber spätere Mitbestimmungsmodelle, etwa 1970 bei Steins Neugründung der Schaubühne in Berlin. Als Direktor des Schauspiels Frankfurt initiierte Peter Palitzsch ab 1972 ein Mitbestimmungsmodell.



[1969]

GROSSVERANSTALTUNG 15.7. TU 20⁰⁰

WIR BRAUCHEN NICHT NUR
DEN ARBEITSPLATZ ★
WIR BRAUCHEN DIE GANZE
FABRIK ★ UND
DIE KOHLE UND DAS ERZ
UND
DIE MACHT IM STAAT ★









E „EIN ADOLF WAR GENUG“: AUSEINANDERSETZUNG MIT DER NATIONALSOZIALISTISCHEN VERGANGENHEIT



WIDER DEN ‚MUFF VON 1000 JAHREN‘: DIE 68er BEWEGUNG UND DER NATIONALSOZIALISMUS

Katrin Hammerstein

Im Jahr 2001 bemerkte der damalige Außenminister Joschka Fischer bei seiner Aussage während des Prozesses gegen die mutmaßlichen Terroristen Hans-Joachim Klein und Rudolf Schindler wegen ihrer Beteiligung am Überfall auf die OPEC-Konferenz in Wien 1975: „Hätte Richard von Weizsäcker seine berühmte Rede von 1985 bereits 1965 gehalten, dann säßen wir uns heute hier nicht gegenüber.“^[1] Der Bundespräsident hatte anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes den 8. Mai zum „Tag der Befreiung“, und nicht mehr der Niederlage und des Zusammenbruchs, erklärt. Fischers Äußerung impliziert also einen engen kausalen Zusammenhang zwischen der NS-Vergangenheit und der 68er Bewegung – um mit Daniel Cohn-Bendit, einem anderen prominenten ‚Alt-68er‘, zu sprechen: „Für uns war Auschwitz eine Folie, die unsere Gedanken quälte.“^[2]

Beitrag zur ‚Vergangenheitsbewältigung‘?

Welche Bedeutung allerdings der Protestbewegung im Blick auf die Aufarbeitung des national-sozialistischen Erbes beizumessen ist, darüber finden sich verschiedene und teilweise diametral entgegengesetzte Urteile. Pointiert stehen sich die Positionen bei Norbert Frei und Kurt Sontheimer gegenüber, die sich Anfang 2001 in der „Zeit“ zu Wort meldeten.^[3] So sieht Frei die 68er „in einem hohen Maße als Nachgeschichte des Nationalsozialismus“ und spricht von „ertrotzte[r] Aufklärung“. Sontheimer hält dagegen: „[A]n einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Vergangenheit waren sie nicht interessiert und haben dafür auch nichts geleistet.“ Auch als Motiv des Generationenkonflikts selbst wird die NS-Vergangenheit unterschiedlich bewertet.^[4] Während Hermann Lübbe gegen den ‚Mythos‘ argumentiert, die Studentenbewegung sei eine „Antwort auf die Unbereitschaft der Vätergeneration gewesen, sich ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit zu stellen“,^[5] spricht Heinz Bude von einer „lähmenden Fixierung auf die Geschichte ihrer Eltern“.^[6] Dadurch wurde die Bundesrepublik zum ersten Mal, so Lothar Baier, „von innen her gezwungen, sich politisch, moralisch und theoretisch mit ihrer Herkunft aus dem nationalsozialistischen Deutschland auseinanderzusetzen, zum ersten Mal sahen sich […] Täter nicht ‚vom Ausland‘, sondern von ihren Kindern, ihren Studenten, ihren Untergebenen ihrer Taten wegen zur Rede gestellt.“^[7]

Diesen Zäsurcharakter hat die Geschichtswissenschaft inzwischen allerdings deutlich abgeschwächt.^[8] Die Kompromissformeln reichen von der Einordnung der NS-Vergangenheit als „ein wesentliches, wenn auch nicht das alleinige Antriebselement für die westdeutsche Protestbewegung von 1968“^[9] über die Bezeichnung der 68er als „symbolischer Kulminationspunkt eines kultur-evolutionären Prozesses“^[10] bis hin zu Formulierungen wie einer Teilinitiierung der Debatte, deren Intensivierung, Forcierung, Radikalisierung oder Emotionalisierung.^[11] Verstärkt wird der Blick auf die so genannte ‚45er‘-Generation gelenkt – auch als ‚skeptische‘ oder ‚Flakhelfer-Generation‘ bezeichnet –, die den eigentlichen Anstoß für die Kritik an der Vergangenheitspolitik der fünfziger Jahre geliefert habe.^[12] In diesem Kontext erscheinen die 68er „eher […] als fellow travellers der Flakhelfer-Generation, deren Ansätze sie weiterführten und von der sie sich durch Radikalisierung der Kritik zu emanzipieren versuchten“.^[13] Somit hatten sie in erster Linie katalytische Wirkung auf den sich bereits seit Ende der fünfziger Jahre wandelnden Umgang mit dem Nationalsozialismus.^[14]

Insbesondere der Ulmer Einsatzgruppenprozess von 1958, in dessen Gefolge die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg eingerichtet wurde, und mehrere antisemitische Vorfälle, so z. B. die Schmierereien an der Kölner Synagoge zu Weihnachten 1959, gelten als Auslöser für eine intensivere und offenere Auseinandersetzung mit dem ‚Dritten Reich‘. Diese fand auf mehreren Ebenen statt. So erregten in juristischer Hinsicht die zahlreichen NS-Prozesse der sechziger Jahre Aufmerksamkeit. Vor allem der 1961 in Jerusalem stattfindende Prozess gegen Adolf Eichmann sowie die Frankfurter Auschwitzprozesse 1963–1965 entwickelten sich zu Medienereignissen und konfrontierten die Bevölkerung mit den NS-Verbrechen. Literatur, Theater und Film griffen die Thematik auf. So verarbeitete Peter Weiss die Protokolle des ersten Auschwitz-Prozesses in seinem Dokumentardrama „Die Ermittlung. Oratorium in elf Gesängen“ (1965). Wolfgang Staudtes Spielfilm „Rosen für den Staatsanwalt“ (1959) befasste sich wiederum mit den personellen Hinterlassenschaften der NS-Justiz, während Rolf Hochhuths Theaterstück „Der Stellvertreter“ (1963) mit dem Verhalten der katholischen Kirche in der NS-Zeit kritisch ins Gericht ging. Auf politischer Ebene sorgten vor allem die Verjährungsdebatten des Bundestages 1965 und 1969 sowie die Skandale um Politiker mit ‚brauner Vergangenheit‘ wie z. B. Hans Globke oder Theodor Oberländer für die Präsenz der NS-Zeit in der Öffentlichkeit.^[15]

Nachholende Entnazifizierung

Gerade die personellen Kontinuitäten vom ‚Dritten Reich‘ zur Bundesrepublik waren ein wesentlicher Kritikpunkt der Studentenbewegung. Es herrschte der Eindruck vor, so Joschka Fischer rückblickend, „daß nahezu alle westdeutschen Eliten durchwebt waren von den Mitläufern und Mittätern des Adolf Hitler“.^[16] Bereits 1959 wurde innerhalb des SDS diese Thematik auf die Agenda gesetzt mit der von Reinhard Strecker initiierten Wanderausstellung „Ungesühnte Nazijustiz“, die insofern als Initialzündung für die Auseandersetzung der Studenten mit der NS-Vergangenheit gelten kann. Der Blick wurde auch auf die Universitäten gelenkt. Nicht zuletzt nimmt einer der bekanntesten Slogans der 68er Bewegung Bezug auf die Verstrickung zahlreicher Professoren in das NS-Regime: ‚Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren‘. Seit Mitte der sechziger Jahre beschäftigten sich unter anderem Ringvorlesungen an verschiedenen Hochschulen^[17] und Schriften wie Rolf Seeligers „Braune Universität“^[18] mit deren Geschichte während der NS-Zeit. Die Motivation hierfür entsprang „nicht der Lust an einer aktenschnüffelnden ‚Vergangenheitsbewältigung‘, sondern der Sorge um unsere demokratische Gegenwart und Zukunft“.^[19] Eine SDS-Flugschrift vom Januar 1969 bezog diese Befürchtungen auf die universitären Strukturen: „Die Transformation von der autoritären zur totalitären Hochschule […] entspricht dem Übergang vom Liberalismus zum Faschismus […] um 1933. Die Hochschulen befinden sich bereits im Prozeße [sic!] einer schleichenden Faschisierung.“^[20]

Weiterhin waren die teilweise fragwürdigen Vergangenheiten von Politikern von zentraler Bedeutung für die 68er Bewegung. Der Bundeskanzler der Großen Koalition, Kurt Georg Kiesinger, und der

^[1] Zit. nach die Tageszeitung, 17.1.2001. Vgl. auch Herbert 2001.

^[2] So in einem Interview, in: Der Spiegel, 29.1.2001, S. 86–92, hier S. 87.

^[3] Frei 2001. Sontheimer 2001. Vgl. auch Wolfrum 2001, bes. S. 28.

^[4] Vgl. dazu Schildt 2003, S. 318–321. Gassert/Steinweis 2006.

^[5] Lübbe 1988, S. 18.

^[6] Bude 1992, S. 89.

^[7] Baier 1987, S. 42. Vgl. auch Rusinek 2000, S. 118. Er spricht vom Durchbrechen der zuvor herrschenden „Diskursblockade“ durch die 68er.

^[8] Vgl. dazu Mausbach 2006, S. 16 f. Schmidtke 2003, S. 143

^[9] Thamer 1998, S. 39. Vgl. auch Schildt 2003, S. 325.

^[10] Leggewie 1988, S. 4.

^[11] Vgl. u. a. Mausbach 2006, S. 38. Kleßmann 1991, S. 100. Siegfried 2000, S. 104. Thamer 1998, S. 41.

^[12] Vgl. dazu Moses 2000. Mausbach 2006, S. 27, 38.

^[13] Herbert 2001.

^[14] Dorothea Hauser spitzt zu: „Der Rekurs auf die NS-Vergangenheit seitens der APO […] ist nicht auf deren Abwesenheit, sondern vielmehr auf deren Anwesenheit in der politischen Debatte zurückzuführen.“ Hauser 2006, S. 1277. Vgl. auch Mausbach 2006, S. 16. Schmidtke 2003, S. 155. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in den sechziger Jahren vgl. u. a. Siegfried 2000.

^[15] Hier spielten auch die so genannten Braunbücher und Kampagnen der DDR gegen die Bundesrepublik eine Rolle. Globke war Staatssekretär im Bundeskanzleramt von Konrad Adenauer, während des ‚Dritten Reiches‘ hatte er den Kommentar zu den Nürnberger Gesetzen mitverfasst. Oberländer, Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, trat 1960 wegen seiner Verstrickungen ins NS-Regime zurück.

^[16] Joschka Fischer, Ein magisches Jahr, in: Spiegel special, Nr. 9, 1998, S. 59–61, hier S. 60.

^[17] Vgl. dazu Lammers 2000.

^[18] Seeliger 1964–66.

^[19] Seeliger 1964–66, Bd. 4, zit. nach Kat. Marbach 1998, S. 159 f., Zitat S. 159.

^[20] SDS-Flugschrift „Die Zusammenarbeit zwischen Universität, Regierung und Polizei…“, Universitätsarchiv Heidelberg, SDS FB 1.2 1969–1970, S. 5.



damalige Bundespräsident Heinrich Lübke sind hier anschauliche Beispiele. So protestierte der SDS 1966 gegen die Ernennung Lübkes, der während des ‚Dritten Reiches‘ als Bauleiter auch für das Reichsministerium für Rüstung Aufträge durchgeführt hatte, zum Ehrensator der Universität Bonn: **„Das Rektorat hat sich mit seinem Vorgehen offen mit KZ-Baumeistern als Ehrensatoren solidarisiert. Daß es diese Solidarität gegen Anträge auf Diskussion mit dem Einsatz von Schlägertrupps verteidigen läßt, bedeutet ein offenes Bekenntnis des Rektorats zum Faschismus.“**²¹

Kiesinger wiederum stand aufgrund seiner NSDAP-Mitgliedschaft und seiner Tätigkeit im Reichsaußenministerium in der Kritik.²² In diesem Zusammenhang spielte vor allem die Journalistin Beate Klarsfeld eine wichtige Rolle. Sie trieb die Diskussion um den Kanzler mit mehreren Dokumentationen zum Nachweis seiner Verstrickung in das NS-Regime und verschiedenen Aktionen immer wieder voran.²³ Berühmtheit erlangte die Ohrfeige, die sie Kiesinger auf dem Bundesparteitag der CDU in Berlin am 7. November 1967 gab²⁴ – „ein deutscher Erinnerungsort“,²⁵ wie sie selbst rückblickend konstatiert. Auch wenn Klarsfeld der Studentenbewegung nicht angehörte, „war die Ohrfeige ganz aus dem Geist von 1968. Sie war gutes politisches Theater, medial kommunizierbarer, wirkungsvoll inszenierter Protest.“²⁶ So konstatierte ein SDS-Mitglied, dass „eine Ohrfeige mehr transparent zu machen vermöge als zwei Grass-Reden“.²⁷ Klarsfeld begründete ihre Tat damit, dass sie „der öffentlichen Meinung in der ganzen Welt beweisen wollte, daß ein Teil des deutschen Volkes, ganz besonders aber seine Jugen [sic!], sich dagegen auflehnt, dass ein Nazi an der Spitze der Bundesregierung steht, der stellvertretender Abteilungsleiter der Hitlerpropaganda für das Ausland war.“²⁸ Ein Flugblatt der Studenten forderte denn auch voll Empörung „endlich eine richtige Entnazifizierung“: „Wir haben sogar einen ehemaligen Nazipropagandisten als Bundeskanzler! [...] Machen wir Schluß damit, daß nazistische Rassenhetzer, daß die Juden-Mörder, die Slawen-Killer, die Sozialisten-Schlächter, daß die ganze Nazi-Scheiße von gestern weiterhin ihren Gestank über unsere Generation bringt. Holen wir nach, was 1945 versäumt wurde: Treiben wir die Nazi-Pest zur Stadt hinaus. [...] Nazi-Richter, Nazi-Staatsanwälte, Nazi-Gesetzgeber aller Coleur [sic!], Nazi-Polizisten, Nazi-Beamte, Nazi-Verfassungsschützer, Nazi-Lehrer, Nazi-Professoren, Nazi-Pfaffen, Nazi-Journalisten, Nazi-Propagandisten, Nazi-Bundeskanzler, und nicht zuletzt gegen Nazi-Kriegsgewinnler, Nazi-Fabrikanten, Nazi-Finanziers. Verweigern wir uns total den Nazis. [...] Damit legen wir den gesamten Apparat dieser miesen Gesellschaft lahm, denn er besteht – bezeichnenderweise! – zu einem lebenswichtigen Teil aus den alten Nazis.“²⁹

‚Faschismus‘ – Begriff und Vorwurf

Entsprang der Faschismusvorwurf dabei durchaus echter Entrüstung und einem ernsthaften Anliegen, deutet sich in der Zuordnung des Attributs ‚Nazi-‘ an alle nur möglichen Institutionen und Personen dennoch bereits sein zunehmend inflationärer Gebrauch und die Funktionalisierung der NS-Zeit als Chiffre für die Gegenwart an. Im Laufe der Zeit sollte er zur universell einsetzbaren Kritikformel avancieren.³⁰



In seiner theoretischen Fundierung folgte der Faschismusbegriff der 68er Bewegung zunächst der marxistischen Terminologie. Der Nationalsozialismus wurde dementsprechend vor allem auf ökonomische Aspekte reduziert. Max Horkheimers Diktum „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen.“ wurde ein viel zitiertes Motto. „Die neue Form des Faschismus“, so der Wortführer der Protestbewegung Rudi Dutschke 1968, „ist nicht mehr in einer Partei oder in einer Person zu finden, sie ist vielmehr in allen Institutionen des Spätkapitalismus vorhanden“.³¹ Eine wesentliche Voraussetzung dafür machten die Studenten in den autoritären gesellschaftlichen Strukturen aus.³² Diese Definition des Faschismus bedeutete letztlich eine Enthistorisierung und Entdifferenzierung sowie Ausblendung der konkreten NS-Verbrechen: „Die sich ausbreitende Vorstellung vom NS-Regime war [...] durch Faschismustheorien und politische Systemanalysen gekennzeichnet, und es entstand ein abstraktes und synthetisches Bild vom Nationalsozialismus ohne benennbare Täter und Opfer, ohne Orte und ohne Zeit, in dem das NS-Regime und die Bundesrepublik einander immer ähnlicher wurden.“³³

Letzteres wird besonders deutlich beim Protest gegen die Notstandsgesetze. Mit Vorliebe kürzten die Studenten diese auch als ‚NS-Gesetze‘ ab, um so pointiert auf die Folgen hinzuweisen, die sie in ihren Augen implizierten: die Gefahr einer erneuten (NS-)Diktatur. „Kein zweites 1933“ – diese Aufschrift trug beispielsweise ein mit Hakenkreuzen versehenes Transparent, das bei einer Demonstration gegen die Gesetze im Mai 1968 vom Siegestor in München herabgelassen wurde.³⁴ Eine neue ‚Machtergreifung‘ schien bevorzustehen: „Wer das Ermächtigungsgesetz von 1933 am eigenen Leibe erfahren will als zweite vermehrte und verbesserte Auflage 1968, der darf weiterhin darauf vertrauen, dass wir gerecht und gut verwaltet und regiert werden. Wer aber gegen Faschismus und Polizeistaat ist, der nimmt teil am Sternmarsch auf Bonn“.³⁵ In diesem Aufruf wird besonders deutlich, wie sehr die 68er mit – aus der Rückschau allerdings schiefen – Geschichtsanalogien argumentierten. In Anspielung auf den ‚Völkischen Beobachter‘ trug ein Flugblatt die Kopfzeile ‚Christlich-demokratischer Beobachter‘.³⁶ Auch die Methoden der Polizei wurden mit denjenigen der Nationalsozialisten gleichgesetzt.³⁷ Ein beliebtes Protestmittel bei Demonstrationen war daher das Grüßen der Polizei mit dem Hitlergruß. Ein Plakat prangerte überdies die „Sonderbehandlung politischer Gefangener“ an. Das Erstarken der neonazistischen NPD, die 1969 nur knapp den Einzug in den Bundestag verpasst hatte, schien die Befürchtungen einer Wiederholung des Nationalsozialismus zusätzlich zu bestätigen. Einer der Sprechchöre bei den Demonstrationen warnte: „NPD und CDU bringen Faschismus uns im Nu.“

Auch nach außen wurde der Faschismusvorwurf angewandt und z. B. auf zeitgenössische Diktaturen ausgeweitet. „Spanien, Bonn und Griechenland – Faschisten reichen sich die Hand“, skandierten die Studenten und schrieben z. B. „Helass“ mit einem Doppel-S in Runenschrift auf ihre Transparente.³⁸ In globaler Dimension schließlich galt es, den Faschismus in Form des kapitalistischen Imperialismus zu bekämpfen, was sich besonders massiv im Blick auf den amerikanischen Vietnamkrieg äußerte.³⁹ Parallelen zwischen den Vereinigten Staaten und NS-Deutschland („USA = SA = SS“⁴⁰) waren dabei ebenso gängiges Repertoire der Rhetorik wie die Bezeichnung von Vietnam als das „Auschwitz von Amerika“.⁴¹ Wilfried Mausbach bezeichnet diesen Zusammenhang

²¹ Flugblatt von 1966, zit. nach Rusinek 2000, S. 119. Im Februar 1968 rief der SDS eine „Anti-Lübke-Woche“ aus; vgl. Schmidtke 2003, S. 147.

²² Zur Auseinandersetzung mit Kiesinger vgl. Althoff 1996.

²³ Vgl. u. a. Klarsfeld 1967. Dies. 1969.

²⁴ Vgl. dazu Gassert 2005.

²⁵ Beate Klarsfeld in einem Interview, in: Frankfurter Rundschau, 29.6.2006.

²⁶ Gassert 2005, S. 56.

²⁷ Zit. nach ebd., S. 54.

²⁸ Aussage von Beate Klarsfeld, Hamburger Institut für Sozialforschung, Klarsfeld allgemein, Ordner 260,08. Klarsfeld wurde zu einem Jahr Haft ohne Bewährung verurteilt; dies wurde später auf vier Monate reduziert.

²⁹ Flugblatt „Organisieren wir den Ungehorsam gegen die Nazi-Generation“, abgedruckt in: Kat. Marbach 1998, S. 43 f.

³⁰ Vgl. auch Rusinek 2000, S. 117. Dies spiegelt sich auch in der „Begriffsverwilderung“, die Wortschöpfungen wie ‚Sozialfaschismus‘ oder ‚Sexualfaschismus‘ hervorbrachte; Thamer 1998, S. 51.

³¹ Interview mit Rudi Dutschke, in: Konkret, Nr. 5, Mai 1968. Zum Faschismusbegriff der 68er vgl. u. a. Thamer 1998, S. 49–53. Kraushaar 1997.

³² Dabei übersahen sie allerdings, dass diese Strukturen zu einem Großteil bereits aus der Zeit vor dem ‚Dritten Reich‘ stammten. Vgl. dazu Mausbach 2006, S. 22 f.

³³ Herbert 2001. Für Schildt bildet die Derealisierung die Voraussetzung für die Funktionalisierung der NS-Zeit im Generationenkonflikt; vgl. Schildt 2003, S. 318, 325. Vgl. auch Mausbach 2006, S. 37.

³⁴ Vgl. Schmidtke 2003, S. 156.

³⁵ Flugblatt des SDS-Heidelberg „Grosse [sic!] Koalition und Notstandsgesetze oder: Wie man die Demokratie begräbt und das Volk verschaukelt“, Universitätsarchiv Heidelberg SDS FB 1.1 1967–1969.

³⁶ Abgedruckt in: Agit 883, 12.9.1969.

³⁷ Vgl. u. a. Mausbach 2006, S. 24. Schmidtke 2003, S. 148. Rübner 2006, S. 216 f.

³⁸ Vgl. auch Rusinek 2000, S. 117. Thamer 1998, S. 52.

³⁹ Vgl. Klimke 2006, S. 574.

⁴⁰ So z. B. Agit 883, 22.1.1972, S. 18. Auch wurde das „x“ im Namen des Präsidenten gerne zum Hakenkreuz verfremdet.

⁴¹ Vgl. dazu Mausbach 2003. Er weist darauf hin, dass der Begriff ‚Völkermord‘ schon seit 1965 zur Charakterisierung der amerikanischen Aktivitäten in Vietnam benutzt, jedoch erst 1967 direkt Bezug auf Auschwitz genommen wurde; vgl. ebd., S. 291. Vgl. auch Agit 883, 7.8.1969. Schildt 2003, S. 327. Schmidtke 2003, S. 157.

⁴² Mausbach 2006, S. 29.

⁴³ Zit. nach ebd.



treffend als „Opfer-Rochade von Juden und Vietnamesen“.⁴² Ein Flugblatt warnte: „Alle Bürger, die schweigen, tolerieren im Stillen den US-Krieg und machen sich genauso mitschuldig wie diejenigen, die bei den Verbrechen Hitlers schwiegen.“⁴³

Hier passt sich auch die Selbstdeutung der Bewegung – und insbesondere dann der RAF – als nachholender Widerstand ein. Entsprechend sahen sich die 68er in der Rolle der Opfer und stilisierten sich zu „langhaarigen Ersatzjuden“ oder „Juden‘ des Antikommunismus“.⁴⁴ Die Springer-Presse, hieß es, erzeuge eine „Pogromstimmung“ und hetze zum „Studentenmord“ – so wie Julius Streicher im „Stürmer“ zum Judenmord gehetzt habe.⁴⁵ In der Szene-Zeitschrift „Agit 883“ wurde gefragt: „Wann werden die ersten KZ’s wieder eröffnet? Wann werden die ersten Öfen wieder brennen, damit die Pigs versuchen, uns zu beseitigen?“⁴⁶ und ein Plakat kündigte das Teach-In „Die Endlösung der Studentenfrage steht bevor“ an.⁴⁷ „Die studentische Linke“, so Wilfried Mausbach, „bemächtigte sich nun selber der Leerstelle, die der bisherige Erinnerungsdiskurs offen gelassen hatte. Als ‚konkrete Juden‘ und aktive Widerstandskämpfer definierte die Protest- und Provokationselite sich aus der Täternation hinaus.“⁴⁸ Die Analogien zur NS-Vergangenheit, die auf einen Faschismus im Innern bzw. erneute Kriegsverbrechen im Ausland verwiesen, schienen schließlich eine zunehmende Gewaltbereitschaft als letztes Mittel zur Überwindung der Unterdrückungsverhältnisse zu legitimieren. Dies könnte zumindest partiell die zunehmende Radikalisierung und Militanz der 68er Bewegung und schließlich das Auftreten der terroristischen Gruppen der siebziger Jahre zu erklären helfen.⁴⁹

Linksfaschismus und Tradierung von NS-Ideologie

Die 68er wurden ihrerseits allerdings ebenfalls mit einem Faschismusvorwurf konfrontiert – dem des ‚roten‘ oder ‚Linksfaschismus‘. So wurden vor allem ihre Protestaktivitäten mit faschistischen Methoden verglichen. Beispielsweise kommentierte die Bild-Zeitung die Demonstration gegen den Schah von Persien am 2. Juni 1967 in Berlin mit dem Satz: „Wir haben etwas gegen die SA-Methoden. Die Deutschen wollen keine rote und keine braune SA.“⁵⁰ Aber auch einer der intellektuellen Vordenker der Bewegung, der Frankfurter Soziologe und Philosoph Jürgen Habermas, äußerte Bedenken und führte den Begriff des Linksfaschismus in die Debatte ein, als er Rudi Dutschkes Ausführungen zu weiteren Demonstrationen auf dem nach der Beerdigung Benno Ohnesorgs stattfindenden Kongress in Hannover als „voluntaristische Ideologie“ bezeichnete, die man „linken Faschismus nennen muß“.⁵¹ Die BZ ging sogar so weit, den Studenten-‚Führer‘ Rudi Dutschke in Hitlerpose zu karikieren.⁵² Der Linksfaschismusvorwurf fand rasche Verbreitung und gipfelte gewissermaßen in der Bezeichnung der RAF als „Hitlers Kinder“.⁵³ Eine weitere Dimension des Linksfaschismusvorwurfes betrifft die angebliche Tradierung nationalsozialistischen Gedankenguts durch die 68er. Wolfgang Kraushaar konstatiert z. B. eine „ungebrochene Wirksamkeit eines antisemitischen Latenzzusammenhangs“.⁵⁴ Eher waren die zum Teil tatsächlich an Versatzstücke der NS-Ideologie erinnernden Argumente der Protestbewegung aber „bestürzendes Resultat eines irrlichternden Vergangenheitsbewältigungstrips“.⁵⁵ Dieser bereitete im Zuge der schiefen Geschichtsanalogien und der damit einhergehenden Entdifferenzierung

der NS-Zeit den Boden für eine gewisse Anfälligkeit für antisemitische Ressentiments. Dies machte sich z. B. während des Frankfurter Häuserkampfes um 1970 bemerkbar, bei dem die Studenten mit Schlagwörtern wie ‚jüdisches Kapital‘ oder ‚jüdische Spekulanten‘ gegen die Grundstücksspekulationen im Frankfurter Westend protestierten.

Hinzu kam ein mit antiimperialistischen Einstellungen verknüpfter Antizionismus, vor allem im Rahmen des Sechs-Tage-Kriegs 1967 bzw. des Palästina-Konfliktes. Für die Studenten wandelten sich die einstigen NS-Opfer dabei zu faschistischen Tätern.⁵⁶ In Anspielung auf Hitlers Kriegsführung war die Rede vom „israelische[n] Blitzkrieg und Blitzsieg“.⁵⁷ Welch groteske Ausmaße der Protest gegen „Nazisrael“⁵⁸ annehmen konnte, zeigt der fehlgeschlagene Bombenanschlag auf das Jüdische Gemeindehaus in Westberlin am 9. November 1969.⁵⁹

In dem Bekenner schreiben, dem „Schalom + Napalm“-Flugblatt, heißt es: **„Das bisherige Verhalten der Linken in theoretischer Lähmung bei der Bearbeitung des Nahostkonflikts ist Produkt des deutschen Schuldbewußtseins: ‚Wir haben eben Juden vergast und müssen die Juden vor einem neuen Völkermord bewahren.‘ Die neurotisch-historizistische Aufarbeitung der geschichtlichen Nichtberechtigung eines israelischen Staates überwindet nicht diesen hilflosen Antifaschismus. Der wahre Antifaschismus ist die klare und einfache Solidarisierung mit den kämpfenden Feddayin.“**⁶⁰ Dieter Kunzelmann bezeichnete den kritisierten Zusammenhang abschätzig als „Judenknax“.⁶¹ Der Antizionismus der Linksterroristen konnte sogar so weit gehen, dass das palästinensische Attentat auf die israelische Mannschaft bei den Olympischen Spielen in München 1972 von der RAF als „gleichzeitig antifaschistisch, antiimperialistisch und internationalistisch“⁶² begrüßt und bei der Flugzeugentführung in Entebbe 1976 die jüdischen Passagiere selektiert wurden.

Resümee

„Wären wir ohne die 68er politisch-moralisch mehr oder weniger unerweckt durchs Leben gegangen, unfähig zu trauern, [...] ohne Scham?“⁶³ Diese Frage, die Günter Gaus im Jahr 2001 stellte, ist mit Sicherheit nicht pauschal zu bejahen, aber die Protestbewegung hatte elementaren Anteil am Aufbrechen des „kommunikativen Beschweigens“ (Hermann Lübke) der NS-Vergangenheit. Denn durch den für ihre Protestaktivitäten zentralen Faschismusvorwurf hielt sie das Thema im politischen Diskurs präsent. Dabei ging allerdings die Schere zwischen der ursprünglichen Intention – der Anklage der ‚Täterväter‘ sowie der Verhinderung einer möglichen Wiederholung – und der Funktionalisierung der NS-Vergangenheit als „Mobilisierungsressource“ (Edgar Wolfrum) für die Gegenwart immer weiter auf. Mit zunehmender Radikalisierung der 68er geriet der Nationalsozialismus als historisches Ereignis aus dem Blick, ‚Faschismus‘ wurde zum allgegenwärtigen Modewort, wodurch sie einer angemessenen Aufarbeitung der NS-Diktatur zum Teil im Weg standen und gar für eine Art „zweite Verdrängung“⁶⁴ sorgten. Letztlich hatten sie sich „in den Fallstricken eben der Vergangenheit“ verfangen, „die sie doch ablehnten“.⁶⁵ Gerade daher ist Joschka Fischers anfangs zitierter Sentenz aber zuzustimmen: Ohne die Vorgeschichte der unbewältigten NS-Vergangenheit und deren – wenn auch problematischer – Aneignung wäre die 68er Bewegung anders verlaufen.

⁴⁴ Darmstädter Studentenzeitung, Mai 1968, zit. nach Schmidke 2003, S. 149. Erklärung des SDS von 1967, zit. nach Miermeister/Staadt 1980, S. 108–110, Zitat S. 109. Vgl. dazu auch Rusinek 2000, S. 124. Mausbach 2006, S. 32–34. Zur RAF vgl. Hauser 2006, S. 1296.

⁴⁵ Flugblatt vom Mai 1968, zit. nach Schildt 2003, S. 327. Flugblatt, zit. nach Miermeister/Staadt 1980, S. 144.

⁴⁶ Agit 883, 19.6.1971. Vgl. auch Rübner 2006, S. 226.

⁴⁷ Abbildung in: Kat. Marbach 1998, S. 244.

⁴⁸ Mausbach 2006, S. 34.

⁴⁹ Vgl. Klimke 2006, S. 576, 582. Schneider 2004.

⁵⁰ Bild-Zeitung, 3.6.1967, zit. nach Schmidke 2003, S. 148.

⁵¹ Diskussionsbeitrag von Jürgen Habermas, in: Kongreß Hannover 1967, S. 101. Habermas hat sich später davon distanziert. Im Rückblick gesteht Daniel Cohn-Bendit zu, dass Habermas „eine Sensibilität gehabt für etwas, was schief lief bei uns“. Siehe Daniel Cohn-Bendit, Geschichte nicht nur als deutsche Geschichte reflektieren, unter: http://www.hannah-arendt.de/preistraeger/preis_2001_9.html, zuletzt besucht am 1.10.2007.

⁵² Berliner Zeitung, 15.2.1968.

⁵³ Vgl. Schmidke 2003, S. 149. Becker 1978.

⁵⁴ Kraushaar 2005a, S. 294. Seine These löste 2005 heftige Kontroversen aus. Vgl. zu linkem Antisemitismus und Antizionismus Kraushaar 2007. Mausbach 2006, S. 34–37.

⁵⁵ Mausbach 2006, S. 36.

⁵⁶ Vgl. das „Schalom + Napalm“-Flugblatt, abgedruckt in: Agit 883, 13.11.1969.

⁵⁷ SDS-Flugblatt vom Juni 1967, Universitätsarchiv Heidelberg SDS FB 1.1 1967–1969.

⁵⁸ So die Zeitschrift des Palästina-Komitees der Universität Bonn, Abbildung bei Mausbach 2006, S. 37.

⁵⁹ Vgl. dazu Kraushaar 2005. Zu berücksichtigen ist, dass es sich dabei um bestimmte Gruppierungen und keine allgemeine Tendenz der 68er Bewegung handelte.

⁶⁰ Abgedruckt in: Agit 883, 13.11.1969.

⁶¹ Dieter Kunzelmann: Brief aus Amman, abgedruckt in: Agit 883, Nr. 42, 27.11.1969. Vgl. dazu Kraushaar 2005, S. 66–72.

⁶² Die Aktion des „Schwarzen September“ in München. Zur Strategie des antiimperialistischen Kampfes, November 1972, in: Hoffmann 1997, S. 151–177, Zitat S. 151.

⁶³ Gaus 2001.

⁶⁴ Herbert 1992, S. 77. Vgl. Schildt 2003, S. 327. Mausbach 2006, S. 38.

⁶⁵ Postone 1992, S. 61.

„EIN ADOLF WAR GENUG“

Beate Schappach

In den frühen 1960er Jahren hatten in der Bundesrepublik immer noch viele Täter und Mitläufer des nationalsozialistischen Regimes wichtige Funktionen in der Politik, der Wissenschaft und im öffentlichen Dienst inne. Mit dem Auschwitz-Prozess, der von 1963 bis 1965 in Frankfurt am Main stattfand, wurde das „kommunikative Beschweigen“ (Hermann Lübke) der nationalsozialistischen Verbrechen, das in der unmittelbaren Nachkriegszeit vorherrschend gewesen war, erstmals auf breiter Ebene öffentlich durchbrochen. Es folgten viele weitere Aufdeckungen von Tätern, die in der Bundesrepublik hatten Karriere machen können oder zu lächerlich geringen Strafen für ihre Taten verurteilt worden waren. Günter Wallraff beispielsweise hat in einer seinen „13 unerwünschten Reportagen“ folgenden Fall dokumentiert: „Adolf W. tötete mindestens 900 Insassen der Heil- und Pflegeanstalt Hadamar durch Gift. In Frankfurt wurde er zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde nicht vollstreckt. Sechs Jahre später ist er wieder frei.“ Nicht genug damit, dass die meisten NS-Täter ihrer Strafe entgangen waren; einige ‚Mitläufer‘ hatten es sogar bis in die höchsten Ämter des Staates geschafft.

Die APO machte diese Fälle öffentlich und stellte die Verantwortlichen an den Pranger. In einer der spektakulärsten Aktionen verpasste die Journalistin Beate Klarsfeld dem Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger auf dem Bun-

desparteitag der CDU am 7. November 1967 eine Ohrfeige, um damit zu zeigen, dass sich die deutsche Jugend gegen einen Nazi an der Spitze des Staates auflehne. Nahezu alle Zeitungen und zahlreiche Zeitschriften wie Konkret berichteten über die ‚treffende‘ Geste: eine Ohrfeige, die um die Welt ging.

Die Frage nach der nationalsozialistischen Vergangenheit wurde ständig auch mit Problemstellungen der Gegenwart verknüpft. Wolfgang Abendroth hatte auf der SDS-Delegiertenkonferenz in Frankfurt am Main bereits 1963 darauf aufmerksam gemacht, dass bei einer Verschlechterung der Konjunkturlage erneut eine Entwicklung ins Totalitär-Faschistische drohe. Die Drohkulisse eines erneut ausbrechenden Faschismus im demokratischen Gewand prägte die Diskussionen der 1960er und 1970er Jahre – mit dem Höhepunkt in den Auseinandersetzungen um die Notstandsgesetze 1968. Schuldzuweisungen an den politischen Gegner, den Faschismus in der Bundesrepublik zu fördern, wurden als provokatives rhetorisches Mittel in der politischen Auseinandersetzung eingesetzt, das mit der Zeit auch inflationäre Ausmaße annahm. ‚NPD und CDU bringen Faschismus uns im Nu‘ lautete einer der Sprechchöre. Der Ausspruch ‚Ein Adolf war genug‘ stellte eine direkte Verbindung zwischen Adolf Hitler und dem Bundesvorsitzenden der NPD, Adolf von Thadden, her. 1968 wurde ein Flugblatt der

Ad-hoc Gruppe CDU in der Aufmachung des ‚Völkischen Beobachters‘ mit Reichsadler und Hakenkreuz unter dem Titel ‚Christlich-Demokratischer Beobachter‘ verteilt, um damit die passive Haltung der CDU zur Diktatur in Griechenland anzuprangern. Die 68er verwendeten dezidiert den Begriff ‚Faschismus‘, nicht ‚Nationalsozialismus‘. So konnte ein direkter Bezug zu den Diktaturen etwa in Griechenland oder Spanien geschaffen werden.

Auch auf der konservativen Seite wurde ‚Faschismus‘ als Kampfvokabel eingesetzt. In der BZ erschien eine Karikatur, in der Rudi Dutschke in Hitlerpose dargestellt wurde, die in Anlehnung an das Hitler-Zitat mit den Worten ‚Als ich vor zehn Jahren als unbekannter Student‘ unterschrieben und in der SDS mit dem Runen-S geschrieben war.

Spätere Kritiker haben moniert, dass die 68er trotz aller Kritik am NS-Staat auch selbst altes Gedankengut weiter tradiert hätten. Dazu gehörte der virulente Antizionismus bei der studentischen Linken, wie er sich beispielsweise in der Verunglimpfung der ‚jüdischen Spekulanten‘ im Frankfurter Häuserkampf äußerte. Die weit verbreitete Parteinahme für die Palästinenser in ihrem Kampf gegen Israel gingen in einem extremen Fall so weit, dass Personen aus dem Umkreis der Kommune I 1969 eine Bombe in einem jüdischen Gemeindehaus zünden wollten.

1. Aufdeckung

Zu einem der wichtigsten Anliegen der 68er gehörte die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihrer Kontinuität in die Bundesrepublik. Zu den berühmtesten Repräsentanten der Bundesrepublik, die von der APO als nationalsozialistische Täter angegriffen wurden, gehörten der Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, der 1933 Mitglied der NSDAP geworden war und ab 1940 im Reichsaußenministerium gearbeitet hatte, der Staatssekretär im Bundeskanzleramt Hans Globke, Mitverfasser und Kommentator der Nürnberger Gesetze, sowie der Bundespräsident Heinrich Lübke, dem linke Zeitschriften wie Konkret aufgrund von Informationen des ostdeutschen Ministeriums für Staatssicherheit ab 1966 vorwarfen, am Aufbau eines Lagers für Zwangsarbeiter beteiligt gewesen zu sein. Als das Rektorat der Universität Bonn besetzt wurde, schrieben Studenten unter Lübkes Eintrag ins Gästebuch der Universität: ‚KZ-Baumeister‘. Die moralische Empörung der 68er, die durch diese Aufdeckungen ausgelöst wurde, bildete einen ihrer wichtigsten Antriebe. Dabei gerieten aber auch Personen in weniger hohen Positionen in die studentische Kritik, denen Kollaboration mit den Nationalsozialisten vorgeworfen wurde.

2. Faschismusvorwurf

Zu den rhetorischen Techniken der APO gehörte, politische Gegner in die Nähe der NSDAP zu rücken bzw. sie mit ihr zu identifizieren. In einer Engführung von Polizei- und NS-Staat gerieten auch die polizeilichen Methoden bei Demonstrationen – wie die berühmt-berüchtigte ‚Leberwursttaktik‘ des Berliner Polizeipräsidenten Erich Duensing – in die Kritik. Die Polizisten wurden bei Demonstrationen manchmal mit dem Hitlergruß und dem Ruf ‚Sieg Heil!‘ provoziert.

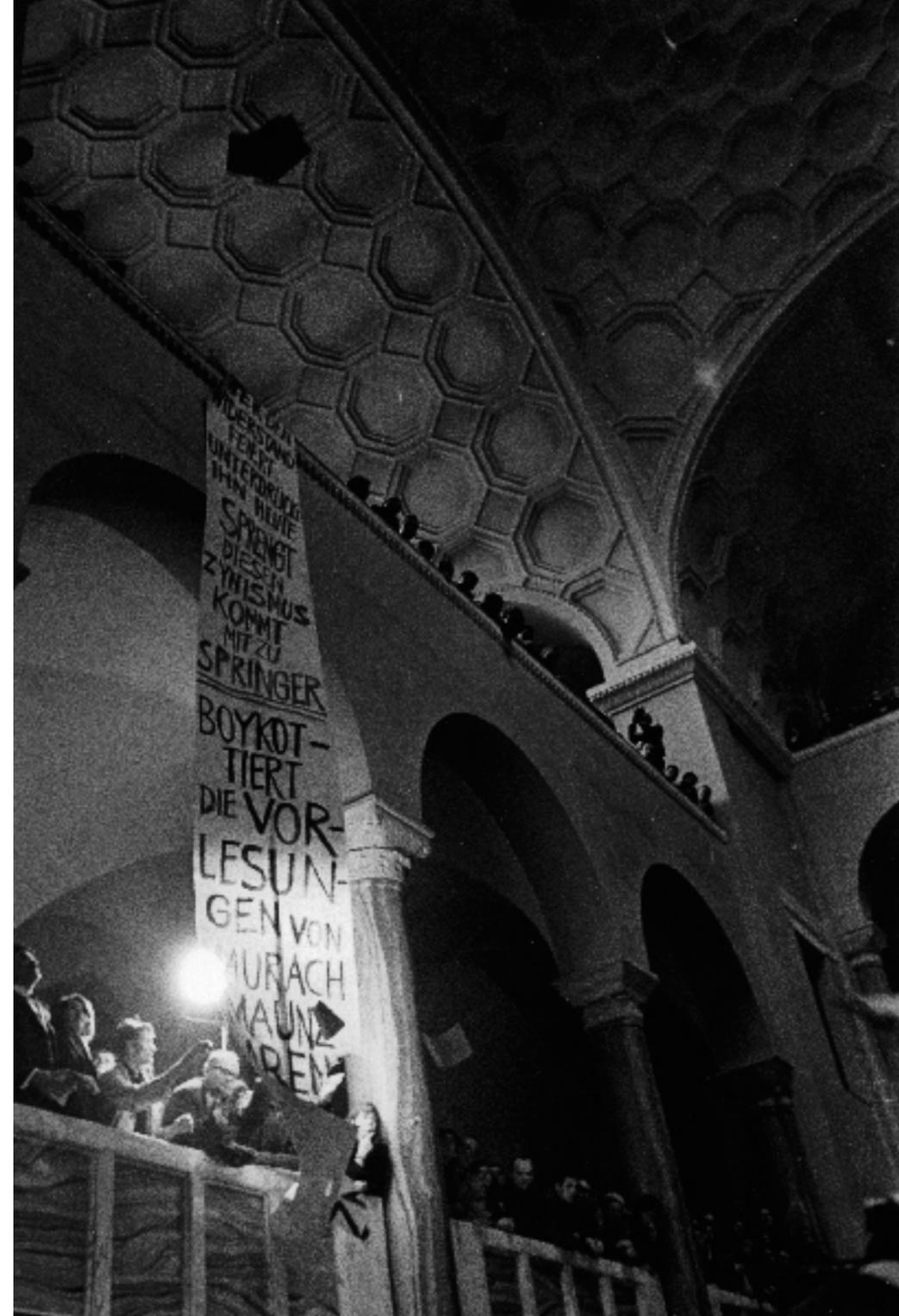
Große Konflikte löste jedoch auch der Vorwurf des Frankfurter Soziologen Jürgen Habermas aus, Dutschkes Ansätze seien eine ‚voluntaristische Ideologie‘, die man ‚linken Faschismus‘ nennen muß.

Der Faschismusvorwurf wurde des Öfteren auf beiden Seiten des politischen Spektrums auf polemische Weise instrumentalisiert. So wurden etwa US-amerikanische Kriegseinsätze mit dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg im Osten gleichgesetzt, wie die Transparente ‚Vietnam – das KZ der Amerikaner‘ oder ‚Auschwitz! My Lai! Kambodscha! – Nixon auf der Blutspur Hitlers!‘ zeigen. Einige der 68er Akteure gingen so weit, sich als Angehörige der verfeimten Opfergruppen der Nationalsozialisten darzustellen. Eine Postkarte der Kommune I zeigt beispielsweise Dieter Kunzelmann als jüdischen Ghettobewohner, der von SS-Schergen abtransportiert wird.

3. Fortdauern

In zahlreichen Fällen lässt sich ein unterschwelliges Fortdauern von Teilen der nationalsozialistischen Ideologie bis hin in die APO hinein zumindest vermuten. Indiz dafür ist der Antizionismus, der in Gestalt eines revolutionären Antiimperialismus innerhalb der Linken verbreitet war. In extremen Fällen machten einige selbst vor der Gleichsetzung Israels mit dem deutschen NS-Staat nicht halt, wie sie etwa die Darstellung ‚Nazisrael‘ in der Zeitschrift des Palästina-Komitees der Universität Bonn zeigt.









im Schutz von rechts

Exhibitionstreifen:
erstarkt der Geist von gestern!



8. Mai 1945: Befreiung vom Faschismus

Lieber ein kalter Krieger, als ein warmer Bruder!

FAW - Homosexuelle Aktion Westberlin
1-30 Kurfürst Straße 20A, 3. Hinterhof - 4. Stock, Tel. 31 33 742
Vorname und Nachname! Organisiert Euch in der FAW!

30 Jahre später ..?

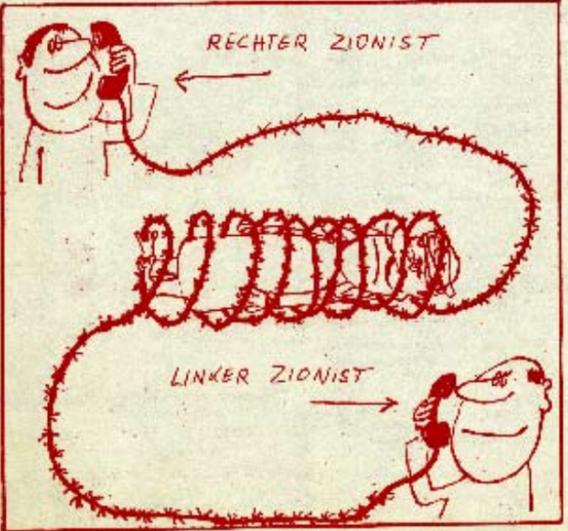


Jetzt aber schnell, meine Herrn,

da vorne will schon wieder ein Radikaler in den öffentlichen Dienst.

0,80 DM

Sozialistische Correspondenz · INFO 41



**HAUSBesITZER, GROSSPEKULANT,
WOHNRAUMZERSTÖRER... UND SEIN WERK
ISAAK ROSEN... KETTENHOFWEG 109**

ROSEN BESITZT IN FRANKFURT/M. ca. 10 000 m² GRUNDSTÜCKFLÄCHE

ENTEIGNET ROSEN!

UND... DIE GESUNDHEITSSCHADLICHKEIT

20

MÖRDER ?

JULIUS STREICHER

hatzte in seiner Zeitung „Der Stürmer“ zum Judenmord. Er wurde dafür zum Tode verurteilt.

AXEL C. SPRINGER

hatzt zum Studentenmord. Er wurde bisher nicht verurteilt und hetzt und hetzt und hetzt...

F „HOCH DIE INTERNATIONALE SOLIDARITÄT“. ANTIIMPERIALISMUS UND DEMOKRATIEBEWEGUNG



„THE WHOLE WORLD IS WATCHING“ : INTERNATIONALE SOLIDARITÄT UND SYNERGIEN 1968

Manuel Gogos

Ein Gewimmel von Reminiszenzen, Allegorien, Selbsttäuschungen, Verallgemeinerungen und Projektionen hat sich an die Stelle dessen gesetzt, was in diesem atemlosen Jahr passiert ist. Die Erfahrungen liegen begraben unter dem Misthaufen der Medien, des ‚Archivmaterials‘ – einer Wirklichkeit, die unter der Hand unvorstellbar geworden ist. Mein Gedächtnis, dieser chaotische, delirierende Regisseur, liefert einen absurden Film ab, dessen Sequenzen nicht zueinander passen. Vieles ist mit wackelnder Handkamera aufgenommen. Die meisten Akteure erkenne ich nicht wieder. Je länger ich mir das Material ansehe, desto weniger begreife ich. Es war nicht möglich, das alles gleichzeitig zu verstehen. **Hans Magnus Enzensberger**¹

Immer häufiger wird die Revolte von 1968 als Meilenstein in die Vorgeschichte der Globalisierung eingetragen.² „Der Versuch, ihre Konturen zu zeichnen, [muss darum] über nationale Fallstudien hinausgeführt werden“, wie Ingrid Gilcher-Holtey programmatisch erklärte.³ Die emphatischen Internationalisten unter den Revolutionären von 1968 operierten nach ihrer eigenen Wahrnehmung in einer globalen ‚Arena‘, mit ihnen bewegte sich die Revolte insgesamt in einen transnationalen Raum hinein. Eine Art „megautopische Stimmung“ grassierte, Teil eines weltweiten Ganzen, einer sozialistisch inspirierten Weltfriedensbewegung zu sein.⁴ Dies ‚Schwärmen‘ ist im Nachhinein zu einer Art magic moment weltweiter Zusammengehörigkeit und Solidarität verklärt worden: „Gleichzeitigkeit bedeutete, dass es eine Vielzahl von Protestformen gab, die zu einem neuen, internationalen Lebensgefühl zusammenwuchsen.“⁵

Zu den wichtigsten Austragungsorten dieser vermeintlichen ‚Weltrevolution‘ zählten, laut Wolfgang Kraushaar: „Der Pariser Mai, dessen Euphorie wie ein romantisches Traumgebilde ebenso rasch wieder in sich zusammenfiel, wie es sich herausgebildet hatte, der Prager Frühling, der in seiner Bedeutung erst richtig erkannt worden ist, als er von den sowjetischen Panzern bereits niedergewalzt wurde, der Aufstand der Schwarzen in den USA, deren nach Waffen rufende Protagonisten sich vor allem nach der Ermordung Martin Luther Kings bestätigt fühlten, die Proteste der mexikanischen Studenten gegen die korrupte Staatspartei, die im Oktober kurz vor der Eröffnung der Olympischen Spiele auf so brutale Weise erstickt wurde, aber auch der Internationale Vietnam-Kongress in Berlin.“⁶ Alles geschah, alle handelten in atemloser Gleichzeitigkeit. Ganz anders als die damaligen Akteure vermag der heutige Beobachter der Szene aus dem historischen Abstand eine Art archimedischen Punkt einzunehmen – ähnlich dem der Astronauten um Neil Armstrong, die, wiederum in einer Überlappung der Ereignisse und Gedächtnisse, mit ihrer Mondlandung 1969 erstmals die Welt als Ganzes in den Blick bekamen: „Die zahlreichen Demonstrationen in Amsterdam, Ankara, Athen, Belgrad, Berkeley, Brüssel, Chicago, Dakar, Istanbul, Kopenhagen, Lissabon, London, Madrid, Mailand, Manila, New York, Rio, Rom, Sydney, Tokio, Venedig, Warschau, Washington, Zürich – das alles hat aus der Welt jenes ‚global village‘ gemacht, von dem der kanadische Medientheoretiker Marshall McLuhan schon damals gesprochen hat.“⁷

Der damalige amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson argwöhnte angesichts der weltweiten Proteste, das Aufbegehren könne von zentraler feindlicher Stelle gesteuert sein. Er beauftragte die CIA damit, die Organisation und Finanzierung der Proteste aus dem Ausland aufzuklären. Doch sein



Geheimdienst konnte ihm nicht helfen: Die Proteste seien hausgemacht. Die Kumulationen des Jahres 1968 sind sicher nicht Ausdruck einer zentral gesteuerten kommunistischen Weltverschwörung, vielmehr konvergierten hier ganz unterschiedliche soziokulturelle Prozesse. Zwar gab es sporadische Versuche, die Ereignisse bewusst zu synchronisieren: So demonstrierten die amerikanischen Studenten immer am 15. jedes Monats, dieser jour fixe wurde dann von Studierenden bis nach Kairo übernommen. Aber trotz solcher Indizien einer Kooperation und Koordination halten ehemalige Akteure wie der einstige Vorsitzende des deutschen SDS und bekennende Internationalist KD Wolff ebenso wie die Autoren Wolfgang Kraushaar oder der amerikanische Historiker Mark Kurlansky die Synchronizität der Ereignisse für eher zufällig: „Die Rebellion war weder geplant noch organisiert. Sie wurden mittels hastig einberufener Zusammenkünfte gesteuert; einige der wichtigsten Entscheidungen fielen aus der Laune des Augenblicks heraus.“⁸ Abbie Hoffman, als Mitinitiator der Demonstrationen von Chicago im August 1968 vor Gericht gestellt, gab über seine angeblich konspirative ‚Gruppe‘ zu Protokoll: „Wir hätten uns nicht mal aufs Mittagessen einigen können.“⁹ Noch stärker variierten die widerständischen Motive entsprechend verschiedenen nationalen Bezugsrahmen. So lässt sich die Bewegung in Deutschland im komparativen Blickwinkel sicherlich am stärksten durch die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit der eigenen ‚Väter‘ charakterisieren. Diese Vorgeschichte der Täter- und Trümmerkinder aber spielt wiederum permanent in ihr europa- und weltweites antifaschistisches Engagement hinein. „Jede Nation ist von ihrer eigenen Geschichte beeinflusst. […] Für die Linke in Frankreich und Großbritannien waren die Amerikaner Kolonialisten, für die Deutschen Nazis.“¹⁰ Es ist darum kein Zufall, dass ausgerechnet der antidiktatorische Protest während des Schah-Besuchs in Berlin am 2. Juni 1967 mit dem Mord an Benno Ohnesorg der Bewegung ihren ersten Märtyrer bescherte.

David gegen Goliath

Einer der Fluchtpunkte des international synchronisierten Aufbegehrens lag in der Herausforderung der ‚Hegemonialmacht‘ USA. Che Guevara hat in seiner berühmten „Botschaft an die Völker der Welt“ die USA zur Zielscheibe eines militanten Internationalismus gemacht: „Unsere ganze Aktion ist eine Kriegsansage gegen den Imperialismus und ein Ruf nach der Einheit der Völker gegen den großen Feind des Menschengeschlechts: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam.“¹¹ Es ist der ‚schmutzige‘ Krieg, den die US-amerikanischen Truppen in Vietnam führen, der dem Jahr 1968 vielleicht am nachhaltigsten seinen Stempel aufgedrückt hat. Die massenmedial vermittelten Bilder des Vietnamkriegs – mit Kennedy beginnend, unter Johnson eskalierend –, die Verwicklung der Amerikaner in einen unmoralischen Kampf machte das amerikanische Establishment in den Augen der eigenen Jugend verdächtig. Zugleich stammten viele der wichtigsten Protest- und Widerstandsformen aus der ‚Höhle des Löwen‘: Die counter-culture eignete sich die wichtigsten Strategien des zivilen Ungehorsams von der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung an. Für Martin Luther King stand immer das Prinzip der Gewaltlosigkeit im Mittelpunkt. Dabei berief er sich gern auf die anarchischen Traditionen des amerikanischen Transzendentalisten Thoreau, der sich wiederum vom zivilen Ungehorsam Mahatma Gandhis

¹ Kat. Nürnberg 1984.

² Vgl. u. a. die Aktivitäten von Martin Klimke und Joachim Scharloth im Rahmen ihrer interdisziplinären Forschung zur Protestbewegung (IFK) wie die im August 2006 in Heidelberg veranstaltete internationale Tagung zum Thema „Between the ‚Prague Spring‘ and the ‚French May‘: Transnational Exchange and National Recontextualization of Protest Cultures in 1960/70s“.

³ Gilcher-Holtey 2001, S. 10.

⁴ Kraushaar 2000, S. 24.

⁵ Birnbaum 1993, S. 41.

⁶ Kraushaar 2000, S. 23.

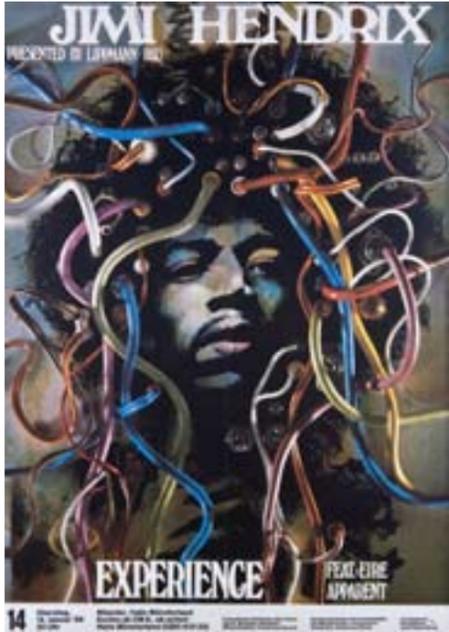
⁷ Ebd., S. 23. McLuhan, einer der Gründerväter der Medienwissenschaft und -kritik, im Playboy von 1969 als „Hohepriester der Pop-Kultur“ apostrophiert, ahnte, in welchem Ausmaß sich die weltweiten Kommunikationsprozesse intensivieren würden – und das bereits zu einer Zeit, da das Fernsehen noch in den Kinderschuhen steckte und Computer so groß waren wie Kommandozentralen.

⁸ Kurlansky 2007, S. 13.

⁹ Die Bewegung der Yippies – militanter Hippies, in denen sich politische Militanz mit der hedonistischen Untergrundkultur Amerikas verbanden – wurde am Neujahrsabend 1968 gegründet. Die Gründung sei das Ergebnis einer wilden Party in Greenwich Village gewesen, wie sich die Gründerväter Abbie Hoffman und Jerry Rubin später vor einem Untersuchungsbeamten ausdrückten: „Da waren wir nun, allesamt high, und wälzten uns auf dem Boden.“ Zit. nach Kurlansky 2007, S. 30. Später wurde die Bucht von San Francisco und insbesondere Haight-Ashbury für zahlreiche oppositionelle Intellektuelle zum Laboratorium der ‚Bewusstseinsenerweiterung‘.

¹⁰ Kurlansky 2007, S. 268.

¹¹ Zit. nach Juchler 1989, S. 55.



hatte inspirieren lassen. Anders die Black Panther Bewegung, die sich ab 1966 unter der Ägide des New Yorker Aktivisten Stokely Carmichael formierte und nach der Ermordung Kings am 4. April 1968¹² radikalisierte. Zu den dadurch ausgelösten sozialen Unruhen gab der Jazz-Musiker und Beat-Poet LeRoi Jones die Parole aus: „**An die Wand mit euch Scheißkerlen – das ist ein Überfall!**“¹³ Für Jones oder andere Aktivisten der Black Panther wie Huey Newton, der mit seinen militanten Selbstinszenierungen als Dschungelkämpfer die amerikanische Mittelschicht in Angst und Schrecken versetzte, galt nicht länger das Proletariat als das ‚revolutionäre Subjekt‘ – vielmehr sollten nun die Farbigen in den Ghettos die bestehende Ordnung zum Einsturz bringen.

Einen der dramatischen Höhepunkte der ‚revolutionären‘ Ereignisse in den USA stellte der Chicagoer Konvent der Demokratischen Partei im August 1968 dar. In den gewalttätigen Straßenkampfszenen mit der Polizei von Chicago wurden Beatniks wie Allen Ginsberg und William S. Burroughs mit Yippies und Black Panther zu einer Bewegung zusammengeschweißt. Die Chicagoer Szenen brutaler Polizeigewalt wurden über Satelliten in die ganze Welt ausgestrahlt. Damit geschah genau das, was sich die Initiatoren erhofft hatten: The Whole World is Watching. Mark Kurlansky nennt die Ereignisse darum sardonisch einen jener Momente der „Fernsehmagie“ des Jahres 1968.¹⁴ Tom Hayden, einer der Führer der amerikanischen Protestbewegung und Hauptinitiator der Demonstrationen, erinnert sich: „Als wir nach Chicago kamen, gab es in unserem Vokabular den Ausdruck ‚Pig‘ noch nicht, wir kannten noch nicht den Slogan ‚Die Straße gehört dem Volk‘. Aber in der Situation, die die Polizei schuf, bekamen diese Worte Bedeutung. Chicago veränderte die Linke, veränderte die Medien, änderte die, die dabei waren, und die, die zuschauten. Der Chicagoer Parteitag symbolisierte die endgültige Niederlage liberaler Politik, den kalten Krieg im eigenen Lande.“¹⁵ Die Militärjeeps im Grand Park erinnerten die Demonstrierenden an die noch ganz frischen Bilder russischer Panzer in den Straßen von Prag, sie nannten ihre Stadt darum in einer Übersprunghandlung ‚Czechago‘.

Als in der so genannten Tet-Offensive die Vietcong-Truppen einen Vorstoß auf die US-Botschaft in Saigon machten und damit den Wendepunkt des Kriegsgeschehens markierten, schlug zugleich in der breiten amerikanischen Bevölkerung und in der Welt die Stimmung vollends gegen den ‚imperialistischen‘ Krieg der Supermacht um. Unter dem weltweiten Druck kündigte Johnson an, kein weiteres Mal für das Präsidentenamt zu kandidieren. Woodstock Nation, das ‚andere‘ Amerika der Subkultur, wie es so unnachahmlich in Jimi Hendrix‘ legendärem Gitarren-Solo in Woodstock zum Ausdruck gekommen war,¹⁶ dieses ‚wahre‘ Amerika (KD Wolff) hatte einen seiner wichtigsten Siege errungen.

Persönliche Transfers

Herbert Marcuse gehörte mit seiner Schrift „Der eindimensionale Mensch“ (1964) zu den einflussreichsten Theoretikern der New Left. In einem Interview gab sich der Philosoph der „Großen Verweigerung“ angesichts der weltweiten Ereignisse optimistisch, die Revolution könne von Kräften außerhalb der Arbeiterklasse hervorgebracht werden. Die Ereignisse hätten „einen qualitativ neuen Typus menschlicher Wesen“ hervorgebracht: „Es war eine der beglückendsten Erfahrungen meines Lebens zu beobachten, dass die Studentenbewegung eine internationale Bewegung ist, die sich



ohne feste Organisationsformen entwickelt hat und ständig weiter entwickelt. Anders ausgedrückt, es gibt so etwas wie Solidarität, so etwas wie Übereinstimmung in den Zielen und das ohne die traditionellen Formen der Organisation. Ich sah eine Bewegung, die den neuen Menschen nicht erst nach der Revolution erhofft. Das ist meiner Meinung nach einer der hoffnungsvollsten Aspekte in der gegenwärtigen Situation.“¹⁷ Marcuse, als Philosophieprofessor an der University of California tätig, lehrte zwischen 1966 und 1968 in den Sommersemestern auch an der Freien Universität Berlin und stellte damit auch eine persönliche Kontinuität zwischen den Revolten in Deutschland und den USA her. Ingrid Gilcher-Holtey betont die Bedeutung derartiger Transfers: „Die international fast zeitgleich erfolgende Entdeckung und Wiederentdeckung von Autoren wurde durch die länderübergreifende Kooperation linker Zeitschriften und Gruppen gefördert, die sich durch Austausch von Informationen und Publikationen vernetzten.“¹⁸ Karl Dietrich Wolff, Günter Amendt, Michael Neumann und Daniel Cohn-Bendit waren als Oberschüler oder Studenten in den USA von der Bürgerrechtsbewegung Martin Luther Kings fasziniert und von der Art, wie sie Anfang der 1960er Jahre damit begonnen hatte, ihren Platz im öffentlichen Raum zu ‚besetzen‘.¹⁹

Auch in den USA hatte die Revolte eine Basis an den Universitäten. Bereits im Juni 1962 kam ein kleiner Kreis von Aktivisten des US-amerikanischen SDS in Port Huron in Michigan zusammen, um im berühmten „Port Huron Statement“ die Gefühle und Perspektiven ihrer Generation zu formulieren. Die bemerkenswerte Erklärung begann mit den Worten: „Wir sind Menschen dieser Generation, aufgewachsen in zumindest bescheidenem Komfort, sitzen an den Universitäten und schauen voller Unbehagen auf die Welt, die wir erben.“²⁰ Es war das free-speech-movement in Berkeley, das 1964 erstmals Formen der ‚Selbstaufklärung‘, wie sie die schwarze Bewegung erprobt hatte, in das studentische Milieu der weißen Mittelschicht einführte. „Die Bewegung der Schwarzen verband sich nur indirekt, aber dafür umso wirkungsvoller, mit der Studentenrevolte des Jahres 1964 in Berkeley.“²¹ Am 2. Dezember versammelten sich in Berkeley 6000 Studentinnen und Studenten zum ersten universitären Sit-in. Der Sohn italienischer Einwanderer Mario Savio wurde, später unterstützt durch die Folksängerin Joan Baez, zu ihrem Sprecher. Seine Kommilitonen umzingelten ein Polizeiauto. Gut erzogen zieht Savio seine Schuhe aus, bevor er auf das Dach des Polizeiautos klettert und eine seiner agitatorischen Reden hält: „Es gibt einen Punkt, an dem die Arbeitsweise der Maschine so abscheulich wird, dass man nicht mehr mitmachen kann. Dann muss man sich in das Getriebe legen, auf die Räder, auf die Hebel, und mit seinem Körper den ganzen Apparat blockieren.“²² Angesichts der Eskalation des Vietnamkriegs fanden nun an der Universität Michigan, in Harvard, an der Columbia und in Yale die ersten Teach-ins statt. Etwa zeitgleich wurden in San Francisco das Love-In, das Bed-In und das Smoke-In kreiert, die der politischen Selbstaufklärung den hedonistischeren Unterton der Selbstverwirklichung beimischten. Die aufblühende Subkultur der Hippies erwies sich als äußerst fantasiereich, ihre Neuschöpfungen, massenmedial vermarktet, gingen rasch um die Welt.²³ Gilcher-Holtey rekonstruiert das Zusammentreffen der politischen und der Underground-Fraktionen im Jahre 1965 in Michigan, das Befremden der Weltverbesserer im ganzen Ernst ihrer Debatten über die bunten Gewandungen und den exzessiven Marihuana-Konsum der Hedonisten. Teach-In vs. Love-In, Psychologie vs. Politik – fast unvereinbar schienen die Kommunikationsstile und Formen der Selbstrepräsentationen zu sein.

¹² Rudi Dutschke wurde am 11. April 1968 niedergeschossen.

¹³ Als KD Wolff am 14. März 1969 vor dem amerikanischen Senatsausschuss für innere Sicherheit aussagen musste, drehte er den Spieß vollends um und bezeichnete den Prüfungsausschuss selbst kurzerhand als einen „Haufen von Banditen“.

¹⁴ Kurlansky 2007, S. 315.

¹⁵ Hayden 1971, S. 17 ff. Vgl. dazu auch Brandes/Burke 1970.

¹⁶ Hendrix stimmte hier auf der E-Gitarre die Nationalhymne an, deren vaterländisches Pathos er dann virtuos in den Sound fallender Bomben überführte.

¹⁷ „Zu aktuellen Problemen der Emanzipationsbewegung. Ein Interview“, hg. von der Zeitschrift „abriss“ der Naturfreundejugend Deutschland, Landesverband Hessen, Offenbach, 1/1969, S. 11.

¹⁸ Gilcher-Holtey 1995, S. 83. Zu weiteren europäischen und transkontinentalen ‚Transfers‘ vgl. Gilcher-Holtey 2001.

¹⁹ KD Wolff organisierte später als Bundesvorsitzender des (deutschen) SDS Solidaritätsveranstaltungen mit der Black Power-Bewegung.

²⁰ Zit. nach Kurlansky 2007, S. 108. Zum Koautor des Statements wurde der deutsche Austauschstudent Michael Vester, indem er aus Selbstverlautbarungen des deutschen SDS Passagen zum Internationalismus ins Amerikanische übersetzte.

²¹ Birnbaum 1993, S. 21. Vgl. Kleemann 1971.

²² Zit. nach Kurlansky 2007, S. 115.

²³ Vgl. Kraushaar 2000, S. 61.



Auf der einen Seite des Spektrums standen gewissermaßen die beiden schwarzen Olympia-Sieger Tommie Smith und John Carlos, die in Mexico die Faust der Black Power hochhielten; auf der anderen Seite lagen John Lennon und Joko Ono bei ihrer Pressekonferenz nackt im Bett. Und doch gab es Wechselwirkungen: Fortan war es möglich, in Hippie-Manier den Vietnam-Soldaten Blumen in die Gewehrläufe zu stecken oder Polizisten mit bloßem Busen zu provozieren, um Widerstand zu demonstrieren. „Die Demonstrationskultur [veränderte sich] durch den Zustrom der Beat-Boheme und Gegenkultur“, bilanziert Gilcher-Holtey.²⁴

Selbst diese Spannung zwischen den unterschiedlichen Fraktionen setzte sich in Deutschland fort. Einerseits sprach Rudi Dutschke den Protagonisten der amerikanischen Subkultur für die internationale Bewegung eine geradezu kanonische Autorität zu: „Die prägende Literatur ist jetzt die Underground-Literatur, sind die Reden von Malcom X, die Songs der Rolling Stones und von Aretha Franklin.“²⁵ Andererseits denunzierte der Studentenführer die Mitglieder der betont lässigen Kommune I im Spiegel als „bedauernswerte Neurotiker“, wobei diese in ihren Flugblättern wiederum gegen die ‚Lustfeindlichkeit‘ der dialektischen Avantgardisten aufbegehrten.

Der Vietnam-Kongress in Berlin und der APO-Apostel

Auch die deutschen Studenten weigerten sich, Vietnam als fernes Geschehen zu begreifen, bloß zuzuschauen und sich zum „Komplizen“ (H. M. Enzensberger) machen zu lassen. Den größten Coup landete man im Februar 1968, als der SDS in West-Berlin den Internationalen Vietnam-Kongress organisierte und damit den Protest gegen den Krieg in eine Massenbewegung überführte. Führende Vertreter internationaler Studentenverbände fanden sich ein: Aus Frankreich kamen die Trotzlisten Alain Krivine und Daniel Bensaïd sowie Daniel Cohn-Bendit von der anarchistischen Gruppe LEA (Liaison des Etudiants Anarchistes). Aus Großbritannien reiste der Aktivist Tariq Ali an, einstmals Vorsitzender des berühmten Debattierklubs Oxford Union, und mit ihm Robin Blackburn von der New Left Review. Mit Bernadine Dohrn hatte auch der amerikanische SDS eine Vertreterin geschickt. Rudi Dutschke hielt das Hauptreferat.²⁶ In diesem einflussreichen Statement wird deutlich, dass die Globalisierung durchaus keine Perspektive ist, die nachträglich an das Geschehen von 1968 herangetragen wird. Für den Chefanalytiker der Bewegung war sie vielmehr ein konstitutives Element der Umwälzungsprozesse. Dutschke hob an in der feierlichen Diktion dessen, der sich bewusst ist, gerade ‚Geschichte zu machen‘: „Jede radikale Opposition gegen das bestehende System, das uns mit allen Mitteln daran hindern will, Verhältnisse einzuführen, unter denen die Menschen ein schöpferisches Leben ohne Krieg, Hunger und repressive Arbeit führen können, muss heute notwendigerweise global sein. Diese Globalisierung der revolutionären Kräfte ist die wichtigste Aufgabe der ganzen historischen Periode, in der wir heute leben und in der wir an der menschlichen Emanzipation arbeiten. [...] In den weltweiten Demonstrationen liegt in einem antizipatorischen Sinne so etwas wie eine revolutionäre Globalstrategie.“²⁷ Das Ende der Rede des Apo-Apostels ist – unter der Berufung auf den algerischen Befreiungstheoretiker Frantz Fanon – beseelt von einer revolutionären ‚Nah-Erwartung‘: „Genossen! Wir haben nicht mehr viel Zeit. In Vietnam werden auch wir tagtäglich zerschlagen, und das ist nicht ein Bild und keine Phrase.“²⁸

Die französischen Trotzlisten vermittelten begeistert Dutschkes „stratégie escalade provocation“ nach Frankreich. Alain Krivine, einer der Anführer der Pariser Mairevolte, sagte später: „Die meisten Taktiken lernten wir Anfang des Jahres bei den Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg in Berlin und Brüssel. Die Antikriegsbewegung war in ganz Europa gut organisiert. Aber Dutschke und die Deutschen waren die Vorreiter der disziplinierten Demonstrationstaktik. Als wir dort ankamen, standen ihre Transparente und Schilder und ihre Ordner schon bereit.“²⁹ Auch Tariq Ali ruhte nicht, bis er am 17. März in London eine vergleichbare Vietnam-Demonstration auf die Beine stellte. Tausende strömten auf die Oxford Street und riefen, von einem Meer roter Fahnen umbrandet, „Ho, Ho, Ho Chi Minh“. Mick Jagger war Teilnehmer dieser Demonstration, die er in seinem Song „Street-Fighting Man“ besungen hat.

Für den politischen Denker Dutschke blieb jede Kritik an der kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft unvollständig, solange sie nicht ‚dialektisch‘ mit den revolutionären Bewegungen in der Dritten Welt verbunden würde. Unmissverständlich stellte er fest: „Ein marxistischer Sozialist ist Internationalist und treibt internationale Analyse.“³⁰ Für ihn deuteten die nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen überall in der Welt auf den Zerfall des Imperialismus. Insbesondere Lateinamerika schien ihm dabei eine Schlüsselrolle zuzukommen.

Che Guevara, Pantokrator der Weltrevolution

Spätestens als am 2. Januar 1959 das diktatorische Batista-Regime Kubas gestürzt wurde und die Guerilleros unter Fidel Castro und dem Argentinier und Wahl-Kubaner Che Guevara in Havanna einzogen, war für eine sich in aller Welt formierende Neue Linke das role model eines befreiten, revolutionären Sozialismus geboren. Ihr Sieg über den Diktator stieß weltweit auf Anerkennung und Sympathie, weil er die Logik des Kalten Krieges zu durchbrechen schien: Kein von Moskau manipulierter Staatsstreich wie in Prag und Budapest war das gewesen, sondern ein spontaner Volksaufstand. Anders als die Greise im Kreml oder im Ostberliner Politbüro hatten Kubas Revolutionäre alles, was ein gutes Image braucht: Jugend und Sex-Appeal. Castro ernannte Che Guevara zunächst zum Leiter der Nationalbank und hob ihn schließlich 1961 in den Posten des Ministers der Industrie. 1963 wurde Guevara kubanischer Industrieminister. In dieser Eigenschaft kritisierte er öffentlich die Sowjetunion wegen „imperialistischer“ Methoden und, so nimmt man heute an, musste daraufhin zurücktreten. Der Mythos des Freiheitshelden, der Amt und Würden aufgibt, um Revolution zu machen, ist also nur bedingt haltbar. Jedenfalls ging Guevara nach Bolivien, um dort – begleitet von einigen arbeitslosen Bergarbeitern – die revolutionären Ereignisse von Kuba zu wiederholen. Aber statt zum Revolutionär wurde er hier zum Desperado, gefangen genommen und ohne Gerichtsurteil erschossen. Die bolivianischen Militärs bahnten ihn in einer Dorfschule auf und fotografierten sich mit ihm. Die Bilder seiner von Kugeln durchbohrten Leiche gingen als Beweis um die Welt: Der Mann, den Sartre als den einzigen wirklich „authentischen“ Menschen des 20. Jahrhunderts bezeichnet hatte, war tot.

Aber mit diesem Toten hatte die Bewegung zugleich ihren wichtigsten ‚Märtyrer‘ gewonnen. Das Bild, in dem Che Guevara gewissermaßen seine ‚Auferstehung‘ feierte, wurde zur vielleicht wichtigsten Ikone der Revolution: El Comandante, den Blick fest auf ein Ziel gerichtet, über der Stirn die Baskenmütze mit dem fünfzackigen Stern. Dieser Schnappschuss, geschossen 1960 vom Fotografen der Zeitung Revolución Alberto Díaz, genannt Korda, lag jahrelang unbeachtet in einer Kiste, bevor ihn der italienische Verleger Giangiacomo Feltrinelli 1967 auf Plakate drucken ließ. Kuba-Reisen entwickelten sich zu einer Art Pilgerfahrt. Hans Magnus Enzensberger hielt sich in den Jahren 1968 und 1969 hier auf, gleichzeitig reisten zahlreiche Intellektuelle an wie Dutschkes Freund Bernd Rabehl, der im Januar 1968 den Kulturkongress von Havanna besuchte.

Bereits im September 1967 schockierte Dutschke die Zuhörer auf einer Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt mit dem Appell, Che Guevaras ‚Propaganda der Schüsse‘ durch eine ‚Propaganda der Tat‘ in den Metropolen zu ergänzen. Damit näherte er sich der Position der Tricontinentalen. An die Seite der Guerilleros in den Peripherien der Dritten Welt müsse, so Dutschke, der „Stadtguerillero“

²⁴ Gilcher-Holtey 2001, S. 51.

²⁵ SDS Berlin 1968, S. 115.

²⁶ SDS Berlin 1968.

²⁷ Ebd., S. 107.

²⁸ Ebd., S. 123.

²⁹ Kurlansky 2007, S. 177.

³⁰ Joffé 1964.



Die Situationistische Internationale, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025

31 Die Zengakuren wurde für ihre tollkühnen Schlachten mit der Polizei bekannt, in denen die japanischen Studenten Kampftechniken der alten Samurai anwandten.

32 Birnbaum 1993, S. 38 f.

33 Ulrike Meinhof, Das Konzept Stadtguerilla, 1971, zit. nach Werner Balsen/Karl Rössel, Hoch die Internationale Solidarität, Zur Geschichte der Dritte Welt-Bewegung in der Bundesrepublik, Köln 1986, S. 272. Damit soll nicht ohne weiteres behauptet werden, zwischen dem „geistigen Brandstifter“ Dutschke und Meinhof gebe es eine bruchlose Kontinuität: „Die Militanten Stadtguerilla-Fraktionen und terroristischen Gruppierungen [knüpfen] zwar an die Aktionsformen der 68er Bewegung an und radikalisieren diese, doch kehrten sie sich von den Grundwerten der Neuen Linken und ihrer Transformationsstrategie ab.“ Gilcher-Holtey 2001, S. 123. Selbstverständlich gehört aber auch der Terrorismus von RAF, Roten Brigaden, Al Fatah und Tupamaros in ihrem antiimperialistischen Kampf ebenfalls zu den bekennenden Verfechtern eines ‚Internationalismus‘.

34 In diesem Sinne ist etwa auch Dieter Kunzelmanns wichtigste Schrift „Notizen zur Gründung revolutionärer Kommunen in den Metropolen“ formuliert. Kunzelmann 1966.

35 Sie beanspruchten, Marxisten zu sein in dem Sinn, wie Marx von sich selbst sagte: ‚Ich bin kein Marxist.‘ Vgl. Gilcher-Holtey 1995, S. 73 ff.

treten, der den Kapitalismus (nach innen) bzw. den Imperialismus (nach außen) vom Zentrum aus attackieren könne. Als Paradebeispiel dieses neuartigen Kampfes in den Metropolen nannte Dutschke die radikale japanische Studentenorganisation Zengakuren, die mit 5000 Stadtguerilleros einen „begrenzten Bürgerkrieg“ führe.³¹ In Dutschkes emphatischer Identifikation mit der Dritten Welt sollten Strategien wie Che Guevaras berühmte „Focus-Theorie“ importiert werden – die sich für das Austragen gesellschaftlicher Konflikte in den Industriestaaten allerdings in der Folge als herzlich untauglich erwiesen: „Die Bilderwelt der Revolutionen der Dritten Welt, die auf die erste Welt übertragen wurde, zeugte mehr von der provokativen Phantasie der jungen Leute in der Bewegung als von sonst irgend etwas.“³² Eine Minderheit, die sich später „Rote Armee Fraktion“ nennen sollte, suchte aus Carlos Marighelas „Handbuch des Stadtguerillero“ (1969) die Methoden eines bewaffneten Untergrundkampfes zu erlernen, wie Ulrike Meinhof in ihrem Konzept der Stadtguerilla schrieb: „Was die Stadtguerilla machen kann, hat die Studentenbewegung teilweise schon gewusst. Sie kann die Agitation und Propaganda, worauf linke Arbeit noch reduziert ist, konkret machen … Sie kann den verbalen Internationalismus konkretisieren als die Beschaffung von Waffen und Geld.“³³ Auch wenn der Gedanke der Verknüpfung des Guerillakampfes in der so genannten Dritten Welt mit dem revolutionären Potential in den Metropolen der Industrienationen in Dutschke seinen prominentesten Verfechter hatte: seine Idee war es nicht. Die Theorie wurde ihm vielmehr durch seinen Anschluss an die Künstlergruppe SPUR und deren Verbindung zur Situationistischen Internationale vermittelt.

Die Situationistische Internationale als geheimer Drahtzieher der globalen Revolte?

Bereits Anfang der 1960er Jahre war es das Programm der situationistischen Avantgarde, die Revolutionierung des Alltags mit den Befreiungsbewegungen außerhalb Europas zu verbinden. Ihr Cheftheoretiker Guy Debord bezeichnete das alltägliche Leben als „kolonisierten Sektor“ und forderte dazu auf, alle Lebensgewohnheiten, die die Kreativität lähmen, abzuwerfen.³⁴ Die Pariser Kulturrevolutionäre um die Gruppen „Socialisme ou Barbarie“, „Arguments“ und die „Situationistische Internationale“ banden sich nur spielerisch zurück an Marx³⁵ und förderten in der Tradition der Surrealisten und Dadaisten den „Sprung in eine andere Lebenspraxis“. So verstand sich die Situationistische Internationale als Experimentalbewegung, welche ‚die revolutionären Spieler aller Länder‘ vereinigen wollte.

Zahlenmäßig ist die Situationistische Internationale trotz ihrer guten europäischen Vernetzung nie sehr stark gewesen. Von den siebzig Mitgliedern wurden zwischen 1958 und 1969 45 ausgeschlossen (so auch die deutsche Sektion SPUR), und 21 spalteten sich ab. Aber die kleine Zahl stand in keinem Verhältnis zu der Wirkung, die die Gruppe entfaltete. Wie in einem Gärungsprozess haben sich ihre Reflexionen in die Bewegung hinein vermittelt. So scheinen beispielsweise die komplexen Wechselwirkungen zwischen Studentenrevolte und Öffentlichkeit in den situationistischen Schriften dialektisch vorweggenommen. Vor allem Guy Debords einflussreiche Schrift „La Société de Spectacle“/„Die Gesellschaft des Spektakels“ (Paris 1967) weist auf die Verblendungszusam-

menhänge moderner, mediengelenkter Blickregime hin: „Das ganze Leben der Gesellschaften, in welchen die modernen Produktionsbedingungen herrschen, erscheint als eine ungeheure Sammlung von Spektakeln.“³⁶ Die Mehrheit nehme dieses Monopol des Scheins passiv, ja geradezu hypnotisiert hin: „Das Spektakel ist der schlechte Traum der gefesselten, modernen Gesellschaft, der schließlich nur ihren Wunsch zu schlafen ausdrückt. Das Spektakel ist der Wächter dieses Schlafes.“³⁷ Das Spektakel ziehe so, wie er sagt, „jeden Blick und jedes Bewusstsein“ auf sich und mache die Gesellschaft damit zu einem Ort des getäuschten Blicks und des falschen Bewusstseins. Von hier aus lassen sich die ‚spektakulären‘ Aktionen der 68er Avantgarde sehr viel besser begreifen: Abbie Hoffman und Jerry Rubin, die in Chicago ein Schwein zum Präsidentschaftskandidaten ausriefen; die Kommunarden, die ein Bomben-Attentat auf den amerikanischen Außenminister androhten,³⁸ das sich dann als ‚Puddingattentat‘ entpuppte: Immer geht es den avantgardistischen Szene-Stars bei ihren Medien-Hypes um eine Anverwandlung der Waffen des Gegners mit dem Ziel ihrer kritischen Entlarvung und Dekonstruktion, denn: „Bei der Analyse des Spektakels muss in einem gewissen Maß die Sprache des Spektakulären geredet werden.“³⁹ Die Situationisten hatten gelernt, die Medien zu manipulieren, statt sich von ihnen manipulieren zu lassen. „Wir sind in gewissem Sinne ein einziger großer Bluff“⁴⁰ verriet Abbie Hoffman. Und der Amsterdamer Provo Bernhard de Vries gab Einblick in die Logik der Subversiven Aktion: „Wir sind zu schwach, um die Revolution zu machen. Deshalb machen wir die Macht lächerlich. Lächerlichkeit ist tödlich für sie.“⁴¹

Pariser Mai 1968

In Frankreich, wo der Staatspräsident de Gaulle noch in seiner Neujahrsansprache zum Jahr 1968 eingeräumt hatte, die Franzosen „langweilten“ sich,⁴² entfaltete die Bewegung eine hohe Brisanz, deren dramatischen Höhepunkt der mythenumrankte Mai 1968 darstellt. Auch hier waren es zwei Mitglieder der pro-situationistischen Gruppe „Les Enragés de Nanterre“, die den radikalen und entschlossenen Kern der Bewegung ausmachten. Der französische Anarchist und Studentenfürer Cohn-Bendit, genannt „Dany le Rouge“, hatte bereits im Teenager-Alter die situationistische Zeitschrift Socialisme ou Barbarie gelesen. Auf dem Anti-Vietnam-Kongress im Februar 1968 in Berlin lernte er Dutschke kennen. Das Attentat auf den APO-Führer wenige Wochen später nahm Cohn-Bendit zum Anlass, den SDS-Vorsitzenden Karl Dietrich Wolff nach Nanterre einzuladen, um vor den französischen Studenten zu sprechen. Die Konfrontation mit dem Staat, ausgelöst in der Pariser Vorortsuniversität, sprang bald auf die Sorbonne über. Im Mai 1968 agitierte Cohn-Bendit hier in einem aus dem Boden gestampften Ausschuss der „IS“ – dem Comité enragé IS. Die Parolen zur Kritik an der Entfremdung in allen ihren Formen, die Kritik an der Bildwelt und am Warenfetischismus fügten den Arbeiten Guy Debords kaum etwas Neues hinzu, popularisierten diese aber in ungeahnter Weise. Die Kunsthochschulen von Paris richteten das Atelier populaire ein, hier entstanden im Mai und Juni über 350 verschiedene Siebdruckplakate pro Tag, die mit ihrer einfachen Grafik und den prägnanten Slogans in ganz Europa stilbildend wurden. Der niederländische Autor Cees Nooteboom gibt als teilnehmender Beobachter einen Eindruck der damaligen Szenerie: „Ich [lasse] es auf mich wirken, die Agora, das Forum, den Innenhof der Sorbonne, einen



36 Texte der Situationistischen Internationale, Heft V, hg. von den Freundinnen und Freunden der klassenlosen Gesellschaft, Frühjahr 2006, S. 15.

37 Ebd., S. 19.

38 Vgl. die Titelseite der Bild-Zeitung vom 6. April 1967 mit der Schlagzeile: „Berlin: Bombenanschlag auf den US-Vizepräsidenten. Elf Verschwörer gefasst“.

39 Guy Debord, Texte der Situationistischen Internationale, S. 17.

40 Zit. nach Kurlansky 2007, S. 121.

41 EGOIST 11, Frankfurt a. M. 1967, S. 4 ff. Es gab auch Kontakte zwischen den Amsterdamer Provos und West-Deutschland. Dutschke erklärte im Dezember 1966, für die Herausforderung der Macht vieles von den Amsterdamern gelernt zu haben. Berlins damaliger Oberbürgermeister Heinrich Albertz reagierte: „Berlin braucht keine Provos!“ Und die Rauchbomben, womit die Kommune 1 das Pseudo-Attentat auf den amerikanischen Vize-Präsidenten Hubert Humphrey vorbereitete, wurden von Amsterdamer Provos geliefert.

42 Ungefähr zur gleichen Zeit bedankte sich der 78-jährige vietnamesische Staatspräsident Ho Chi Minh in seiner Neujahrsrede bei allen „progressiven Menschen“ in der Welt, die den Kampf des vietnamesischen Volkes unterstützten – es stehe zusammen wie „ein Mann“.



der unvorstellbarsten Orte der Welt. Unvorstellbar und unbeschreiblich. Ein jugendliches Volk bewegt sich hier, beschäftigt mit einer Revolte und einer Revolution, die keiner, der hier gewesen ist, je wird vergessen können. [...] Alle Wände sind mit Manifesten, Sprüchen, Aufrufen, Parolen, Mitteilungen, Feststellungen sympathisierender oder einander bekämpfender Gruppen vollgeklebt. Es ist der Mittelpunkt eines leidenschaftlichen, glücklichen Kosmos, in dem der Fremdling sprachlos umherirrt und nicht weiß, wo er beginnen soll.“⁴³

Die Studenten um Daniel Cohn-Bendit, Alain Geismar und Alain Krivine forderten erfolgreich junge Arbeiter auf, ihre Fabriken zu besetzen. Dass 25 Enragés im März eine Streitmacht von tausend Studierenden und Arbeitern mobilisiert hatten, deren Zahl innerhalb weniger Wochen auf 50.000 und im Mai auf zehn Millionen Menschen answoll, zeigt, welche Konsequenzen die ohnmächtigen Repressionen einer Regierung hatten. Große Teile Frankreichs erlebten ein politisches Festival, alles schien möglich. Dabei erfuhren die Vorgänge ganz unterschiedliche Wertungen: Während Raymond Aron, Professor an der Sorbonne, die Unruhen als „studentischen Karneval“ apostrophierte, in dem die Studenten – bewaffnet mit Versatzstücken früherer Revolutionen – bloß eine „Quasi-Revolution“ spielten,⁴⁴ solidarisierte sich Jean-Paul Sartre mit ihnen. In einem Interview für den *Nouvel Observateur* stellte der berühmte Philosoph Fragen, auf die der 23-jährige Daniel Cohn-Bendit antwortete. Sartre bestätigt darin den Anspruch des Studenten, eine Entfesselung kreativer Potentiale zu betreiben: „Das Interessante an eurer Aktion ist, dass sie die Phantasie an die Macht bringt. [...] Ihr habt eine viel reichere Phantasie, und die Parolen, die man an den Mauern der Sorbonne lesen kann, beweisen es.“⁴⁵

Studierende aus der ganzen Welt schauten voll Bewunderung nach Paris. Die Franzosen hatten es vermeintlich geschafft, Arbeiter und Studenten zu vereinen. Aber der Schein trog. In Paris kam es wegen der Schließung der Sorbonne zu Straßenschlachten zwischen Studenten und der Polizei. Der 11. Mai brachte eine dramatische Zuspitzung der Ereignisse, in der Nacht wurden im Quartier Latin Barrikaden errichtet. Der Chanson-Sänger Léo Ferré hat diese „Nacht der Barrikaden“ besungen: **„Wie ein Mädchen / Entkleidet sich die Straße / Und die Pflastersteine häufen sich auf / Wie ein Mädchen / das mit leuchtenden Augen / Seine Wurfgeschosse / Auf der Barrikade bereitlegt / Und die Bullen die vorbeikommen / Kriegen sie in die Fresse.“** Die Polizei räumte das Viertel unter Einsatz von Tränengas und Brandbomben. Als am nächsten Morgen die Spuren der nächtlichen Kämpfe sichtbar wurden, befanden sich in Deutschland zehntausende Gegner der Notstandsgesetze im Sternmarsch auf Bonn. Noch fühlte man sich von den Ereignissen im Nachbarland befeuert. Aber letztlich zogen die Revolutionäre diesseits und jenseits der Grenzen gegenüber den auftrumpfenden Staatsmächten den Kürzeren. Als man am 30. Mai im deutschen Parlament die Notstandsgesetze annahm, kehrte der französische Staatspräsident Charles de Gaulle von seinem überstürzten Fluchtversuch im Hubschrauber zurück, um sich in einer dramatischen Fernsehansprache an die Nation zu wenden und die Macht wieder an sich zu bringen. „Unter dem Pflaster ist der Strand“, verhiessen die Studentinnen und Studenten des Pariser Mai, als sie die Steine für ihren Barrikadenbau aus dem Pflaster rissen. Im August ordnete der General de Gaulle an, die Kopfsteinpflasterstraßen im Quartier Latin zu asphaltieren. Die französischen Bürger, die nach der Revolte der Pariser Maientage, gegen das ‚Chaos‘ und für den belagerten

⁴³ Nooteboom 2003, S. 21.

⁴⁴ Ebd., S. 11.

⁴⁵ Zit. nach Gilcher-Holtey 1995, S. 9 f.



Staatspräsidenten millionenfach auf den Champs Elysées demonstrierten, riefen: „Schickt Cohn-Bendit nach Dachau!“ Als Cohn-Bendit nach Deutschland abgeschoben werden sollte, hielten die protestierenden Studenten dagegen: „Wir sind alle deutsche Juden.“

Prager Frühling und Kalter Krieg

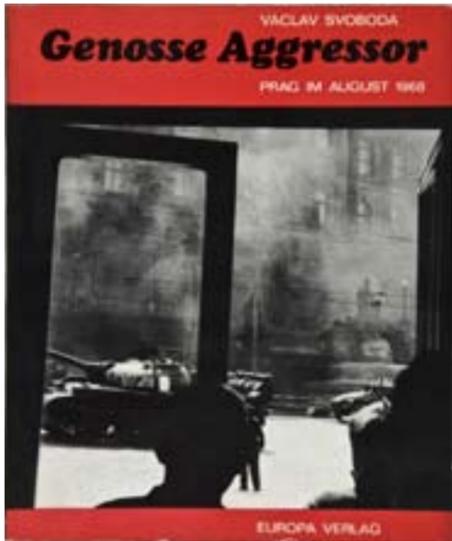
Es waren nicht nur die Vereinigten Staaten von Amerika, die in den Augen einer sensibilisierten Weltöffentlichkeit den repressiven Charakter imperialistischen Handelns zeigten; auch die Versuche der Sowjetunion, in Osteuropa die Loyalität der Bündnispartner einzufordern, nahmen in den 1950er Jahren gewaltsame Züge an. Nach den Interventionen 1953 in Ostdeutschland und 1956 in Ungarn, insbesondere aber nach der gewaltsamen Unterdrückung der Reformbewegung in Prag war die Sowjetunion zwanzig Jahre lang auf massive Militärpräsenz angewiesen, um den Warschauer Pakt zusammenzuhalten. Die Protestbewegungen des Ostblocks, die sich in Folge der Unruhen nach der Chruschtschow-Rede vom 20. Parteitag, der Ungarischen ‚Revolution‘ und der Arbeiteraufstände an der polnischen Ostseeküste im Winter 1970 in der DDR, Polen oder Jugoslawien formierten, waren, verglichen mit den Massenschwärmen im Westen, nicht mehr als ‚versprengte‘ Haufen von Dissidenten. Nur in Prag hatte das ‚Tauwetter‘ im Jahre 1968 mit dem politischen Hoffnungsträger Alexander Dubček kollektiven Charakter angenommen, in dem Gesellschaftsexperiment, das unter dem Namen ‚Prager Frühling‘ bekannt geworden ist. Ein ganz neuer gesellschaftlicher Spielraum wurde hier eröffnet: Bereits im Jahre 1965 hatten tschechische Hippies den durchreisenden Allan Ginsberg zum *Kraj Majales* – zum Mai-König – gewählt, bevor er wie zuvor in Kuba von den Behörden ausgewiesen wurde. Die Jugend war nicht länger vollständig vom Westen abgeschnitten, sie partizipierten an der pulsierenden Jugendkultur, trugen Texaskis – Bluejeans – oder gingen in Klubs, um Beat zu hören. Das Avantgardetheater blühte, tschechische Filme wie „Die Liebe einer Blondine“ oder „Das Geschäftsjahr in der Hauptstraße“ fanden international Beachtung.⁴⁶ Seit Jahrzehnten hatte man in der Tschechoslowakei keine derart vorurteilsfreien und leidenschaftlichen Debatten mehr erlebt, keine solche Fülle von literarischen Neuerscheinungen wie in der Periode bis August 1968. Der Zeitraum ist auch in Prag voller dramatischer Ereignisse, als hätte auch hier jeder am politischen Leben teilnehmen wollen.⁴⁷ Besucher wie Böll, Dutschke oder Enzensberger gaben sich die Klinke in die Hand, um das gesellschaftliche Experiment zu studieren. Doch in der Nacht des 20. auf den 21. August überschritten Verbände des Warschauer Paktes unter Führung der russischen Armee die tschechische Grenze, innerhalb von Stunden war die Tschechoslowakei unter sowjetischer Kontrolle. Das Experiment eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ war ‚erfolgreich‘ unterdrückt worden.

Zumindest hatte der Widerstand noch Möglichkeiten, sich zu äußern. Die Verfechter des Prager Frühlings montierten Straßenschilder ab oder drehten sie, um die Invasoren zu verwirren. Tschechen sprachen die Soldaten in den Panzern auf Russisch an und brachten sie mit ihren Fragen, was sie hier zu suchen hätten, in Verlegenheit. „Iwan Go Home!“; prangte an den Mauern, die – wie im Mai in Paris – übervoll von Botschaften waren. Die Untergrundpresse reagierte über Nacht mit Sonderblättern: „Bis zum gestrigen Tag lebten wir in Ruhe und Frieden, das ganze Land baute mit



⁴⁶ Es war niemand anders als Miloš Forman, ein Prager Dissident, der in den spätern 1970er Jahren seine legendäre Verfilmung des Musicals „Hair“ in die US-amerikanischen Kinos brachte.

⁴⁷ Pelikán 1974, S. 24.



einer unerhörten Einheit seinen sozialistischen Staat auf. Warum seid ihr zu uns gekommen? Ihr selbst seht und hört die Bestürzung unseres Volkes. Denkt darüber nach, warum man euch zu uns gesandt hat! Wer gab euch das Recht dazu?“ und „Nur das Volk ist frei, das anderen Völkern nicht die Freiheit raubt.“ Sibylle Plogstedt, SDS-Aktivistin und Organisatorin des Vietnamkongresses in Berlin, hat den Einmarsch der Sowjets in Prag selbst erlebt: „Gegenüber dem was in Prag passierte erschien mir die Studentenrevolte in Berlin wie ein Kinderspiel.“⁴⁸ In der tschechischen Konfrontation von ‚Geist‘ und ‚Macht‘ wurde nicht bloß diskutiert. Molotowcocktails sollten Panzer ‚knacken‘, sowjetische Soldaten feuerten in die Menge. Die Zeitschrift květy machte sich über die russischen Soldaten lustig, die das Nationalmuseum im Zentrum Prags beschossen, weil sie es irrtümlicherweise für den Sitz des Zentralkomitees gehalten hatten. Der Volksmund erklärte daraufhin die durchsiebte Fassade des Nationalmuseums zum Kunstwerk, nach dem sowjetischen Verteidigungsminister Marschall Gretschko hieß es fortan „El Gretschko“. Im Januar 1969 setzte der Student Jan Palach ein dramatisches Zeichen gegen die Gewöhnung an die Invasoren, indem er sich nach dem Vorbild vietnamesischer Mönche selbst verbrannte.

Die westdeutsche Linke galt u. a. wegen eines kritischen Traktats, das Hans-Jürgen Krahl in einer Voltaire Flugschrift zum Prager Frühling veröffentlichte,⁴⁹ insgesamt als skeptisch gegenüber dem Experiment eines ‚Sozialismus mit menschlichem Antlitz‘ – ein Eindruck, der sich heute angesichts der Fülle damaliger Solidaritäts-Aktionen nicht aufrecht erhalten lässt. Das Vorgehen der Sowjets spaltete den SDS, in der ganzen APO kam es zu Verwerfungen: Während die Traditionalisten innerhalb des SDS und die Mitglieder der noch jungen DKP den Einmarsch als Maßnahme im Sinne der ‚Sicherheitsinteressen aller sozialistischen Länder‘ verteidigten, setzte der antiautoritäre Flügel des SDS die Invasion mit den US-Interventionen in Vietnam gleich und erklärte sich mit dem tschechischen Volk solidarisch. Damit standen sie nicht allein: Kommunisten in ganz Europa, besonders aber in Italien, Spanien und Frankreich, die das Prager Experiment mit großer Sympathie verfolgt hatten, artikulierten offen und lautstark ihren Protest. So konnte der Sündenfall von Prag erstmals so etwas wie einen ‚Eurokommunismus‘ stimulieren.⁵⁰ Gruppierungen der Neuen Linken kritisierten Fehlentwicklungen sowohl im Sowjetkommunismus wie in der Sozialdemokratie, statt dessen propagierten sie einen Dritten Weg, der dem ‚Sozialismus mit menschlichem Antlitz‘ nahe verwandt war. So lässt sich das Jahr 1968 auch im geopolitischen Kontext des Kalten Krieges begreifen: „Besonders herausragend war dabei die Parallelität von reformerischen und revolutionären Gesellschaftsveränderungsprojekten in Ost und West, wie sie sich am zugespitztesten im ‚Prager Frühling‘ und im ‚Pariser Mai‘ niedergeschlagen hat.“⁵¹ Die zeitliche Koinzidenz der Bewegungen kann damit auch als Brückenschlag zwischen Ost und West und – durchaus entsprechend dem Selbstverständnis der damaligen Akteure – als Überwindung der Blockgrenzen interpretiert werden.⁵²

Solidarität, die „Zärtlichkeit der Völker“

Einerseits erfreuten sich die USA in der Studentenbewegung von 1968 als Verteidiger gegen den Faschismus im Zweiten Weltkrieg einer gewissen Hochachtung; andererseits wurden sie zunehmend als Hegemonialmacht angesehen, die diktatorische Regime von Griechenland bis Persien



oder Chile unterstützte. Gerade aus der Auseinandersetzung mit der eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit und den Elitenkontinuitäten im Adenauerstaat musste den Protestierenden in Deutschland die Existenz faschistischer Diktaturen – zumal in Europa – skandalös erscheinen. Im Jahr 1973 kettete sich Günter Wallraff am Athener Syntagmaplatz an, um auf den unhaltbaren Zustand einer ‚Gewöhnung‘ (vgl. Palach) an eine unsichtbar gewordene Diktatur ausgerechnet an der Wiege der Demokratie hinzuweisen. Geheimdienstler des Obristenregimes schlugen ihn, den sie für einen griechischen Oppositionellen hielten, noch vor Ort zusammen und traktierten ihn später in der Untersuchungshaft mit der berüchtigten ‚Falanga‘ (Folter). So weit konnte die aufrichtig empfundene Solidarität gehen. Klaus Staeck hat Wallraffs ‚Martyrium‘ zum Anlass für ein Plakat genommen, das er mit „Die Kunst der 70er Jahre findet nicht im Saale statt“ untertitelte.⁵³ Ähnlich war die Situation in Spanien und Portugal, nur waren die dort amtierenden Diktatoren bereits vergrast. Generalissimo Francisco Franco stand in seinem 29. ‚Friedensjahr‘, als er am 4. Dezember 1968 seinen 75. Geburtstag feierte. Da hängten plötzlich Studenten in Madrid ein Plakat auf, auf dem zu lesen war: „Franco, Mörder, Herzlichen Glückwunsch.“ Spanien galt trotz der jahrzehntelangen Säuberungsaktionen gegen Oppositionelle noch als weniger repressiv als der im Nachbarland Portugal waltende Autokrat António de Oliveira Salazar. Wolf Biermann stimmte ein Spottlied auf die Scheintoten an, die sich ans Leben wie an die Macht klammerten: „Ballade zur Beachtung der Begleitumstände beim Tode von Despoten: Wenn endlich ein Despot, erschlagen ist und tot, dann nimmt man schnell den toten, versiegelten Despoten, und legt ihn tief ins Grab, und obenauf mehr Steine, als damals Jesus seine, damit nicht auferstehn ...“

Es gab ein festes Zeichensystem, mit dem man weltweit seine Zugehörigkeit zur Protestbewegung im Zeichen Internationaler Solidarität markieren konnte. Dazu gehörten die Rebellen, die den Tyrannen die Stirn geboten hatten, allen voran natürlich Che Guevara, auf den Wolf Biermann ebenfalls eine Hymne geschrieben hat: **„Der rote Stern an der Jacke / Im schwarzen Bart die Zigarre / Jesus Christus mit der Knarre / so führt Dein Bild uns zur Attacke / Uns bleibt, was gut war und klar war / Dass man bei Dir immer durchsah / Und Liebe, Hass, doch nie Furcht sah / Commandante Che Guevara“** (1975). Che Guevara, Ho Chi Minh und Mao Tse-tung wurden zu den Säulenheiligen der Bewegung. Gerd Koenen beschreibt das Schlachtfeld der planetarischen Weltrevolution nicht ohne Sinn für die Ironien dieser Geschichte: „Erratisch-geheimnisvoll, wie Findlinge der Osterinseln, liegen die Idole dieser Jahre in der pastoralen ‚Landschaft der Schlacht‘.“⁵⁴ Aber trotz der jeden Lebensbereich überwachenden Che Guevara-Poster, allen – aus den USA importierten – ‚Ho, Ho, Ho-Chi-Minh‘-Skandierens und aller Frantz Fanon-Lektüre: Eine postmaterialistisch sich gebärdende Jugend der Industriestaaten adoptierte die Großmeister des Widerstands gegen die Weltmacht nicht ohne ihre Appelle entsprechend den eigenen politischen Bedürfnissen umzudeuten. Bei all dem ging es vor allem um das, was Che Guevara die „Zärtlichkeit der Völker“ genannt hatte: um Solidarität mit Teilen der Menschheit, die man für ‚unterdrückt‘ hielt. Dass dabei Stalinisten wie Mao Tse-tung, Ho Chi Minh oder Che Guevara von einer Jugend gewissermaßen als ‚Monstranzen‘ vor sich her getragen wurden, die doch eigentlich im Namen der Freiheit angetreten war, gehört dabei zu den eigentümlichsten – und dunkelsten – Aspekten von 1968.

⁴⁸ In einem Interview mit dem Verfasser am 22. Juli 2007 in Bonn.

⁴⁹ Krahl 1968.

⁵⁰ Kramer 1998, S. 165.

⁵¹ Kraushaar 2000, S. 334 f.

⁵² Freilich sollte man dabei die Analogien nicht überstrapazieren, wie Jerzy Eisler reklamiert hat: „In Poland and Czechoslovakia, students fought for elementary civil rights, rights already possessed by their Western European counterparts. [...] Whereas student leaders in the West became heroes, their [eastern] counterparts were imprisoned by state. [...] Individually, Polish [and Czechoslovakian] students were exposed to greater injury and loss. Their risks far exceeded those of student protesters in Western Europe, where institutionalized political pluralism made social protests possible. [Polish and Czechoslovakian Students] often risked their lives; Western European and American students did not.“ Eisler 1998, S. 250 f.

⁵³ Heute bezeichnet Günter Wallraff in einem Interview mit dem Autor (8. August 2007, Köln) als seine wichtigste – und erfolgreichste – Aktion: Die Junta wurde einige Monate nach seinem Einsatz abgelöst.

⁵⁴ Koenen 1994, S. 78.

„HOCH DIE INTERNATIONALE SOLIDARITÄT“

Manuel Gogos

Die 68er fühlten sich als Internationalisten. Überall auf der Welt kam es zu Aufbrüchen, die in einer megautopischen Stimmung als Teil einer ‚globalen Revolte‘ wahrgenommen wurden. Zu den wichtigsten internationalen Schauplätzen von 1968 gehören der Pariser Mai, der die ‚Phantasie an die Macht‘ putschen sollte und der in seinem Schulterschluss zwischen Arbeitern und Studenten modellhaft für ganz Europa wurde; der Prager Frühling, der dem ‚Sozialismus mit menschlichem Antlitz‘ eine Massenbasis verschaffte und dem bislang versprenkten Haufen von Dissidenten im Ostblock ungeahnte Möglichkeiten verhielt; die amerikanische Bürgerrechtsbewegung, der die Studenten von Berkeley ihre wichtigsten Techniken des zivilen Ungehorsams verdankten sowie die Antivietnamkrieg-Bewegung, die sich im Jahre 1968 weltweit wie ein Lauffeuer ausbreitete. Auf deutschem Boden zählte der internationale Vietnam-Kongress in Berlin sicher zu den wichtigsten Kristallisationspunkten und Erinnerungsorten einer internationalen Solidarität.

Und all das geschah in atemloser Gleichzeitigkeit. Die Aktionen wurden durch die magischen Kanäle des Fernsehens, das damals zum Leitmedium avancierte, in jeden Winkel der Welt getragen. Insofern ist 1968 auch eine Medienrevolution gewesen. Die 68er – als erste ‚TV Generation‘ – haben ihre Rebellionen gegenseitig im Fernsehen verfolgt, nahmen sich an den Aktionen von Berkeley bis Tokyo ein Beispiel und wirkten stimulierend auf diese zurück. Der Slogan, der damals um die Welt ging, lautete entsprechend: The Whole World is Watching. Das alles hat aus der Welt

jenes „global village“ gemacht hat, von dem der kanadische Medientheoretiker Marshall McLuhan 1967 sprach. Das Fernsehen bildete den Weltbürger heraus: das eigentliche revolutionäre Subjekt von 1968.

Es gab ein festes Zeichensystem, mit dem man weltweit seine Zugehörigkeit zur Protestbewegung bekunden konnte. Dazu gehörten vor allem die ‚Säulenheiligen‘ Che Guevara, Ho Chi Minh und Mao Tze-tung, die man aus den Befreiungsbewegungen der Zweiten und Dritten in die westliche Welt importierte, um sie auf Plakaten und Bannern einher zu tragen. Es war in hohem Maße der Erfindungsreichtum und die Suggestivkraft dieser Aktionen von ‚Monstranz und Demonstranz‘ (Bazon Brock), die sich der Vorstellung vieler Menschen bemächtigten und den Eindruck eines ‚magic moment der Weltrevolution‘ erweckten.

Die Bewegung in Deutschland gewann im internationalen Vergleich vor allem in der Auseinandersetzung mit der eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit und den Elitenkontinuitäten im Adenauerstaat ihr eigenes Profil. So musste insbesondere den Protestierenden hierzulande die Existenz faschistischer oder faschistoider Regime in Griechenland, Spanien, Portugal, aber auch im Iran oder Chile skandalös erscheinen. Auch hier lautete das Motto ‚Solidarität‘ mit den Opfern des Faschismus. Die Solidarität konnte dabei ganz unterschiedliche Formen annehmen: von der Gruppenbildung und üblichen Flugblatt-Agitation bis hin zum Einsatz von Leib und Leben, wie dies Günter Wallraff bei seiner Ankettungsaktion gegen die Obristen von Athen riskierte.

1. Che Guevara, Pantokrator der Weltrevolution

Kuba-Reisen entwickelten sich zu einer Art Pilgerfahrt. Anders als die hässlichen Greise im Kreml oder im Ostberliner Politbüro hatten die Revolutionäre auf Kuba Jugend und Sex-Appeal, allen voran natürlich Che Guevara. Statt unter Fidel Castro Minister zu bleiben, ging er 1967 nach Bolivien, um dort Revolution zu machen. Die Bilder seiner von Kugeln durchbohrten Leiche gingen um die Welt. Mit diesem Toten hatte die Bewegung zugleich ihren wichtigsten ‚Märtyrer‘ gewonnen. Im Bild des El Comandante, über der Stirn die Baskenmütze mit dem fünfzackigen Stern, den Blick fest auf ein Ziel gerichtet, feierte Che Guevara seine ‚Auferstehung‘, der Schnappschuss des Fotografen Alberto Diaz Gutierrez (genannt Korda) wurde zur wichtigsten Ikone der Revolution.

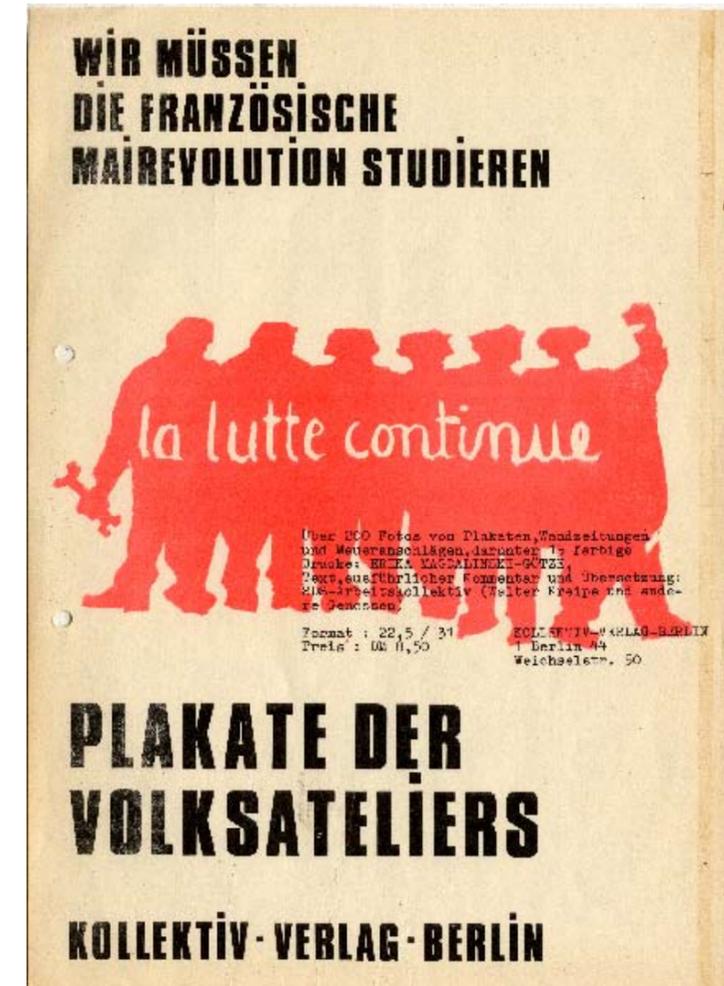
2. Onkel Ho und der Vietnamkongress

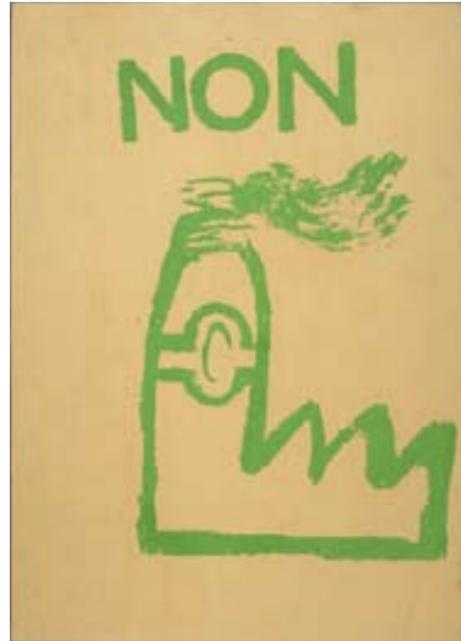
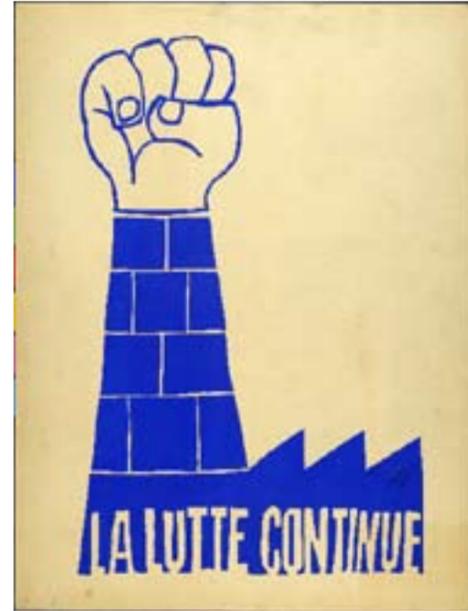
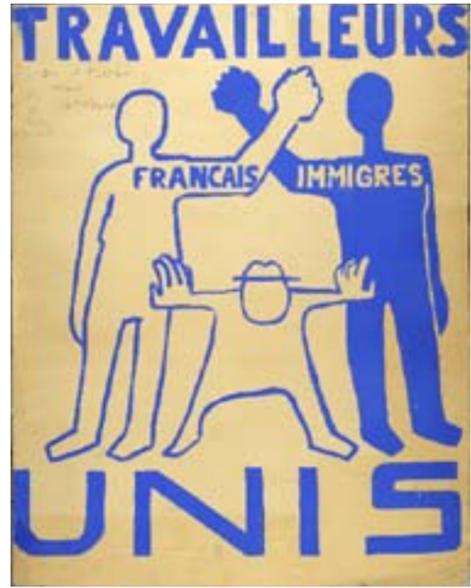
Auch die deutschen Studenten weigerten sich, Vietnam und seinen heroischen Kampf Davids gegen Goliaths als fernes Geschehen zu begreifen. Führende Vertreter internationaler Studentenverbände wie Daniel Cohn-Bendit, Alain Krivine oder Tariq Ali fanden sich im Februar 1968 in West-Berlin ein, als der SDS den Internationalen Vietnam-Kongress organisierte. In Rudi Dutschkes damaligem Referat wird deutlich, dass die Globalisierung keine Perspektive ist, die nachträglich an das Geschehen von 1968 herangetragen wird: „Diese Globalisierung der revolutionären Kräfte ist die wichtigste Aufgabe der ganzen historischen Periode, in der wir heute leben.“

3. Maos langer Marsch und die Rote Avant-Garde

Szenenwechsel zu einer anderen Urszene der Weltrevolution: China, Shaanxyi Provinz, in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts. Mao befindet sich auf seinem berühmten ‚Langen Marsch‘ zur Macht, der zum Referenzpunkt für die Rede vom ‚langen Marsch durch die Institutionen‘ wurde. Wie die 68er das Feltrinelli-Poster des Auferstandenen Che Guevara zur Ikone des Revolutionshelden schlechthin machten, so erhoben sie die Sprüchesammlung Mao Tze-tungs in den autoritativen Status einer ‚Bibel‘.









Couleurs

COCTAIL MOU

Dans une bouteille

$\frac{3}{4}$ essence $\frac{1}{4}$ Acide sulfurique concentré
Mettre dans une bouteille hermétiquement fermée
Extraire d'un sac contenant 100g de
chlorate de sodium ou de potassium (désodorant
ordinaire)

BOMBES

70% chlorate de soude (désodorant)
30% sucre semoule
Dans un récipient en métal épais.

70% essence
20% air
10% chlorate de soude ou potassium
récipient comportant 4 seule ouverture
(ex: bouteille camping gaz usagée)

NE JAMAIS ALLUMER
JETEZ (pas dans les manifestants)

NE gardez pas ces formules pour vous
publiez préparez et stockez.





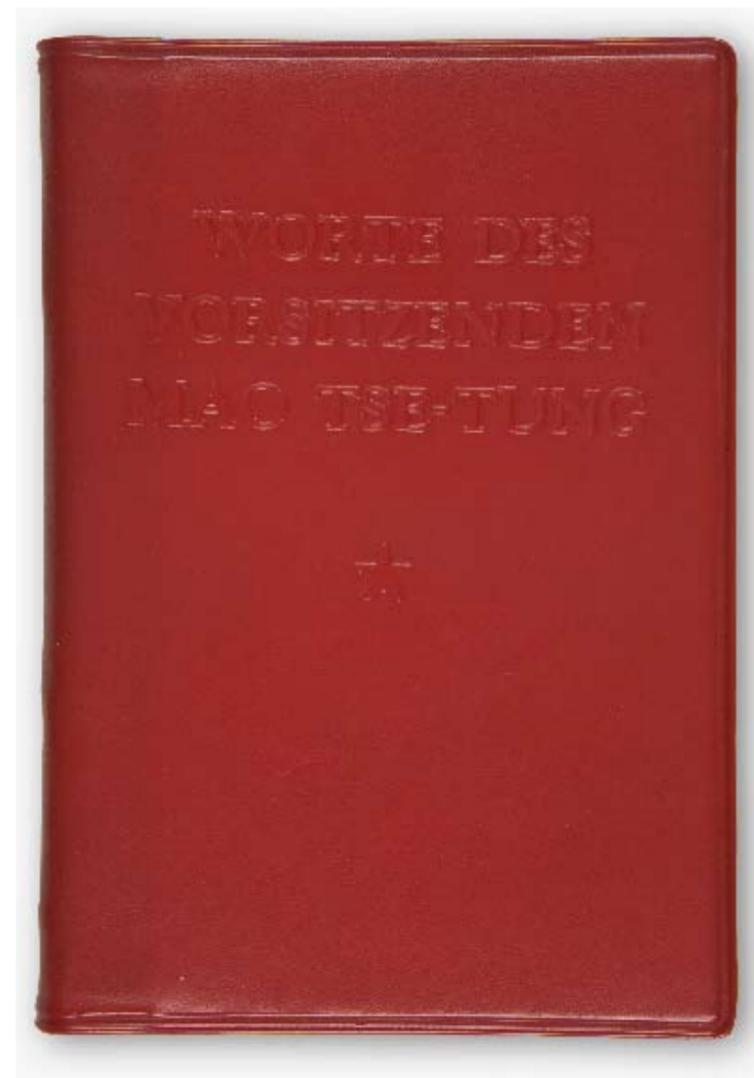


Die Kunst der 70er Jahre findet nicht im Soale statt











KRIEG DEM KRIEG

ça ira

Vietnam

UNTERSCHIED

KÄMPFENDES VIETNAM

CHE

Großstadtdiät des Präsidenten
Ho Chi-minh

UNTERSCHIED
Was ist der Unterschied zwischen dem Krieg in Vietnam und dem Krieg in Deutschland? Der Unterschied ist, dass in Vietnam die Menschen kämpfen für ihre Freiheit, während in Deutschland die Menschen kämpfen für ihre Unterwerfung.

KÄMPFENDES VIETNAM
Die Soldaten in Vietnam kämpfen für ihre Freiheit, während die Soldaten in Deutschland kämpfen für ihre Unterwerfung.

G „MACHT KAPUTT, WAS EUCH KAPUTT MACHT“: AKTIONSFORMEN UND GEWALTFRAGE



**SOLIDARITÄT ^{MIT DER} ROTEN ARMEE FRAKTION!
FÜR DEN AUFBAU DER STADTGUERRILLA!**



**DAS AUGEN
DES GESETZES
SITZT IM GESICHT
DER HERRSCHENDEN
KLASSE!**



EIN DIREKTER WEG VON DER SPASSGUERRILLA ZUM TERRORISMUS? AKTIONS- UND GEWALTFORMEN IN DER PROTESTBEWEGUNG

Rudolf Walther

Viele Kritiker der Protestbewegung unterstellen ihr bis heute, von zivilem Ungehorsam und symbolischen Gewaltaktionen führe ein direkter Weg zu manifester Gewalt bis hin zum terroristischen Mord.¹ Go-ins und verbale Provokationen sowie das ‚Entlarven‘ von Traditionen oder das ‚Umfunktionieren‘ von Veranstaltungen gelten demnach als Gewalt, zumindest als Frühformen davon. Diese interessengeleitete Vereinfachung widerlegt ein unvoreingenommener Blick auf die Protestbewegung, die sich schon in ihrer vitalsten Phase selbst kritisierte und ironisierte, wie die beiden folgenden Zitate belegen. Wolfgang Lefèvre, prominentes Berliner SDS-Mitglied und im Beirat des SDS-Bundesvorstandes, schrieb 1966: „Jede Veranstaltung oder Demonstration muss so erfinderisch geplant sein, dass sie für Studenten im ganz gewöhnlichen Sinne spannend ist und Spaß macht.“² Ein halbes Jahr später überbot ein Flugblatt der legendären Kommune I, die für spektakuläre Inszenierungen und provozierende Aktionen sorgte, den Spaß mit dem ironischen Ratschlag an die Kommilitonen, die Dinge denn doch nicht zu übertreiben: „Denkt immer dran, daß eure Großmutter euch beobachten könnte! Tretet euch die Schuhe ab, TRETET LIEBER LEISE.“³ Die lautesten und radikalsten Protestler raten also den moderaten zu Anstand und Vorsicht. Sie verhöhnten damit zugleich die mediale Ausschlachtung des Protests, denn durch die Dauerpräsenz des Fernsehens und anderer Medien ist die Kommune I erst zu dem geworden, was sie war.

Zwischen dem hedonistischen Appell Lefèvres und dessen Verhöhnung durch die Kommune I gibt es interne Verbindungen, aber keine zur Parole im RAF-Grundsatzpapier von 1971: „Die RAF organisiert die Illegalität als Offensiv-Position für revolutionäre Intervention.“⁴ Damit wurde der Weg für voluntaristische Feindbestimmungen herbeigeredet – für Entführungen, Geiselnahmen, Sprengstoffanschläge, Banküberfälle und gemeine Morde wie im Fall eines amerikanischen Soldaten, um in den Besitz von dessen Ausweispapieren zu gelangen.

Die drei Zitate verdeutlichen, dass der Weg vom Agitieren, Protestieren und Demonstrieren, vom Spaßhaben, Spaßmachen und Spaßverderben bis zum Morden vielerlei Stationen umfasst, aber keineswegs einer geraden Linie, Logik oder Zwangsläufigkeit folgt. Zwischen der verbalen Provokation und der manifesten Gewalt oder dem terroristischen Akt verläuft allenfalls ein verschlungener Zickzackweg, den einige aus der antiautoritären, undogmatisch linken Protestbewegung gingen, der aber nicht das Muster für die Aktions- und Gewaltformen der Protestbewegung abgibt. Diese speist sich aus Beständen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Kalibers. Die Protestbewegung der 1960er und 1970er Jahre hat eine große Zahl von Aktions- und Demonstrationsformen selbst hervorgebracht, aber auch aus den USA und Frankreich übernommen.

Theodor Ebert, später Mitarbeiter am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, untersuchte in seiner Erlanger Dissertation von 1965 den gewaltfreien Aufstand des ‚Congress of Racial Equality‘ (CRE), eines Vorläufers der Bürgerrechts- und Free Speech-Bewegung. Die vom CRE seit den 1940er Jahren angewandte Strategie, Wirte zur Bedienung Schwarzer zu zwingen, beschrieb Ebert – Sit-In übersetzend – als „Sitz-Hinein-Methode“.⁵ Das SDS-Mitglied Michael Vester analysierte nach einem Studienaufenthalt in den USA 1963 „die Wiederbelebung der Kategorie Aktion“ durch die amerikanische Bürgerrechtsbewegung und die entstehende New Left sowie die Übertragbarkeit des Konzepts auf die BRD.⁶ In die Diskussion über die politische Linie des SDS griff Vester zwei Jahre später mit einem Beitrag über die „Strategie der direkten Aktion“ ein, die

er nicht in der anarchistischen Tradition begriff, sondern als eine Aufgabe von Intellektuellen *und* Bevölkerung, die Chancen und die Notwendigkeit des Engagements für die Demokratie zu erweitern. Diese Methode zur Aufklärung der Bevölkerung und zur Selbstaufklärung der Protestierenden hieß in den USA ‚teach-in‘, und Vester führte den Begriff in die deutsche Diskussion ein.⁷ Von Berlin aus kommend, wo am 22. Juni 1966 im Rahmen einer Demonstration für die Demokratisierung der Universität das erste Sit-In stattfand, breiteten sich die Begriffe Sit-In, Go-In und Teach-In schnell aus und gingen in die Umgangssprache ein. Das SDS-Mitglied Ekkehart Krippendorff übersetzte 1967 das „Manual for direct “, das unter dem Titel „Anleitung zum Handeln – Taktik der direkten Aktion“ bei der Berliner Oberbaupresse erschien.

Andere Protest- und Demonstrationstechniken stammen von der Münchner Künstlergruppe SPUR (1959–1962) bzw. aus dem französischen Situationismus, der seinerseits Wurzeln im Dadaismus und Surrealismus, aber auch in einem undogmatischen Marxismus besitzt. Den Mitgliedern der Gruppe SPUR gemeinsam war eine radikale Absage an die bestehende Gesellschaft wie an deren Moral- und Sexualvorstellungen, die sie ironisch, satirisch und sarkastisch verhöhnten. Im Januar-Manifest der Gruppe SPUR von 1961 lautete der erste Satz: „Wer in Politik, Staat, Kirche, Wirtschaft, Militär, Parteien, sozialen Organisationen keine Gaudi sieht, hat mit uns nichts zu tun.“⁸ Die Gruppe agierte im Dreieck von subversivem Aktionismus, politischem Surrealismus und schroffer Antipolitik. Zur Gruppe gehörte auch Dieter Kunzelmann, der 1962 die Subversive Aktion gründete mit Ablegern in München, Berlin und Nürnberg. Die Subversive Aktion verband Kritik und Aktion zu radikaler Opposition gegen das Bestehende: „Kritik muss in Aktion umschlagen. Aktion entlarvt die Herrschaft der Unterdrückung.“⁹ Der Berliner Gruppe traten zwei Jahre später auch Rudi Dutschke und Bernd Rabehl bei, die sich freilich weniger mit ästhetischen Fragen befassten als mit politischen und die vor allem den SDS auf einen radikaleren politischen Kurs bringen wollten. Teile der Subversiven Aktion, die sich auch Anschlaggruppe oder – nach dem 1965 gedrehten Film von Louis Malle – Viva Maria-Gruppe nannten, gründeten am 1. Januar 1967 die Kommune I in einer Wohnung, deren Hauptmieter der Rechtsanwalt Otto Schily war. Der Gruppe gehörten u. a. Dieter Kunzelmann, Fritz Teufel, Hans-Joachim Hameister und Rainer Langhans an.

Schon vor der Gründung machte die Gruppe mit spektakulären Aktionen von sich reden. Am 26. November 1966 sprengten sie eine Diskussion über die Hochschulreform – was deren faktisches Ende ankündigte, bevor sie ernsthaft begonnen wurde – mit der Verlesung eines Flugblattes, in dem sie dazu aufriefen, sich zu weigern, sich weiterhin „von professoralen Fachidioten zu Fachidioten ausbilden zu lassen“.¹⁰ Die Polizei nutzte den juristisch unergiebigen Vorfall zur Durchsuchung des SDS-Büros und befeuerte damit die Protestbewegung.

Die SDS-Demonstration gegen den Vietnamkrieg kurz vor Weihnachten 1966 verwandelten die Akteure der Kommune I in ein Happening mit Sprechchören wie ‚Weihnachtswünsche werden wahr, Bomben made in USA‘. Am verkaufsoffenen Sonntag vor Weihnachten inszenierten sie eine Spaziergangsdemonstration auf Berliner Bürgersteigen und verursachten damit ebenso Staus wie die Festnahme von Unbeteiligten wegen Behinderung des Fußgängerverkehrs. Die bislang unbekannten, harten Polizeieinsätze trafen viele Passanten, denn die Protestierenden versteckten ihre obligat langen Haare unter Mützen. Am Vorabend des Staatsbesuchs des amerikanischen Vizepräsidenten


^[1] Im Deutschen Herbst 1977 meinte ein Autor, schon die Leistungsverweigerung von Schülern habe einen „terroristischen Einschlag“: Rock 1977, S. 86; ähnlich grobianisch vereinfachend: Herzinger 2001 und Kohler 2006.

^[2] Lefèvre 1966, S. 31.

^[3] Flugblatt 2 der Kommune I (Mai 1967), in: Miermeister/Staadt 1980, S. 25.

^[4] RAF 1987.

^[5] Ebert 1968, S. 238.

^[6] Vester 1963, S. 6–14, zit. Klimke 2007, S. 122; Vester 1965, S. 12–20, zit. Klimke 2007, S. 123.

^[7] Vester 1965, S. 12–20, zit. Klimke 2007, S. 123.

^[8] Gruppe SPUR 1991, S. 43.

^[9] Subversive Aktion, Unverbindliche Richtlinien 2 (1963), in: Böckelmann/Nagel 1976, S. 115.

^[10] Flugblatt vom 26. November 1966, in: Miermeister/Staadt 1980, S. 20.



Hubert Horatio Humphrey im April 1967 wurden die Mitglieder der Kommune I festgenommen wegen des Verdachts, ein Attentat zu planen. Tatsächlich hatten sie nur Rauchkerzen, Farbbeutel, Pudding und Mehl besorgt und mussten schnell wieder freigelassen werden. Das Vorhaben ist als Pudding-Attentat in die Geschichte eingegangen, und die Berliner Presse („FU-Studenten fertigen Bomben mit Sprengstoff aus Peking“, so die Berliner Morgenpost) sowie die Polizei setzten sich dem Spott und der Lächerlichkeit aus. Ein Hamburger SDS-Schulungsbrief empfahl damals als „Waffen“ gegen „polizeilichen Übereifer: Konfetti, Luftschlangen, Bonbongeschosse, Wasserpistolen und homerisches Gelächter“.¹¹

Im Mai 1967 verteilte die Kommune I neun zum Teil mit dem Logo des SDS versehene Flugblätter, in denen sie sich über die Studenten („Lahmärsche und Karrieremacher“), über die Hochschulpolitik und über den Kaufhausbrand in Brüssel, bei dem über 300 Menschen umgekommen waren, mit zynischem Sarkasmus und Ironie hermachten: **„Unsere belgischen Freunde haben endlich den Dreh raus, die Bevölkerung am lustigen Treiben in Vietnam wirklich zu beteiligen: sie zünden ein Kaufhaus an, dreihundert saturierte Bürger beenden ihr aufregendes Leben und Brüssel wird Hanoi.“**¹² Der SDS fühlte sich provoziert und schloss die Mitglieder der Kommune I mit einer knappen Mehrheit aus, und die Verfasser mussten sich wegen des Aufrufs zur Brandstiftung vor Gericht verantworten. Dank der Gutachten mehrerer Professoren konnte der Richter davon überzeugt werden, dass die Flugblätter satirisch gemeint waren.

In dieser ersten Phase der Protestbewegung, in der es um die Demokratisierung der Hochschulen, aber auch immer stärker um den Krieg in Vietnam, die Große Koalition und die anstehende Verabschiedung der Notstandsgesetze ging, gab es keine nennenswerten Fälle von gewalttätigen Übergriffen seitens der Studenten, wohl aber unverhältnismäßige Einsätze der Polizei, die noch wenig Übung hatte mit den neuen Protestformen. Auch die Universitätsverwaltungen reagierten nicht immer sehr geschickt auf symbolische Aktionen und Provokationen bei akademischen Festanlässen, bei denen leere Traditionen und Bräuche, überkommene Herrschaftsverhältnisse lächerlich gemacht und gleichzeitig der Anspruch erhoben wurde, die Hochschulen zu demokratisieren. Gewalt spielte dabei in der Regel keine Rolle, wohl aber Phantasie und Kreativität, mit denen die Studentinnen und Studenten herkömmliche Kleiderordnungen und geschlechtliche Rollenzuweisungen unterliefen. Solche Aktionen inspirierten auch Umgangsformen, Lebensstile und Konsumverhalten der Studierenden.

Die Situation änderte sich nach den Protesten gegen den Schah-Besuch und der Erschießung des Germanistik-Studenten Benno Ohnesorg durch einen Polizisten am 2. Juni 1967 grundlegend. Die Protestbewegung radikalisierte sich und griff nun verstärkt auf das ganze Bundesgebiet über. Ein großer Teil der Massenmedien, die das Protest-Spektakel um den Prozess gegen die ‚Pudding-Attentäter‘ sowie manche theatralische Protest-Inszenierungen wie die berühmten, von der Zeitschrift Stern bestellten und einem Stern-Fotografen inszenierten Nacktfotos der Kommune I eben noch wohlwollend oder auch nur kopfschüttelnd behandelt hatten, kippte nun um. In Berlin kam es zu einer angespannten Stimmung wegen der medialen Aufbereitung der Ereignisse und der verzerrten Darstellung der Akteure.¹³

Die Reaktionen des SDS, dem nun ungewollt und unvorbereitet eine Führungsrolle zukam, waren moderat: „Rauchbomben, Eier und Pudding sind die Mittel einer ohnmächtigen Rebellion“, die

„mit präziser, wissenschaftlicher Aufklärung und systematischen, auf Dauer gestellten politischen Aktionen die Kraft zu schaffen“ habe, um „undemokratische Herrschafts- und Besitzverhältnisse“ überwinden zu können.¹⁴ Gelegentlich verweist dagegen schon die Wortwahl des politisch alles andere als homogenen Verbandes auf einen unbestimmten, zumindest verbalen Radikalismus. Am Rande der Trauerfeier für Benno Ohnesorg räumte der Frankfurter Hans-Jürgen Krahl ein, „dass wir, die wir nicht bewaffnet sind mit materiellen Waffen, ritualisierte Formen des Konflikts finden“ müssen, um „nicht nur idealisch, sondern materiell manifeste Gewaltlosigkeit demonstrativ auf der Straße“ zeigen zu können. Rudi Dutschke sprach entschieden unklarer von „Offensivaktionen im Sinne der organisierten Verweigerungsrevolution“. Er brachte einen geplanten Sitzstreik mit „Kampfaktionen“ gegen ein allfälliges Demonstrationsverbot in einen Zusammenhang, sagte aber nicht, was er mit „Offensivaktionen“ und „Kampf“ meinte. Jürgen Habermas replizierte auf diese martialische Rhetorik als Erster und Einziger: „Ein Sitzstreik ist eine Demonstration mit gewaltlosen Mitteln. Ich frage mich, warum er [Dutschke, Anm. R. W.] das nicht so nennt.“¹⁵

Die beiden strategischen Konzepte der Unterscheidung zwischen Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Personen sowie jenes der beschränkten Regelverletzung waren im SDS politisch und theoretisch unumstritten. Aber beide Konzepte ließen sich in der Praxis nicht leicht durchhalten, und die tatsächlichen Folgen ihrer Anwendung blieben schwer berechenbar. Der Philosoph Jacob Taubes, der die Studentinnen und Studenten gegen seine konservativen Kollegen immer in Schutz nahm, berichtete aus einer Fakultätssitzung: „Und wir sind dann immer abgefragt worden vom Dekan: ‚War das gegen Personen? War das gegen Sachen?‘ Und wir konnten keine Eins machen, denn es war ja klar, dass Sachen und Personen hier ineinander gingen.“¹⁶ Das Publikum und die Medien reagierten auf die noch ungewohnten Formen symbolischer Gewalt verstört. Als nach einer Vietnam-Demonstration fünf Eier gegen die Fassade des Amerikahauses auf dem Kurfürstendamm geworfen wurden, beschäftigte sich die gesamte Berliner Presse drei Tage lang auf den Frontseiten mit der „Schande für unser Berlin!“. Eine pazifistische Gruppe aus der „Internationale studentischer Kriegsdienstgegner“ in München löste einen Riesenskandal aus, als sie in einer Anzeige mitteilte, sie werde im Gedenken an die in Vietnam von Napalmbomben verbrannten Menschen und an die Kriegsoffer in Biafra öffentlich einen Schäferhund grillen. Der Vorsitzende des Schäferhundevereins drohte den Akteuren, mit 200 „scharf abgerichteten“ Schäferhunden anzurücken, falls sie das Vorhaben durchführen sollten, was diese gar nicht beabsichtigt hatten.¹⁷

Es gelang weder der Protestbewegung insgesamt noch dem SDS oder seinen prominenten Figuren, in der Frage der Gewaltanwendung und in jener der politischen Ausrichtung zwischen der herkömmlichen sozialistischen Verbandspolitik und antiautoritär-aktivistischer Protestpolitik eine klare Linie und eine von allen geteilte Position zu finden. Mit Formelkompromissen wurde jeweils oberflächlich und nach außen Einheit demonstriert.

Die viertägige SDS-Veranstaltung zum Thema „Möglichkeiten der außerparlamentarischen Opposition in der BRD“ im Juli 1967 mit Herbert Marcuse als Referent und Teilnehmer an zwei Podiumsdiskussionen mit jeweils über 3.000 Zuhörerinnen und Zuhörern fand zwar große Beachtung in den Massenmedien, brachte aber keine Klärung der drängenden Fragen. Die quantitativ wachsende Bewegung schlingerte wie ein steuerloses Schiff auf der heftigen Protestwelle. Die abstrakte Identifizierung mit dem Vietcong und anderen Befreiungsbewegungen sowie das Feindbild USA ersetzten eine realistische Analyse der historisch-politischen Situation in der BRD und an den Hochschulen.

Das wurde schlagartig deutlich am Organisationsreferat, das Rudi Dutschke und Hans-Jürgen Krahl auf der 22. Delegiertenkonferenz des SDS im September 1967 bestritten.¹⁸ Dutschke führte den Begriff „Stadtguerilla“ schon 1966 in die Debatte ein. In seinem Referat ein Jahr später legte er ihn so aus: „Die ‚Propaganda der Schüsse‘ (Che Guevara) in der Dritten Welt muss durch die ‚Propaganda der Tat‘ in den Metropolen vervollständigt werden.“ Dutschkes und Krahls Rede von der „Urbanisierung ruraler Guerilla-Tätigkeit“ zielte also nicht direkt auf eine „Propaganda der Schüsse“, sondern auf „aufklärende Gegensignale durch sinnlich manifeste Aktionen“ bzw. „irreguläre Aktionen“, ausgeführt von „revolutionären Bewusstseinsgruppen“. Aber die Differenz

¹¹ Berliner Morgenpost, 6.4.1967, in: Miermeister/Staadt 1980, S. 86. SDS-Schulungsbrief (undatiert), in: Schönbohm/Runge/Radunski 1968, S. 83.

¹² Flugblatt vom 25. April 1967, in: Miermeister/Staadt 1980, S. 28.

¹³ „Die Polizei trägt keine Schuld an den Zusammenstößen, die eindeutig von unseren Krawall-Radikalen provoziert wurden... Benno Ohnesorg ist nicht Märtyrer der FU-Chinesen, sondern ihr Opfer“, Berliner Morgenpost, 4.6.1967, in: Verband Deutscher Studentenschaften 1967, S. 7.

¹⁴ Erklärung des SDS vom 9. Juni 1967, in: Vesper 1967, S. 143.

¹⁵ Hans-Jürgen Krahl, Diskussionsvotum vom 9. Juni 1966, in: Vesper 1967, S. 72. Jürgen Habermas, Diskussionsvotum vom 9. Juni 1966, in: Vesper 1967, S. 101.

¹⁶ Jacob Taubes, Diskussionsvotum vom 25. Juni 1965, in: Lönnendonker 1998, S. 203.

¹⁷ Kraushaar 1998, S. 215 f. Im Gegensatz zu den phantasie-reichen Pazifisten, die in aufklärerischer Absicht provozierten, meinte es Andreas Baader ein halbes Jahr später brachial ernst, als er in einem Brief an Horst Mahler anregte, den Hund eines seiner Richter, der ein Buch über Tierschutz verfasst hat, „anzuzünden“ (13. Januar 1969), zit. in: Stern/Herrmann 2007, S. 135.

¹⁸ Vgl. Kraushaar 2005b, Rudi Dutschke und der bewaffnete Kampf, in: Kraushaar/Wieland/Reemtsma 2005, Wolfgang Kraushaar, Diskussionsvotum, in: Lönnendonker 1998, S. 271 ff.



zur „Propaganda der Schüsse“ wird durch die ebenso vagen wie illusionären Konstrukte (was soll man sich unter „revolutionären Bewusstseinsgruppen“ vorstellen?) nicht deutlich. Auf jeden Fall deutet der voluntaristische Grundton des Referats eher auf politische Ratlosigkeit als auf ein klares Konzept. Die Untiefen des Konzepts werden verdeckt durch eine geschichtsphilosophische Behauptung, also eine rein spekulative Volte, mit der sich Dutschke und Krahl auf den imaginären Standpunkt berufen, sie wüssten, was „geschichtlich möglich“ sei.¹⁹ Dutschke hat sich vom Terror und später von der RAF von Anfang an entschieden abgesetzt,²⁰ aber dass seine vage Schwärmerei über „Stadtguerilla“ die Gewaltbereiten in der Berliner Subkultur um Dieter Kunzelmann und die „Tupamaros Westberlin“, die aus der zerfallenden Protestbewegung hervorgingen, beeinflusst hat, ist nicht auszuschließen.

Bereits im Frühjahr 1968 radikalisierte sich die Protestbewegung von ihren Rändern her. Die mehr durch Zufall als durch Planung zustande gekommene Gruppe von Gudrun Ensslin, Andreas Baader, Thorwald Proll und Horst Söhnlein reiste Anfang April nach Frankfurt am Main und zündete am 2. April 1968 in zwei Frankfurter Kaufhäusern drei Brandsätze zu einem Zeitpunkt, in dem Personen nicht zu Schaden kommen konnten. Der Sachschaden betrug 2,2 Millionen Mark, und die Akteure prahlten mit ihrer Tat in der Szene sehr laut. Nach zwei Tagen wurden sie verhaftet. Der SDS distanzierte sich energisch von der Tat. Das Quartett bekam eine drakonische Strafe von drei Jahren Gefängnis, genoss aber nach vierzehn Monaten Haftverschonung, weil die Anwälte in die Berufung gingen. Nachdem die Revision im November 1969 abgelehnt worden war und das harte Urteil rechtskräftig wurde, flohen die Täter ins Ausland.

Mit dem Attentat auf Rudi Dutschke am Gründonnerstag 1968 erreichte die Protestbewegung ihren Höhe- und Wendepunkt. Am Ostersonntag demonstrierten in über zwanzig Städten rund 50.000 Studenten. In München kamen ein Reporter und ein Student unter ungeklärten Umständen ums Leben, in Berlin wurden das Springerhochhaus und der Fuhrpark mit Molotow-Cocktails angegriffen. Diese lieferte, was gerichtlich festgestellt wurde, Peter Urbach – ein Mitarbeiter des Berliner Verfassungsschutzes. Nicht nur dieses hinterhältige Spiel über die Bande überforderte die Protestbewegung. In das Jahr 1968 fielen Ereignisse, die die Linke weltweit in Turbulenzen zwischen Hoffnungen und Resignation stürzten. Zu nennen sind die Brutalisierung des Vietnamkriegs,²¹ die Aufbruchsstimmung des Prager Frühlings und dessen militärische Niederschlagung durch die Truppen des Warschauer Pakts am 21. August, die Ermordung Martin Luther Kings und Robert Kennedys, der Pariser Mai mit der Solidarisierung von Studenten, politischen Oppositionsparteien und Arbeitern, kulminierend im Generalstreik am 11. Mai, aber auch die Verabschiedung der Notstandsgesetze am 30. Mai in Bonn kurz nach dem Attentat auf Dutschke in Berlin.

Außer bewundernden Blicken auf Paris und der Hoffnung auf ‚französische Zustände‘ fiel der Protestbewegung in den turbulenten Zeiten wenig ein. Man debattierte und demonstrierte. Oder man verzettelte sich in sinnlosen Instituts- und Universitätsbesetzungen, deren großes mediales Echo nicht darüber hinweg täuschen konnte, dass die Bewegung still stand oder in die politische Sackgasse eines perspektivenlosen Aktivismus geraten war. In einer Diskussion über die längst überfällige Studien- und Hochschulreform am 12. November 1968 hatte der Frankfurter SDS außer Eiern und Tomaten nichts mehr anzubieten. Die Veranstaltung musste abgebrochen werden.

In welches Dilemma sich die Protestbewegung manövrierte, erwies sich an einer Aktion, die viele als ‚Sieg‘ feierten. Der Rechtsanwalt Horst Mahler musste sich wegen seiner Beteiligung an Demonstrationen gegen die Springer-Presse vor dem Berliner Landgericht am Tegeler Weg verantworten. Am 4. November demonstrierten rund 1.200 Demonstranten vor dem Gerichtsgebäude. Ihnen stand eine Minderheit von 400, damals noch nicht mit Helmen und anderen Schutzkleidern versehenen Polizisten gegenüber, die schnell in die Defensive gerieten. Die Konfrontation artete zur regelrechten Schlacht aus, als Rocker einen Lastwagen stoppten, der Ziegelsteine geladen hatte. Nun bewarfen sich Polizisten und Demonstranten gegenseitig mit diesen Steinen, bis eine Reiterstaffel eingriff und die Fronten trennte. Bilanz: Erstmals war die Zahl der verletzten Polizisten größer (130) als jene der Demonstranten (20). Der SDS verkannte die politische Situation vollkommen und sprach von der ‚notwendigen Transformation in der Art der Auseinandersetzung zwischen uns und dem Klassengegner‘. Er beschwor großspurig ‚die Zerschlagung des bürgerlichen Staatsapparats‘. Der Theologieprofessor Helmut Gollwitzer lag mit seiner Prognose vom nächsten Tag näher bei den Realitäten: ‚Wer will, dass die studentische Bewegung zerfallen wird, [...] der soll weiter solche Aktionen machen.‘²²

Jürgen Habermas, der energisch für einen ‚radikalen Reformismus‘ plädierte und ‚eine dem Denken und der Wissenschaft feindliche Agitation‘ anprangerte, hat den Niedergang des Protests, den er ‚grundsätzlich‘ unterstützte, präzise analysiert. Er sprach vom SDS schon im Frühjahr 1969 in der Vergangenheitsform und setzte ‚Bewegung‘ in Anführungszeichen. Da dauerte es bis zur Selbstauflösung des SDS am 21. März 1970 noch über ein Jahr. Genau ein Jahr nach der Erschießung Benno Ohnesorgs zog Habermas Bilanz über das Protestjahr: ‚Wenn sich die neuen Techniken zu reichend als im Prinzip gewaltlose, symbolisch gemeinte und altersspezifisch anwendbare Techniken des Widerstandes begreifen lassen, dann kann über ihre Funktion kein Zweifel sein. Sie sind vorzüglich geeignet (aber auch nur dazu), Publizitätsbarrieren zu beseitigen und Aufklärungsprozesse, massenhafte Aufklärungsprozesse, in Gang zu setzen. Die neuen Demonstrationstechniken treffen die einzige schwache Stelle des legitimations-bedürftigen Herrschaftssystems, nämlich die funktionsnotwendige Entpolitisierung breiter Bevölkerungsschichten.‘ Gleichzeitig diagnostizierte er jedoch, dass ‚die neuen Demonstrationstechniken, die nur symbolische Handlungen einschließen können, [...] sich in den Köpfen altgedienter SDSler zu Mitteln des unmittelbar revolutionären Kampfes‘ verwandeln, wenn diese ‚den virtuellen Vorgang einer Universitätsbesetzung mit einer faktischen Machtübernahme‘ verwechseln und sich in ‚einen Sturm auf die Bastille‘ hineinphantasieren.²³ Dreh- und Angelpunkt solcher pseudorevolutionärer Phantasien ist der oft sehr lax bis hybride Umgang²⁴ mit dem Begriff ‚Widerstand‘ im politischen Handgemenge. Zumindest lax war bereits Herbert Marcuses Unterscheidung zwischen der ‚institutionalisierten Gewalt des Bestehenden‘ und ‚der Gewalt des Widerstandes‘. Zumal wenn Marcuse gelegentlich Widerstand mit civil disobedience (zivilem Ungehorsam) gleichsetzt, wird völlig unklar und beliebig, durch welche rechtlichen Normen sich ziviler Ungehorsam und ein Widerstandsrecht, das notwendig Gewaltanwendung einschließt, unterscheiden müssen. Aus dem historischen Rückblick kann man feststellen, dass Marcuse mit Sicherheit kein Apologet terroristischer Gewalt war. Aber seine terminologisch vage Auskunft über ‚Das Problem der Gewalt in der Opposition‘²⁵ hat haarsträubenden und fahr-

¹⁹ Dutschke/Krahl 1987, S. 139. Der damals ebenso beliebte wie fragwürdige Rekurs auf geschichtsphilosophische Spekulationen zeigt nicht nur individuelle Hybris, sondern ist ein Indiz für die Überforderung der Bewegung durch politisch heikle Situationen.

²⁰ Rudi Dutschke, „Spiegel“-Gespräch vom 10.7.1967, in: Dutschke 1980, S. 98. „Aufruf zur Gewalt, zu Mord und Totschlag in den Metropolen hochentwickelter Industrieländer – ich denke das wäre falsch und geradezu konterrevolutionär.“

²¹ Beim Massaker in My Lai wurden am 16. März 1968 über 500 Menschen umgebracht, was aber erst im November 1969 öffentlich bekannt wurde.

²² SDS-Erklärung (Nov. 1968), in: Miermeister/Staadt 1980, S. 189. Die kleinere und nicht sehr geschätzte Konkurrenzorganisation des Sozialdemokratischen Hochschulbundes (SHB) kritisierte: „Jeder reale Bezug zur gesellschaftlichen Lage ist verlorengegangen. Militanz ist zum Wert an sich geworden“, in: Miermeister/Staadt 1980, S. 189. Auch im Republikanischen Club stieß der SDS auf Kritik: „Es wird zur Verteidigung von Gewaltanwendung auch gegen Menschen behauptet, unsere Gesellschaft wäre demokratischer, hätte man 1945 ff. Gewalt gegen Personen angewandt“. Das ist eine reine Zweckbehauptung, die sich historisch widerlegen lässt.“ (Marianne Regensburger), zit. in: Kat. Marburg 1998, S. 145 f. Helmut Gollwitzer, Diskussionsbeitrag vom 5. November 1968, in: Fichter/Lönnendonker 2007, S. 198.

²³ Habermas 1969, S. 192, 197.

²⁴ Exemplarisch in seiner exaltierten Verwendung des Begriffs ‚Widerstand‘ ist das Flugblatt zur Besetzung des Germanischen Seminars in Berlin vom 27. Mai 1968, in: Miermeister/Staadt 1980, S. 158 f.: „Widerstand heißt mehr als: Umfunktionieren von Vorlesungen, mehr als Notstandsdiskussionen in den Seminaren. [...] Wir stehen nicht vor der Alternative Widerstand oder Wissenschaft, sondern vor der Notwendigkeit, die Wissenschaft als kontinuierlichen Widerstand gegen die Notstandsgesellschaft zu organisieren.“

²⁵ Marcuse 1987.



lässigen Gewaltdiskursen ab Ende der 1960er Jahre Tür und Tor geöffnet. Oskar Negt, neben Marcuse der einflussreichste intellektuelle Mentor der Protestbewegung, wies darauf hin, dass die damals virulente These, „das System“ sei „eine latent faschistische Ordnung“ und die selbstgenügsame „Gewaltrhetorik“ das Einfallstor bilden für Gewalt.²⁶

Noch verhältnismäßig moderat beschwor zwar Hans-Jürgen Krahl in seiner Rede gegen die Notstandsgesetze rhetorisch aufdrehend „das elementare Recht auf Notwehr und Widerstand“, um den „Faschismus von morgen“ zu verhindern. Aber gegen Ende der Rede landete er immerhin wieder in der politischen Realität, d. h. beim „Kampf für eine soziale Demokratie“ und den diesem Kampf angemessenen Mitteln: „Unsere Aufklärungs- und Machtmittel sind geradezu lächerlich gering. [...] Aber mit den Mitteln des Flugblatts, der ständigen Diskussion und unseren Demonstrationen haben wir erreicht, dass immer mehr Menschen lernten, wie notwendig es ist, für seine Interessen selbst und aktiv einzutreten.“²⁷

Die rigoros voluntaristische Bestimmung von politischen Zielen und Gewaltphantasien schossen jedoch immer mehr ins Kraut. Schon auf dem Internationalen Vietnamkongress am 17./18. Februar 1968 erklärte Dutschke vor 5.000 Teilnehmenden und einer großen Zahl von Intellektuellen aus ganz Europa: „Es hängt primär von unserem Willen ab, wie diese Periode der Geschichte enden wird.“ Um diesen Anspruch zu verdeutlichen, zeichnete er ein apokalyptisches Bild der Zukunft. Entweder drohe „eine lange Periode autoritärer Weltherrschaft von Washington bis Wladiwostok“ oder in Europa, in den USA, in Lateinamerika und in der Sowjetunion werde „ein“ Vietcong siegen, was angeblich „primär von unserem Willen“ abhängt. Christian Semler erklärte in einem Gespräch über die Zukunft, der Vergleich mit Demonstrationsformen in anderen Ländern zeige, „dass für die Arbeiter im Grunde jede Demonstration den Keim des Bürgerkriegs in sich trage“. Und im gleichen Heft des Kursbuches erläuterten zwei Autoren ihre Vorstellungen von der „Zukunft der Universität“ mit dem Satz: **„Der Druck bewusster politischer Massen, koordiniert mit ihrer bewaffneten Avantgarde, wird die Klassenherrschaft der Institutionen zerschlagen und so die Voraussetzung dafür schaffen, dass das Individuum sich seiner selbst bemächtigen kann.“**²⁸

Hier ist schon an der Diktion erkennbar, wie ein leninistisch-maoistisch beeinflusster Gewaltfetischismus die Oberhand über eine sachhaltige und politisch angemessene Argumentation gewonnen hat. Dieser Gewaltfetischismus prägt sich in den 1970er Jahren in zwei Formen aus. Im Umkreis von Universitäten bildeten sich sektiererische leninistisch-maoistische Kleinparteien bzw. K-Gruppen, die sich als Alternativen zur gescheiterten antiautoritären, undogmatisch linken Protestbewegung anboten und für rund zehn Jahre das politische Leben an den Universitäten verbiesterten. Diese Gruppen bastelten sich ihren historischen Auftrag, als Intellektuelle „das Proletariat“ zu repräsentieren und die von Hitler zerschlagenen und von der BRD verbotenen kommunistischen Arbeiterparteien wiederaufzubauen. Die Kleinparteien verbarrikierten sich in ihren „imaginären Parallelwelten“,²⁹ richteten aber außer pseudorevolutionärer Selbstverblendung und Verflachung der politischen Diskussion an den Universitäten keine größeren Schäden an, wenn man von den nicht bekannten individuellen Leiden und Deformationen der Kader wie des Fußvolks absieht.

Andere eher illegitime Erben der Protestbewegung waren die aus dem Untergrund operierenden terroristischen Gruppen von der Bewegung 2. Juni über die Rote Armee Fraktion bis zu den Roten Zellen und anderen so genannten Freizeit-Terroristen. Am 5. Juni 1970 – knapp drei Wochen nach der gewaltsamen ‚Baader-Befreiungs-Aktion‘, die zur Gründungstat der RAF wurde, – erschien in der Berliner Subkultur-Zeitschrift „Agit 883“ ein wahrscheinlich von Ulrike Meinhof stammender Aufruf unter dem Titel „Die Rote Armee aufbauen“. Der Aufruf wendet sich ab von „den intellektuellen Schwätzern, den Hosenscheißern, den Allesbesser-Wissern“ und richtet sich an die „potentiell revolutionären Teile des Volkes“. Das sind für die RAF die jugendlichen sozial Marginalisierten, die Heimzöglinge, die allein erziehenden Arbeiterinnen und alle „objektiv Linken“, d. h. das Subproletariat. Die vermutliche Autorin und die hinter ihr stehende Gruppe von etwa zehn Personen ließen keinen Zweifel offen, was sie vorhatten. Sie kündigten die politische Auseinandersetzung auf und nahmen die Waffe in die Hand: „Ohne die Rote Armee aufzubauen, können die Schweine alles machen, können die Schweine weitermachen: Einsperren, Entlassen, Pfänden, Kinder stehlen, Einschüchtern, Schießen, Herrschen.“³⁰

Noch im gleichen Monat reiste die Gruppe in den Libanon – wie einige Monate zuvor die Kunzelmann-Gruppe nach Jordanien – zur militärischen Ausbildung in einem Camp von Al Fatah. Nach der Rückkehr der RAF-Gruppe im August 1970 verübte sie zunächst Banküberfälle zur Geldbeschaffung, bevor sie 1972 zu Bombenanschlägen überging, bei denen vier Menschen umkamen und rund vierzig verletzt wurden. Im Juni wurde die ganze Gruppe innerhalb kurzer Zeit verhaftet. Die terroristische Gewalt hörte nach der Verhaftung und Verurteilung der so genannten ersten Generation der RAF nicht auf, sondern eskalierte ständig bis zum Herbst 1977.

Verantwortlich dafür sind nicht nur die zum Teil von den Inhaftierten und ihren Anwälten gesteuerten Kampagnen gegen ‚Folter‘, ‚Isolations-‘ und ‚Vernichtungshaft‘, sondern auch der in jede terroristische Praxis eingebaute Motor der Gewaltspirale. ‚Revolutionäre Intervention‘ war im RAF-Jargon der euphemistische Ausdruck für Aktionen, die sich von Banküberfällen über Brandanschläge, und Sprengstoffanschläge einer immanenten Eskalationslogik folgend, bis zu Entführungen, Geiselnahmen und Mord steigerten. Die RAF, die sich selbst als ‚Guerilla‘ sowie deren Taten als ‚Aktionen‘ stilisierte und den ‚Terror‘ dem Staat zurechnete, geriet zwangsläufig in den Sog einer spiralförmigen Bewegung, die sich nach jedem gelungenen und erst recht nach jedem misslungenen Anschlag immer stärker beschleunigte, weil jede Tat nach einer weiteren, auf jeden Fall wirksameren verlangte. Die RAF folgte der ‚zirkulären Logik‘ ihres Aktionismus und damit einem permanenten Zwang der Selbstüberbietung.³¹ Politik, Polizei und Justiz unternahmen ihrerseits nichts, um diese Spirale der Gewalt zu durchbrechen, sondern beschleunigten sie, weil sie ungeschickt oder mit untauglichen Mitteln reagierten.

Ebenfalls zu den Resultaten des Zerfalls des SDS und der Protestbewegung zählen die in den 1970er Jahren entstehenden sozialen und ökologischen Bewegungen sowie die Weiberräte bzw. die Neue Frauenbewegung und die Häuserkampfbewegung. Auf der letzten Delegiertenkonferenz des SDS vor der Auflösung gründeten Frauen den ‚Aktionsrat zur Befreiung der Frauen‘ und meldeten ihre Ansprüche auf Gleichberechtigung an. Diese bügelten die Männer glatt ab und wählten trotzig einen reinen Männervorstand, was die Frauen mit dem Werfen von Tomaten quittierten.³² Die ersten Hausbesetzungen fanden 1970 im Frankfurter Westend statt. Daraus entwickelte sich im Lauf der 1970er Jahre eine bundesweite Häuserkampfbewegung, deren Aktivisten sich jedoch als ‚Instandbesetzer‘ verstanden.³³ Viele Hausbesitzer ließen alte Wohnhäuser leer stehen, auf eine Genehmigung für den Bau eines lukrativen Bürohochhauses oder eine Luxussanierung spekulierend, wofür allein die Frankfurter Banken über eine Milliarde an Krediten vergaben.³⁴ Zum Erbe der Protestbewegung gehört auch die schwache Strömung der undogmatischen Linken (Frankfurter Spontis, Sozialistisches Büro Offenbach u. a. Gruppen), die sich jenseits von Sozialdemokraten und Kommunisten einordneten. In diesen Gruppen tobten heftige Debatten über Formen und Ausmaß von militanten Demonstrationen und Besetzungsaktionen. Die Anwendung von Schusswaffen oder Sprengstoffen galt ihnen jedoch ebenso als tabu wie das Abtauchen in den Untergrund.



²⁶ Negt 2001, S. 14. Bevor Ulrike Meinhof zur Ansicht kam, „und natürlich kann geschossen werden“, verteidigte sie die Warenhausbrandstiftung rhetorisch so: „Das progressive Moment einer Warenhausbrandstiftung liegt nicht in der Vernichtung von Waren, es liegt in der Kriminalität der Tat, im Gesetzesbruch“. Ulrike Meinhof, Warenhausbrandstiftung, in: Konkret vom 4. November 1968, zit. in: Kraushaar 1998, S. 272.

²⁷ Hans-Jürgen Krahl, Römerbergrede (27. Mai 1968), in: Krahl 1971, S. 151–153.

²⁸ Rudi Dutschke, Die geschichtlichen Bedingungen für den internationalen Emanzipationskampf (Feb. 1968), in: Dutschke 1980, S. 69. Ein Gespräch über die Zukunft mit Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und Christian Semler, siehe Dutschke/Rabehl/Semler 1968, S. 157. Fabig/Oberlercher 1968, S. 119.

³⁰ Die Rote Armee aufbauen, Agit 883 vom 5. Juni 1970, in: Miermeister/Staadt 1980, S. 209f.

³¹ Waldmann 1998, S. 174. Der Fahndungsdruck und der einäugige Protest gegen das Haftregime trieben die Unterstützerszene in dieselbe zirkuläre Logik, d. h. von der sozialen Abschottung über die Halblegalität bis in die Illegalität und den sicheren Tod. Ulrike Thimme hat diesen Weg ihres Sohnes eindrücklich beschrieben, siehe Thimme 2004. Vgl. Walther 1990.

³² Fichter/Lönnendonker 2007, S. 205.

³³ Roth 1981. Müller-Münch 1981.

³⁴ Engelhardt 1987.

„MACHT KAPUTT, WAS EUCH KAPUTT MACHT“

Beate Schappach

Der 1969 veröffentlichte Song „Macht kaputt, was Euch kaputt macht“, mit dem die deutsche Band Ton Steine Scherben berühmt wurde, avancierte schnell zu einem populären Motto der 68er Bewegung und zu einer Formel für den Aufruf zur Veränderung. Bereits der Tod von Benno Ohnesorg während der Schah-Demonstration am 2. Juni 1967 in West-Berlin löste zahlreiche Proteste aus – zunächst gegen das Verhalten der Berliner Polizei, bald stand aber auch die Ausübung staatlicher Gewalt im Allgemeinen in Frage. Spätestens ab diesem Zeitpunkt wurde bei allen Aktionen der Studenten die Gewaltfrage virulent mitverhandelt, ob es sich um Proteste gegen Fahrpreiserhöhungen, um die eingesetzten Mittel bei Demonstrationen oder um terroristische Aktionen handelte.

Zur Diskussion stand die Frage, was überhaupt unter Gewalt zu verstehen sei. Von studentischer Seite wurde häufig mit der ‚strukturellen‘ Gewalt in der Gesellschaft argumentiert, d. h. der Gewalt, die den Verhältnissen innewohne wie beispielsweise die ungleiche Eigentums- und Chancenverteilung. Kritikwürdig erschien hier auch die unhinterfragte Legitimation der staatlichen Machtausübung, insbesondere der Polizei, im Unterschied zur Kriminalisierung einiger Aktionsformen der APO als Landfriedensbruch.

Insgesamt ist der Diskurs um die Gewalt und die Aktionen um 1968 höchst komplex und von vielen Akteuren geprägt. Die Frage nach den Mitteln zur Erreichung der jeweiligen Ziele wurde von Anfang an häufig und kontrovers diskutiert, mit Unterstellungen und Übertreibungen von beiden Seiten. Bis heute knüpft sich die Bewertung der Ereignisse und der Aufbrüche von 1968 wesentlich an die Beurteilung der eingesetzten Mittel.

1. Performative Ansätze

Physische Gewalt war jedoch mitnichten der einzige verhandelte Aspekt. Häufig wurden ganz unterschiedliche Gewaltformen angesprochen, ohne sie direkt auszuüben, beispielsweise bei der Aktion der ‚Schäferhundverbrennung‘: Hierbei kündigten Heinz Koderer, Richard Rathgeber und andere 1968 in den Münchner Zeitungen an, als Protest gegen den Vietnam-Krieg einen Deutschen Schäferhund öffentlich zu verbrennen. Zahllose entrüstete, bisweilen sogar militante Reaktionen in den Zeitungen waren das provozierte und erwartete Resultat. Damit wollten die Studenten offen legen, dass die Deutschen mehr Mitleid mit einem einzigen Tier hätten als mit Tausenden von Menschen, die in Vietnam unter dem amerikanischen Bombenhagel umkamen.

Häufig fanden während der Demonstrationen performative Aktionen statt. Beispielhaft ist hier der Einsatz der Schah-Masken, die durch die Kommune I anlässlich der Demonstration gegen den Schah-Besuch in West-Berlin 1967 verteilt und mit einem Flugblatt mit der ironischen Parole „Jedermann ist aufgerufen sich einzutüten! (Die Tüte kostet einen Groschen, unsere Haut werden wir teurer verkaufen)“ beworben wurden.

In Frankfurt vermittelte der Künstler Vollrad Kutscher mit seinem Improvisationspuppentheater den unbeteiligten Passanten das Anliegen der Demonstranten.

2. Demonstration

Einer der wichtigsten wieder entdeckten und wieder eroberten Orte der öffentlichen Meinungsäußerung und der gesellschaftlichen Intervention war zweifellos die Straße. Das Spektrum der Aktionsformen reichte hier von bewilligten, friedlichen Demonstrationen, über unterschiedliche Grade an Gewalteininsatz – sowohl von Seiten der Demonstrierenden als auch von Seiten der Polizei und der Gegner der 68er – bis hin zu massiven Straßenschlachten, zum Teil mit Todesfällen. Es kam zu einem sich aufschaukelnden Prozess zwischen der Polizei und den Demonstranten. Während um 1968 die Demonstranten noch recht ‚zivil‘ zu den Demonstrationen erschienen und die Polizei kaum über einen nennenswerten Schutz durch ihre Uniform verfügte, ‚rüsteten‘ sich beide Seiten in den 1970ern parallel auf.

3. Hausbesetzungen

In der Besetzung und Umfunktionierung bestehender Institutionen und Gebäude drückte sich der Protest gegen die herrschende Ordnung aus, insbesondere gegen die hierarchische Verteilung von Macht. Aktionsformen wie Go-ins und Sit-ins sind in diesem Kontext aus der US-amerikanischen Protestbewegung übernommen worden. In Frankfurt war der Häuserkampf im Westend besonders prägend. Im Kampf gegen die Grundstücksspekulation besetzten vor allem Studierende die Jugendstil-Villen im Westend und bildeten Wohngemeinschaften, um die Gebäude vor dem Abriss zu schützen. In einigen Fällen wurde dieser dennoch unter massivem Polizeieinsatz vollzogen.

4. Untergrund

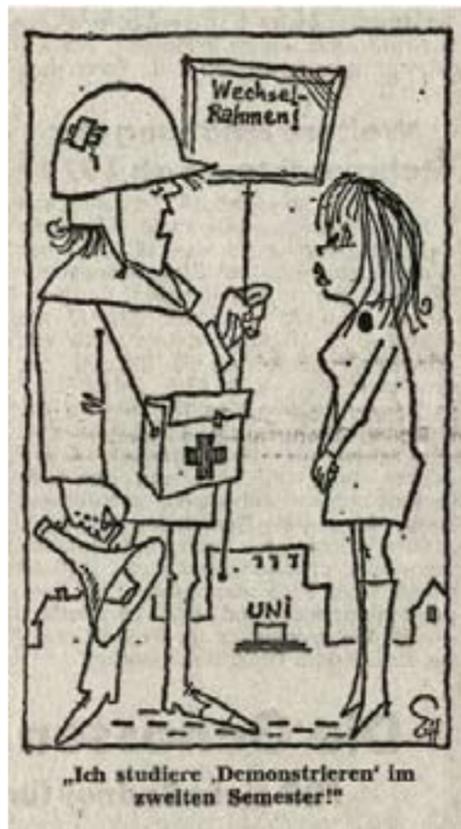
Innerhalb der 68er Bewegung gab es sehr unterschiedliche Stimmen in Bezug auf die Frage nach der Legitimität und die Grenzen der staatlichen Gewalt sowie den Widerstand dagegen. ‚Gewalt gegen Sachen‘, wie sie im Kaufhausbrand in Frankfurt praktiziert wurde, sahen einige als legitimes Mittel an, während sie von anderen als kriminell verurteilt wurde. Zu den radikalsten Aktionen gehörten die der RAF, welche die Auffassung vertrat, dass die Veränderung der Gesellschaft ohne die gezielte Ermordung von Repräsentanten der staatlichen Macht bzw. den einkalkulierten Tod von Polizisten nicht zu haben sei. Innerhalb der 68er Bewegung blieben diejenigen, die den Weg in den terroristischen Untergrund gingen, jedoch Einzelfälle. Zwar war eine „klammheimliche Freude“ über die Ermordung des Generalbundesanwalts Siegfried Buback, wie sie von einem Göttinger Studenten in einem Nachruf ausgedrückt wurde, verbreitet. Aber analog zu der vehementen Stellungnahme gegen den Einsatz von Gewalt am Ende dieses Textes grenzte sich die Mehrheit der 68er gegen die Aktionen der RAF ab. Auftrieb erfuhr die Sympathisantenszene jedoch immer wieder durch die Berichte bzw. Gerüchte über die Foltermethoden, die an den inhaftierten Terroristen der ersten Generation, Ulrike Meinhof, Andreas Baader und Gudrun Ensslin, vollzogen würden.





VERZE:

- 1 Unser Fest am vergangenen Samstag fiel mehr oder weniger aus; der Regen hinderte uns daran, das Spiel mit der Polizei richtig zu beginnen.
- 2 Die Polizei will offenbar wieder richtig schreien - wir müssen also unser nachholendes Fest etwas auf sie einstellen, weil sie immer viele Mitspieler stellt.
- 3 Sie darf nicht einsehen, wie lebendes Mal, einzelnes Mitspieler vom ^{unser} Entfremden, sonst wird das Verhältnis der Spieler unglaublich kompliziert alle oder keinen!
- 4 Mit Polizisten, die das versuchen, können alle Finken spielen, der site, das sie sich ausrudder haben, trüben Mitspieler, auch mit Polizeifunkeln kann man gut spielen!
- 5 Wer aber auf das Bavier weitermachen muss, braucht dann was zu essen und zu trinken und deren Besuch, auch dort kann von Rechts mitnehmen und fassen.
- 6 Und: Man muss den Dienst solange feiern, wie er liegt - wenn er nicht, muss man ihn feiern, bis er fällt!



LYRIK FILMCLUB

UNSERE POLIZEI SUCHT NACHWUCHS!

Wenn sie für Ruhe und Ordnung sind, die langhaarigen Typen und Radikalen. Schon lange hassen, dann kommen sie zu uns, wir zeigen ihnen wie man dieses Ungeziefer von asozialen und kriminellen Elementen wirksam bekämpft!

Wenn sie voller Aggressionen stecken, Lust am Prügeln haben, kommen sie zur Polizei! Als **SCHUPO, BEPO** oder bei der **KRIPO**: Bei unserer Frontstadtkampftruppe stehen sie überall ihren Mann!

Bildleser und Personen, die aus der Geschichte nichts gelernt haben, werden bevorzugt. Leute wie Kurvas sofort eingestellt!!

Eigenes, kritisches Denken nicht erwünscht!

Bewerbungen: **GESTAPO BERLIN 61 Reichsstr. 72**

L E V





No.2

Unser Heimwerkertip

Diesmal eingesandt von unserem Leser Eldridge C., Algier

Brandflasche mit Zeitzünder (Bombenzigarre)

1. Eine Flasche ca. 50cm (z.B. Medizinflasche)
2. Salpetersäure
3. Kupferblättchen
4. Durchbohrter Korken
5. Papprohr
6. Gemixtes Sägemehl und Papierschnitzel
7. Ein Blatt Seidenpapier
8. 50g Kaliumchlorat und 25g Zucker
9. Pappschachtel (z.B. Buchatrappe)

Hinweise: Während des Transportes oder bei Nichtbenutzung muß die Schachtel oder die Buchatrappe so getragen oder gelagert werden, daß die Salpetersäure auf dem Flaschenboden ist. Wenn die "Zigarre" brennen soll, muß sie auf den Kopf gestellt werden. Nach ca. 20-30min. hat die Salpetersäure das Kupferblättchen durchfrassen und bei der Verbindung mit dem Kaliumchlorat und dem Zucker beginnt die "Zigarre" zu brennen.
Man könnte also z.B. in der Amerika-Gedenkbibliothek eine Buchatrappe ins Regal stellen....
Aber so etwas tut man ja nicht.

GESUCHT

Am Donnerstag, dem 21.12.74 hat Igare Bodo bei Aldersbach aufgenommen. / Weiterführende Ermittlungen sind in der Tat zu erwarten. Die Tatverdächtigen sind: (1) Bodo, (2) Bodo, (3) Bodo, (4) Bodo, (5) Bodo, (6) Bodo, (7) Bodo, (8) Bodo, (9) Bodo, (10) Bodo, (11) Bodo, (12) Bodo, (13) Bodo, (14) Bodo, (15) Bodo, (16) Bodo, (17) Bodo, (18) Bodo, (19) Bodo, (20) Bodo, (21) Bodo, (22) Bodo, (23) Bodo, (24) Bodo, (25) Bodo, (26) Bodo, (27) Bodo, (28) Bodo, (29) Bodo, (30) Bodo, (31) Bodo, (32) Bodo, (33) Bodo, (34) Bodo, (35) Bodo, (36) Bodo, (37) Bodo, (38) Bodo, (39) Bodo, (40) Bodo, (41) Bodo, (42) Bodo, (43) Bodo, (44) Bodo, (45) Bodo, (46) Bodo, (47) Bodo, (48) Bodo, (49) Bodo, (50) Bodo, (51) Bodo, (52) Bodo, (53) Bodo, (54) Bodo, (55) Bodo, (56) Bodo, (57) Bodo, (58) Bodo, (59) Bodo, (60) Bodo, (61) Bodo, (62) Bodo, (63) Bodo, (64) Bodo, (65) Bodo, (66) Bodo, (67) Bodo, (68) Bodo, (69) Bodo, (70) Bodo, (71) Bodo, (72) Bodo, (73) Bodo, (74) Bodo, (75) Bodo, (76) Bodo, (77) Bodo, (78) Bodo, (79) Bodo, (80) Bodo, (81) Bodo, (82) Bodo, (83) Bodo, (84) Bodo, (85) Bodo, (86) Bodo, (87) Bodo, (88) Bodo, (89) Bodo, (90) Bodo, (91) Bodo, (92) Bodo, (93) Bodo, (94) Bodo, (95) Bodo, (96) Bodo, (97) Bodo, (98) Bodo, (99) Bodo, (100) Bodo.



Die Tatverdächtigen sind: (1) Bodo, (2) Bodo, (3) Bodo, (4) Bodo, (5) Bodo, (6) Bodo, (7) Bodo, (8) Bodo, (9) Bodo, (10) Bodo, (11) Bodo, (12) Bodo, (13) Bodo, (14) Bodo, (15) Bodo, (16) Bodo, (17) Bodo, (18) Bodo, (19) Bodo, (20) Bodo, (21) Bodo, (22) Bodo, (23) Bodo, (24) Bodo, (25) Bodo, (26) Bodo, (27) Bodo, (28) Bodo, (29) Bodo, (30) Bodo, (31) Bodo, (32) Bodo, (33) Bodo, (34) Bodo, (35) Bodo, (36) Bodo, (37) Bodo, (38) Bodo, (39) Bodo, (40) Bodo, (41) Bodo, (42) Bodo, (43) Bodo, (44) Bodo, (45) Bodo, (46) Bodo, (47) Bodo, (48) Bodo, (49) Bodo, (50) Bodo, (51) Bodo, (52) Bodo, (53) Bodo, (54) Bodo, (55) Bodo, (56) Bodo, (57) Bodo, (58) Bodo, (59) Bodo, (60) Bodo, (61) Bodo, (62) Bodo, (63) Bodo, (64) Bodo, (65) Bodo, (66) Bodo, (67) Bodo, (68) Bodo, (69) Bodo, (70) Bodo, (71) Bodo, (72) Bodo, (73) Bodo, (74) Bodo, (75) Bodo, (76) Bodo, (77) Bodo, (78) Bodo, (79) Bodo, (80) Bodo, (81) Bodo, (82) Bodo, (83) Bodo, (84) Bodo, (85) Bodo, (86) Bodo, (87) Bodo, (88) Bodo, (89) Bodo, (90) Bodo, (91) Bodo, (92) Bodo, (93) Bodo, (94) Bodo, (95) Bodo, (96) Bodo, (97) Bodo, (98) Bodo, (99) Bodo, (100) Bodo.

Die Tatverdächtigen sind: (1) Bodo, (2) Bodo, (3) Bodo, (4) Bodo, (5) Bodo, (6) Bodo, (7) Bodo, (8) Bodo, (9) Bodo, (10) Bodo, (11) Bodo, (12) Bodo, (13) Bodo, (14) Bodo, (15) Bodo, (16) Bodo, (17) Bodo, (18) Bodo, (19) Bodo, (20) Bodo, (21) Bodo, (22) Bodo, (23) Bodo, (24) Bodo, (25) Bodo, (26) Bodo, (27) Bodo, (28) Bodo, (29) Bodo, (30) Bodo, (31) Bodo, (32) Bodo, (33) Bodo, (34) Bodo, (35) Bodo, (36) Bodo, (37) Bodo, (38) Bodo, (39) Bodo, (40) Bodo, (41) Bodo, (42) Bodo, (43) Bodo, (44) Bodo, (45) Bodo, (46) Bodo, (47) Bodo, (48) Bodo, (49) Bodo, (50) Bodo, (51) Bodo, (52) Bodo, (53) Bodo, (54) Bodo, (55) Bodo, (56) Bodo, (57) Bodo, (58) Bodo, (59) Bodo, (60) Bodo, (61) Bodo, (62) Bodo, (63) Bodo, (64) Bodo, (65) Bodo, (66) Bodo, (67) Bodo, (68) Bodo, (69) Bodo, (70) Bodo, (71) Bodo, (72) Bodo, (73) Bodo, (74) Bodo, (75) Bodo, (76) Bodo, (77) Bodo, (78) Bodo, (79) Bodo, (80) Bodo, (81) Bodo, (82) Bodo, (83) Bodo, (84) Bodo, (85) Bodo, (86) Bodo, (87) Bodo, (88) Bodo, (89) Bodo, (90) Bodo, (91) Bodo, (92) Bodo, (93) Bodo, (94) Bodo, (95) Bodo, (96) Bodo, (97) Bodo, (98) Bodo, (99) Bodo, (100) Bodo.



Die Tatverdächtigen sind: (1) Bodo, (2) Bodo, (3) Bodo, (4) Bodo, (5) Bodo, (6) Bodo, (7) Bodo, (8) Bodo, (9) Bodo, (10) Bodo, (11) Bodo, (12) Bodo, (13) Bodo, (14) Bodo, (15) Bodo, (16) Bodo, (17) Bodo, (18) Bodo, (19) Bodo, (20) Bodo, (21) Bodo, (22) Bodo, (23) Bodo, (24) Bodo, (25) Bodo, (26) Bodo, (27) Bodo, (28) Bodo, (29) Bodo, (30) Bodo, (31) Bodo, (32) Bodo, (33) Bodo, (34) Bodo, (35) Bodo, (36) Bodo, (37) Bodo, (38) Bodo, (39) Bodo, (40) Bodo, (41) Bodo, (42) Bodo, (43) Bodo, (44) Bodo, (45) Bodo, (46) Bodo, (47) Bodo, (48) Bodo, (49) Bodo, (50) Bodo, (51) Bodo, (52) Bodo, (53) Bodo, (54) Bodo, (55) Bodo, (56) Bodo, (57) Bodo, (58) Bodo, (59) Bodo, (60) Bodo, (61) Bodo, (62) Bodo, (63) Bodo, (64) Bodo, (65) Bodo, (66) Bodo, (67) Bodo, (68) Bodo, (69) Bodo, (70) Bodo, (71) Bodo, (72) Bodo, (73) Bodo, (74) Bodo, (75) Bodo, (76) Bodo, (77) Bodo, (78) Bodo, (79) Bodo, (80) Bodo, (81) Bodo, (82) Bodo, (83) Bodo, (84) Bodo, (85) Bodo, (86) Bodo, (87) Bodo, (88) Bodo, (89) Bodo, (90) Bodo, (91) Bodo, (92) Bodo, (93) Bodo, (94) Bodo, (95) Bodo, (96) Bodo, (97) Bodo, (98) Bodo, (99) Bodo, (100) Bodo.

**Der leitende Staatsanwalt
beim Landesgericht Frankfurt**



WIR ARBEITEN FÜR
DAS KONZEPT STADTGEWALT

Anarchistische Gewalttäter - Baader/Meinhof-Bande -

Wegen Beteiligung an Morden, Sprengstoffverbrechen, Banküberfällen und anderen Straftaten werden steckbrieflich gesucht:



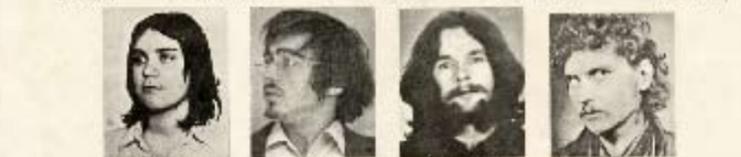
1. Suspect 1, 2. Suspect 2, 3. Suspect 3, 4. Suspect 4, 5. Suspect 5



6. Suspect 6, 7. Suspect 7, 8. Suspect 8, 9. Suspect 9, 10. Suspect 10



11. Suspect 11, 12. Suspect 12, 13. Suspect 13, 14. Suspect 14, 15. Suspect 15



16. Suspect 16, 17. Suspect 17, 18. Suspect 18, 19. Suspect 19

Für Hinweise, die zur Ergreifung der Gesuchten führen, sind insgesamt 100.000 DM Belohnung ausgesetzt, die sich für Beamte halbiert wird, zu deren Befehlswort die Verfügung staatlicher Bundesorgane gehört. Die Zuerkennung und die Verteilung erfolgen unter Ausschluss des Rechtszweiges.

Mitteilungen, die auf Wunsch vertraulich behandelt werden, werden entgegen-

genommen.
Bundesministerium - Abteilung Suchtätige
11, Rosenfeld-Gebäude, Fildersichlerstraße 1 - Telefon: 02119 / 53001
oder jede Polizeidienststelle

Vorsicht! Diese Gewalttäter machen von der Schußwaffe rücksichtslos Gebrauch!

H „DIE PHANTASIE AN DIE MACHT“: LEBENSSTILE



„SOUND UND REVOLTE“: KONSUMKULTUR UND ALTERNATIVER ALLTAG

Detlef Siegfried

Im Alltag der 68er sollte sich nicht nur ein alternatives Leben verwirklichen, er war auch Teil eines politischen Konzepts. Fritz Teufel, Mitglied der Kommune I, erklärte: „Man muss die Gesellschaft ändern, um sich selbst ändern zu können. Man muss sich selbst ändern, um die Gesellschaft ändern zu können.“¹ In dieser Verschränkung konnte auch scheinbar Gegensätzliches zusammenfließen, wie sich im Leben vieler Akteure zeigte, die britische Popmusik und deutsche Liedermacher schätzten, radikale Ideen vertraten und Haschisch rauchten, politische Aktionen veranstalteten und im Sommer ans Mittelmeer trampften. Musik, Reisen und Drogenkonsum waren im Alltag verankerte Bindemittel der Gegenkultur, deren Anhänger sich durch einen spezifischen Habitus zu erkennen gaben.

Entstehen konnte ein alternativer Alltag nur, weil sich die westdeutsche Gesellschaft seit den späten 1950er Jahren rasant wandelte. Wirtschaftlicher Wohlstand trieb die Erosion der traditionellen Sozialmilieus voran, und er gab Jugendlichen die Möglichkeit, ihre wachsenden Geldmittel in Schallplatten, Unterhaltungselektronik, Bekleidung, Kosmetik, Mode- und Musikzeitschriften zu investieren. Neue Lebensweisen konnten erprobt werden, weil sich Schul- und Universitätszeiten über einen wachsenden biografischen Zeitraum erstreckten. Der Besserstellungsschub wurde begleitet und kulturell überformt durch einen Wertewandel, der ungefähr 1964 einsetzte und zehn Jahre andauerte.² Der Wunsch nach Selbstverwirklichung und Teilhabe überlagerte traditionelle Normen wie Ordnung und Subordination; nicht mehr Aufsparen für ein erhofftes Glück im Erwachsenenalter bildete das Leitbild, sondern – von der Werbung nach Kräften forciert – Lebensgenuss hier und jetzt. Gegenkultur und alternatives Milieu waren ein Ergebnis dieses Wandlungsprozesses, der von den Akteuren selbst vorangetrieben und gestaltet wurde. Dabei waren Formen und Ausprägungen der Alltagskultur um 1968 umstritten. Sie stand in einem dreifachen Spannungsverhältnis – zwischen einem rationalen Aufklärungsdenken und einer emotional begründeten „neuen Sensibilität“ (Herbert Marcuse), zwischen Kommerzialisierung durch die Kulturindustrie und den antikommerziellen Ansprüchen Jugendlicher, zwischen dem Ausgleich sozialer Unterschiede und der Entstehung neuer Distinktionsmechanismen.

Musik

Ein bedeutendes emotionales Bindemittel derjenigen Gruppen, die sich unter dem Sammelbegriff ‚Gegenkultur‘ als Widerlager zu einer vermuteten Majorität verstanden, war Beat- und Rockmusik. Manche entdeckten schon in der nicht explizit politischen Beatmusik der frühen 1960er Jahre ein revolutionäres Potential. Sie konnte konsumiert werden, aber auch zur Bewusstseinsbildung beitragen.³ In der musikalisch begründeten transnationalen Jugendkultur, die sich seit den späten 1950er Jahren in ganz Europa ausbreitete, wurde elektrisch verstärkte Populärmusik auch deshalb links kodiert, weil sie eine besonders demokratische Form der medialen Artikulation darstellte und Weltoffenheit, Eigenaktivität und Partizipation repräsentierte. Weil nicht vorrangig der Text, sondern der Sound ihre soziale Bindungs- und Mobilisierungsfunktion begründet, ist Beatmusik zeitgenössisch als ‚sprachlose Opposition‘ bezeichnet worden. Sie war die am wenigsten artikulierte Form der Gesellschaftskritik, begleitete aber die aufkommenden politischen Proteste auf der symbolischen und habituellen Ebene.⁴ Seit Mitte der 1960er Jahre wurde elektrisch verstärkte Musik



darüber hinaus auch zu einem Medium politischer Botschaften. Frankfurter Provos betrachteten 1967 Beatmusik nicht nur als ‚Kulturrevolution des Schaugeschäfts‘, sondern wünschten sich auch, die Beatles, Bob Dylan und andere Stars möchten eine ‚internationale Beat-Partei‘ gründen, um Rassismus und Kolonialismus zu bekämpfen.⁵

Ursprungsorte der Beatmusik wie der Cavern Club (Liverpool) oder der Star-Club (Hamburg) boten ein Ambiente der Abweichung von gesellschaftlichen Konventionen, das auch als Protest aufgefasst werden konnte. Im Laufe der 1960er Jahre kamen Lokalitäten wie der Club Voltaire (Frankfurt), die Lila Eule (Bremen) und der Club Ça Ira (West-Berlin) hinzu, die Jazz und Beat, Kunst, Filme, Lesungen und politische Veranstaltungen anboten und so oppositionelle Kultur und Politik zu einem neuen Veranstaltungskonzept verknüpften. Im Aufschwung der Diskotheken seit 1967 entstanden Tanztempel wie Creamcheese (Düsseldorf), Grünspan (Hamburg) und Sound (West-Berlin), in denen sich psychedelische Musik, Drogenkonsum und politische Opposition diffus miteinander verbanden.

Der Aufstieg der Beat- und Rockmusik stellte die Grenzen zwischen Hoch- und Populärkultur, Avantgarde und Masse in Frage. Sie wurde zur Massenkultur, weil sie die kulturelle Präferenz einer Minderheit darstellte – jung, kritisch, individualistisch –, die im Wertewandel immer mehr Anziehungskraft entwickelte. Das zeigte sich etwa im Erfolg des Fernseh-Beat-Club von Radio Bremen, der 1965 auf die Mattscheibe kam, schon bald international als „the best of the bunch“ galt und 1968 durchschnittlich 75 Millionen Menschen erreichte – seit diesem Jahr versetzt mit Wortbeiträgen, z. T. politischer Art.⁶ Auch Wirtschaftsunternehmen griffen den neuen Trend auf, als er noch umstritten war, und bedienten damit einen wachsenden Bedarf. Dass amerikanische Plattenfirmen wie CBS und Liberty oder die schwedische Firma Metronome über englischsprachige Populärmusik den Gedanken der Revolution popularisierten, bereitete jungen Nonkonformisten Kopfzerbrechen. Insbesondere CBS machte ‚Underground‘ zu einem Warenzeichen und vermarktete damit den Sound der Gegenkultur.⁷ Parallel dazu entstanden Plattenlabels wie Ohr, Kuckuck und David Volksmund Produktion, die selbstverwaltet waren oder zwischen Kulturindustrie und linker Szene schillerten. Im Laufe der 1960er Jahre entstand in jugendbezogenen Sektoren der Kulturindustrie ein neuer Managertypus, der Künstler nicht nur als auswechselbare Displays betrachtete, sondern als autonome Produzenten. Das Ethos des professionellen, moralisch korrekten und publikumsnahen Musikmanagements verkörperte schon früh die Frankfurter Konzertagentur Lippmann + Rau, die zwischen 1962 und 1969 das American Folk Blues Festival veranstaltete und damit nicht nur den aktuellen Musikgeschmack junger weißer Europäer bediente, sondern auch ihren gestiegenen Bedarf an Identifikation mit den Unterdrückten und Ausgegrenzten auf der ganzen Welt, ihre Kritik an der Entfremdung und ihr antirassistisches Selbstverständnis.⁸ Zwischen 1964 und 1969 gab es auf der Burg Waldeck einen europäischen Nukleus der Folkbewegung, auf der sich jährlich mehrere tausend Jugendliche trafen. Aus den Impulsen der Waldeck und des amerikanischen Underground entstanden die Internationalen Essener Songtage vom September 1968. Dieses bis dahin größte europäische Popfestival zog 40.000 BesucherInnen an und bot etwa 200 KünstlerInnen der verschiedensten Genres auf – darunter Alexis Korner, Franz Josef Degenhardt, Tangerine Dream, Mothers of Invention und The Fugs. 1970 rückte die Festivalkultur

¹ Fritz Teufel, *Prophylaktische Notizen zur Selbstbeziehung des Angeklagten Teufel*, o. D., 7, Archiv APO und soziale Bewegungen, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin (ehem. ZI 6), Teufel.

² Klages 1992.

³ Seuss/Dommermuth/Maier 1965.

⁴ Baacke 1968.

⁵ Peng, Nr. 3, Mai 1967.

⁶ *New Musical Express*, 3.2.1968.

⁷ Siegfried 2006, S. 624 ff.

⁸ Ege 2007.



näher an den Alltag Jugendlicher heran, als in allen Teilen der Bundesrepublik erstmals eine Vielzahl von Gemeinschaftskonzerten abgehalten wurde – ein Zeichen dafür, dass die häufig noch unter dem Zeichen der Gegenkultur verhandelte Rockmusik immer weiter in die Gesellschaft diffundierte. In diesem Jahr nahmen etwa 500.000 Jugendliche an den Festivals teil, die allerdings nur begrenzt die hochgesteckten Erwartungen einer solidarischen Gemeinschaft der ‚beautiful people‘ erfüllten.

Wohnung und Unterhaltungselektronik

Dass die zentrale Hardware der Jugendkultur in den 1960er Jahren der Plattenspieler war, zeigte schon die prominente Position, die er in vielen Jugendzimmern einnahm. Nun konnten Tonträger mit Popmusik selbstbestimmt gehört werden, allein und zu Hause, aber auch im Freundeskreis. Um 1968 wurden Stereoanlagen populär, die die feinen Unterschiede beim Musikkonsum hervortreten ließen. Nicht mehr der Besitz eines Gerätes zum Abspielen von Schallplatten allein verschaffte soziales Prestige, sondern die Verfügung über geschmacklich und technologisch avanciertes Material. Stereophone Wiedergabetechnik und die Einhaltung eines klanglichen Mindestniveaus definierten einen neuen Maßstab, der die in dieser Hinsicht nicht sonderlich anspruchsvollen Plattenspieler früherer Jahre ins Hintertreffen geraten ließ.⁹

Vor allem Männer profitierten von der Elektrifizierung des Alltags – nicht zuletzt, weil sie techniknäher sozialisiert waren als Frauen. Mit dem Popmusik-Diskurs besetzten sie ein Gebiet, auf dem die Geschlechterverhältnisse noch zehn Jahre zuvor ausgeglichener gewesen waren. Anfang 1975 besaßen 16,9 % der 15- bis 23jährigen Frauen eine Stereoanlage, während es bei den gleichaltrigen Männern 42,9 % waren.¹⁰ In diesen kargen Zahlen wird eine massive Akkumulation kulturellen Kapitals auf der maskulinen Seite sichtbar, die erst im Prozess der Ausbreitung und Ausdifferenzierung der Popmusik und des ihr zugrundeliegenden materiellen Ensembles entstanden war. Denn ein Vergleich mit den frühen 1960er Jahren zeigt, dass hier noch beide Geschlechter im Besitz von Plattenspielern fast gleichauf lagen – bei einem leichten Vorteil für die jungen Frauen.¹¹ Frauen hörten Popmusik, und sie tanzten nach ihr begeisterter als Männer, aber als Gegenstände von Fachdiskursen waren Schallplatten und Phonogeräte, auch Popkonzerte, ja Popmusik überhaupt, zu einem bevorzugten Terrain vor allem für junge Männer geworden. Verfeinerte technische Reproduzierbarkeit durch ein ausdifferenziertes Ensemble technischer Gerätschaften war die Basis für diese Verschiebung in der Geschlechterrelation. Auch Mädchen verschafften sich auf diesem Gebiet Meinungsführerqualitäten, allerdings mit Abstand zu den Jungen und nachrangig zu ihren Hauptkompetenzgebieten Mode und Kosmetik. Die Lektüre einer Jugendzeitschrift, die detailliert (auch) über Popmusik berichtete, war unverzichtbar, um hier mithalten zu können. Wer signifikante Informationsvorsprünge gewinnen wollte, musste sich durch Zeitschriften wie „Pop“ oder „Musik-Express“ informieren, die den gewachsenen Bedarf an Spezialwissen seit 1966 bedienten – die Ambitioniertesten griffen zu „Sounds“.

In der Einrichtung ihrer Wohnung unterschieden sich Jugendliche nicht nur vom Geschmack ihrer Eltern, sondern auch von dem, was ihnen von der Kulturindustrie als besonders modern angesonnen wurde. Wohl durchbrachen das Ende der 1960er Jahre popularisierte weiche Material, die geschwun-



genen Formen und die spielerischen Pop-Accessoires das funktionalistische Einrichtungsprinzip der Moderne. Doch war diese industriell durchgeformte Idylle weit entfernt von der Wirklichkeit westdeutscher Jugendzimmer oder Studentenbuden.¹² Studierende griffen häufig auf ausgedientes Mobiliar zurück, darunter jene bequemen Polstermöbel, die, aus dem Kontext von Garnitur und Wohnzimmerschrank gerissen und mit selbstgezimmernten Regalen und politischen Plakaten kombiniert, ihre bürgerliche Symbolik verloren.¹³ Wie schon in den frühen 1960er Jahren bevorzugten junge Leute auch im Jahre 1969, wie eine Befragung der modisch besonders avancierten „Twen“-Leserschaft ausweist, das gemäßigt Moderne.¹⁴ Dabei war das noch einige Jahre zuvor favorisierte multifunktionale Jugendzimmer von seiner Spitzenposition verdrängt worden durch etwas großzügigere, üppiger gepolsterte, aber dennoch im sachlichen Stil gehaltene Arrangements. Die schlechtesten Noten erhielt der ‚Gelsenkirchener Barock‘, aber auch die Sitzgruppe aus hypermodernen Kunststoffmöbeln. In der Praxis dominierte die Kombination alten und neuen Materials. In dieser ‚Bricolage‘ fand auch eine speziell für das Jugendzimmer entwickelte Innovation im Möbelbau gelegentlich Verwendung: der mit Schaumstoffkügelchen gefüllte ‚Sacco‘, der als rahmenlose Stoff- oder Kunstlederhülle das Prinzip des weichen Polsters radikalisierte, indem er sich weitestgehend dem Körper anpasste, anstatt ihn funktionalistisch zuzurichten.

Kleidung, Haartracht, Körperlichkeit

Durch ihre spezifische Haartracht, Kleidung und Körperhaltung waren Angehörige der Gegenkultur für Freund und Feind schnell zu identifizieren. Gleichzeitig gab die unendliche Kombinationsfähigkeit dieser Variablen die Möglichkeit, Zugehörigkeiten zu spezifischen Subkulturen innerhalb dieser Szenerie zu signalisieren und gleichzeitig individuell zu variieren. Grundsätzlich verkörperte das informelle Äußere – lange Haare, legere Kleidung, entspannte Haltung – die unter Jugendlichen besonders ausgeprägte Skepsis gegenüber Normen wie Disziplin, Gehorsam und Unterordnung. Schon die Körpersprache der seit 1966 gehäuft auf den öffentlichen Plätzen der Großstädte sichtbaren Vorboten der Gegenkultur, der ‚Gammer‘, demonstrierte ein anderes Ideal: „Sein Oberkörper zeigte sich nicht aufgerichtet oder militärisch gestrafft. Der Gammer ging nicht, er schlenderte.“¹⁵ Zum umstrittensten Zeichen für Liberalität und Rebellion wurden lange Haare. Sie kamen auf im Umfeld der Beat-Kultur und wurden in den Gammer- und Provo-Szenen mit Vorstellungen von einem antikonsumistischen Lebensstil und politischen Protesthaltungen verbunden. Anfangs ein charakteristisches Merkmal der Beatles, verlagerte sich der darum entbrennende Kulturkampf in die Alltagssphäre, als junge Männer den medialen Vorbildern nacheiferten – nicht zuletzt, um Mädchen zu gefallen, die das feminine und lässige Erscheinungsbild solcher Bands mochten. Es gab weitere Anzeichen für eine Erosion des traditionellen maskulinen Ideals, am deutlichsten sichtbar in der Herrenmode, die Mitte der 1960er Jahre eine „schleichende Verweiblichung“ anzuzeigen schien.¹⁶ Seit 1966 wurde die androgyne Tendenz unter dem Stichwort ‚Unisex‘ verhandelt. „Jürgen will wie Uschi sein“, so verortete die Zeitschrift „Twen“ die Verschiebungsrichtung dieses Wandels.¹⁷ Gleichzeitig okkupierten junge Frauen das männliche Privileg, lange Hosen tragen zu dürfen – vorerst nur im Freizeitbereich, am Ende der 1960er Jahre auch in den harten Sphären von Ausbildung und Beruf.

⁹ Vgl. Gauß 1998, S. 70 f.

¹⁰ Institut für Jugendforschung [1975], S. 20 f.

¹¹ GFM 1961.

¹² Schepers 1998.

¹³ Vgl. Ruppert 1998.

¹⁴ IfD, Twen-Leser: Meinungsführer in einem neuen Lebensstil, 21.8.1969, Bundesarchiv Koblenz (BAK), Zsg. 132/1621.

¹⁵ Hollstein 1969, S. 39.

¹⁶ Der Spiegel, Nr. 18, 25.4.1966, S. 156 ff.

¹⁷ Twen, Nr. 12, Dez. 1966, S. 59 ff., hier S. 59.



Wenn die Verbindlichkeit traditionaler Normen nachließ, kam es meist zum Kulturkonflikt – so auch bei langen Haaren und der Frage, ob Männer ein Rüschenhemd und Frauen eine Hose tragen durften. Untersuchungen von 1972 machten deutlich, dass Befürworter wie Träger von langen Haaren und Bärten nicht nur jünger als die Durchschnittsdeutschen waren, sondern auch besser gebildet und großstädtischer.¹⁸ Am wenigsten Rückhalt konnten Langhaarige in der Provinz erwarten. Dennoch breitete sich die lässige Haartracht auch in der Gesamtgesellschaft aus, nicht zuletzt weil mit dieser Mode assoziierte Werte wie Jugendlichkeit, Toleranz und Individualität von den Bürgern stärker befürwortet wurden als noch zehn Jahre zuvor. Als 1972 eine Mehrheit in der Bevölkerung einen „gepflegten halblangen Haarschnitt“ befürwortete, mussten Nonkonformisten die Gestaltung dieses wichtigen Erkennungsmerkmals modifizieren, um sich von der neuen Konvention abzusetzen. Die Haare sollten gern Schulterlänge erreichen und durften keineswegs besonders ‚gepflegt‘ aussehen. Nicht zuletzt kam es auf die Kombination mit Kleidungsstücken und die Art ihres Tragens an, auf Accessoires, einen Bart etc. Durch derartige Montagen entstand ein Gesamtensemble, das sehr genau die Zugehörigkeit zu bestimmten Szenen und die Haltung gegenüber der Gesellschaft markierte. Rolf Schwendter, der einflussreichste Theoretiker der Gegenkultur im deutschen Sprachraum, führte lange Haare und Bärte ebenso wie nachlässige Kleidung auf rein „funktional-praktische“ Gründe zurück: Sie verminderten „die Anzahl der festgelegten Zeremonielle, wie sie die tägliche Rasur, der Gang zum Friseur, zur Kleiderreinigung etc. darstellen“.¹⁹ Das Echte und Unverbildete stellte gegenüber den künstlichen Zurichtungen des Körpers durch Sauberkeit, Rasur und ordentliche Kleidung ein Ideal dar. Damit harmonierte eine Praxis, die der Scheinhaftigkeit des Konsums eine strikte Orientierung am Gebrauchswert der Dinge entgegensetzen wollte. Im Alltag ‚authentisch‘ sein konnte man durch vielerlei Praktiken: Bluesmusik hören, Tee trinken, Bücher aus dem ‚Werkkreis Literatur der Arbeitswelt‘ lesen, die Lebensweisen von Indianern studieren, sich mit der Black-Panther-Bewegung solidarisieren. Auf textilem Gebiet fand der übergeordnete Trend zur freizeitorientierten, praktischen und informellen Unisex-Bekleidung im gebrauchten Parka aus US-Armeebeständen, Jeans und Pullover, die lange getragen und geflickt wurden, eine milieuspezifische Ausprägung.²⁰ Versetzt und individualisiert wurde diese Konvention gelegentlich durch Überreste des als ‚Anti-Mode‘ apostrophierten Hippie-Stils, um dessen Konfektionalisierung die Textilindustrie seit 1966 sich bemühte – selbstgemachte, gefärbte und aus anderen Kulturen importierte Kleidung nebst Ketten und Ringen.

Reisen

Die internationale Dimension von ‚1968‘ rückte nicht nur durch politische Konzepte, Medialisierung, Popkultur und Mode in den Alltag der Akteure ein, sie wurde auch gezielt von ihnen erkundet. Als touristische Trendsetter nutzten Jugendliche stärker als Erwachsene die neuen Möglichkeiten, die die verbesserten Verkehrsverhältnisse und der ideologische Überbau einer ‚weltoffenen‘ Bundesrepublik boten.²¹ Durch die Bildungsreform verbesserten sich die Fremdsprachenkenntnisse, aber Aufsteiger wurden auch vom Ideal der Bildungsreise inspiriert und verknüpften es mit dem Ziel eines genuss- und erlebnisorientierten Urlaubs. Jugendliche reisten markant mehr als der

Durchschnitt der Bevölkerung, und sie fuhren häufiger ins Ausland. Dabei wählten Lehrlinge und Realschüler eher die deutschsprachigen Touristengebiete, die Schweiz, Österreich und Italien, während Gymnasiasten Großbritannien und Frankreich bevorzugten, wo Sprachkenntnisse weiterhalten und gleichzeitig verbessert werden konnten. Sofern sie nicht mit der Familie fuhren, benutzten nicht Volljährige häufig die Bahn, die 1972 mit dem Interrail-Pass eine besonders preisgünstige Möglichkeit schuf, den europäischen Kontinent zu erkunden. Ältere verreisten zumeist mit dem Auto und erreichten damit ein Maximum an individueller Urlaubsgestaltung.

Auf die Segnungen der Automobilisierung ging auch die wachsende Beliebtheit der Auslandsfahrt per Autostopp zurück. Diese Art der motorisierten Fortbewegung wurde von traditionalistischen Kritikern beanstandet, die darin ein Merkmal von ‚Asozialität‘ und daher das deutsche Ansehen im Ausland gefährdet sahen.²² Anhänger des Trampens hingegen erblickten darin nicht nur eine billige, sondern auch kommunikative und spontane Form des Reisens, die das Kommerzdenken der Konsumgesellschaft unterlief.²³ Ob die Zielorte dieses Tourismus in jedem Falle vom Freiheitsgefühl der jungen Deutschen profitierten, war umstritten. Jedenfalls bildeten sich in südlichen Ländern ‚Drop-Out‘-Kolonien wie in Matala auf Kreta, das bereits 1966 als Fluchtpunkt bekannt war, spätestens 1969 einen Hippie-Boom erlebte und damit um eine Touristenattraktion reicher war.

Gemessen an den Übernachtungszahlen junger Deutscher in Jugendherbergen, erlebten die nord-europäischen Länder einen signifikanten Zuwachs zwischen 1968 und 1970, während Spanien und Griechenland zwischen 1970 und 1972 nahezu eine Verdoppelung verzeichneten. In außereuropäischen Ländern schossen die Übernachtungen in den ersten beiden Jahren der neuen Dekade um fast sechzig Prozent in die Höhe – allerdings von einer sehr viel niedrigeren Ausgangsposition aus.²⁴ Häufiger als die Leserinnen und Leser aller anderen Zeitschriften (mit Ausnahme der ‚Zeit‘) verreisten ‚Konkret‘- und ‚Pardon‘-Rezipienten, die zu einem erheblichen Teil aus dem Umfeld der Studentenbewegung kamen, ins fremdsprachige Ausland.²⁵ Obwohl sich der Alternativtourismus vom Massenbetrieb der Tourismusindustrie absetzen wollte, hatte er nicht nur Sonnenseiten. Mit der gegenkulturellen Ethik kollidierte etwa die Tatsache, dass sich auch in diesem Milieu Reiseziele in den diktatorisch regierten südeuropäischen Ländern besonderer Beliebtheit erfreuten. Angesichts dieser Urlaubsvorlieben fragte Henryk M. Boder 1972: **„Wie können lautere, aktive Antifaschisten sich von ihrem antifaschistischen Kampf in einem KZ erholen?“ und machte sich über die Selbststilisierung der sonnensuchenden Revolutionäre lustig, die ihr ‚aufgeklärtes Bewusstsein‘ für ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Neckermann-Touristen hielten.**²⁶

Besonders stark auf den Kulturtransfer durch die Pop- und Gegenkultur zurückzuführen war die Beliebtheit von Reisezielen in Großbritannien und Skandinavien. Schon seit den 1950er Jahren bestand ein relativ gut ausgebautes Netz an Begegnungsmöglichkeiten in Großbritannien, als ab 1963/64 die Beat-Kultur die Anziehungskraft des Landes für Jugendliche über alle Maßen steigerte. Seit Mitte der 1960er Jahre reisten, animiert durch ‚Bravo‘, ‚Twen‘ oder den ‚Beat-Club‘, immer öfter Jugendliche nach London, um Konzerte zu besuchen, ihre Stars zu treffen, im Hyde-Park oder in der Carnaby-Street den aktuellen Stand der Jugendmode und eines nonkonformistischen Habitus zu studieren. Wie bei vielen Auslandsreisen erschien auch in diesem Falle die Herkunftsgesellschaft in einem anderen, zum Teil ungünstigeren Licht. England galt als ‚„Promised Land‘, wo die Gitarren an den Bäumen wuchsen‘ und das Verhältnis zwischen den Generationen entspannter war.²⁷ Auch über die mittleren 1960er Jahre hinaus blieb ‚Swinging London‘ als Metropole der Epoche für westdeutsche Jugendliche das wichtigste städtische Reiseziel außerhalb der deutschen Grenzen.²⁸ Als wenig politisierte Hochburg des europäischen Underground kam hier allerdings auch das kommerzielle Element besonders stark zur Geltung, was einen Londonreisenden aus dem linksradikalen Milieu bedenklich stimmte, der 1970 meinte, nun sei ‚alles vorbei‘, die Szene würde bestimmt von ‚Leute[n], die mit feinen langen Haaren und feinen Felljacken durch die Gegend laufen [...] aber ihr Bewusstsein gleicht im Grunde dem eines durchschnittlichen deutschen Bürgers‘.²⁹



¹⁸ Der Spiegel, Nr. 28, 3.7.1972, S. 120 f.

¹⁹ Schwendter 1973, S. 229 f.

²⁰ Grob 1985; Könenkamp 1985.

²¹ Schildt 2006.

²² Becker 1959, S. 44.

²³ Kunzelmann 1964.

²⁴ Studienkreis für Tourismus e. V., Übernachtungszahlen 1968–1972, BAK, B 189/8108.

²⁵ Arbeitsgemeinschaft Leseranlyse 1970–71, S. 80.

²⁶ Spontan, Nr. 8, Aug. 1972, S. 30 f.

²⁷ Plaumann 1978, o. Pag.

²⁸ Marwick 1998; Deutsche Gesellschaft für Internationalen Jugendaustausch 1971, S. 156.

²⁹ High Fish, Nr. 2, 1971.



Anziehungspunkte seit den frühen 1970er Jahren bildeten Amsterdam und Kopenhagen als Zentren der Alternativkultur. In den von der Kopenhagener Stadtverwaltung als billige Massenunterkunft eingerichteten Sleep-Ins übernachteten im Sommer 1971 6.000 deutsche Jugendliche – das mit Abstand größte nationale Kontingent nach den Amerikanern.³⁰ Deutsche Alternativzeitungen berichteten über ‚Københavns Underground‘, der eine dichte Infrastruktur von Zeitungen, Geschäften, Clubs und Kneipen zu bieten hatte und seit 1971 mit der alternativen Republik Christiania überdies das einzige geschlossene Territorium in Europa, auf dem mehrere hundert Menschen weitgehend unabhängig von staatlichem Einfluss ihr Zusammenleben selbst gestalteten.

Drogen

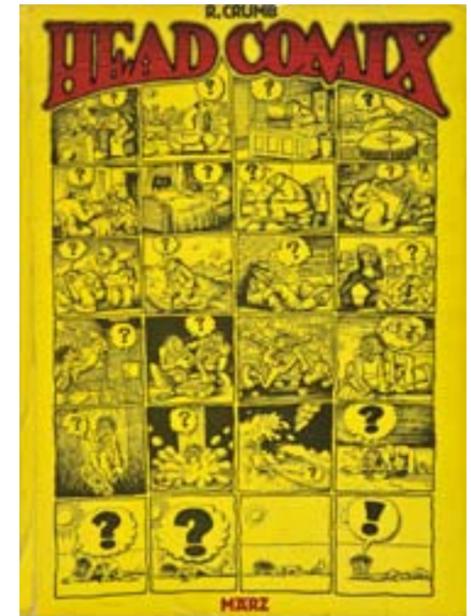
Schon lange hatte der Konsum illegaler Drogen zum Habitus kultureller Avantgarden gehört. Doch im letzten Drittel der 1960er Jahre kam es zu einem Strukturbruch aufgrund seiner enormen Verbreitung unter Jugendlichen. Dieser Wandel vollzog sich in zwei Schüben, die im Gegensatz zur öffentlichen Wahrnehmung nicht direkt zusammenhingen. Während in den frühen 1960er Jahren lediglich klassische Drogen wie Amphetamine auch unter Jugendlichen verbreitet waren, schnellte seit 1967 die Zahl der Haschisch- und Marihuana-Konsumenten hoch.³¹ Der Boom hielt an bis etwa 1971, als die Skepsis gegenüber Drogen auch unter jungen Leuten wieder zunahm. In der Altersgruppe der 16- bis 29jährigen hatten 1971 14 % der Befragten nach eigenen Angaben schon einmal Haschisch oder LSD ausprobiert, 1972 waren es nur noch 10 %, während der Anteil derjenigen, die erklärten, sie hätten dazu „keine Lust“, von 63 % auf 72 % stieg.³² Getragen wurde die Haschisch-Welle vor allem von Gymnasiasten aus gehobenen Herkunftsmilieus, während der etwas später einsetzende Boom der ‚harten‘ Drogen von weniger gut ausgebildeten oder sozial abgedeckelten Arbeiterjugendlichen und Drop-Outs ausging. Zeitgenössischen Erhebungen zufolge variierte der Anteil drogenkonsumierender Oberschüler in westdeutschen Großstädten zwischen einem Viertel und einem Drittel der Befragten.³³ Allerdings handelte es sich weniger um Dauerkonsumenten, sehr viel häufiger wurde nur gelegentlich und über einen begrenzten Zeitraum hinweg ‚gehascht‘, besonders experimentierfreudig waren junge Männer.

Im Gegensatz zum Heroin wurden Cannabisprodukte in der Gruppe konsumiert und waren Teil einer gegenkulturellen Vergemeinschaftung, die oftmals – ebenso wie das Halluzinogen LSD – mit einer politischen Bedeutung aufgeladen wurden. Der Gebrauch dieser Substanzen war überformt von einer ‚Drogenkultur‘, die Wahrnehmungen und Ideale beeinflusste, Rituale ausbildete und über spezifische Medien verbreitet wurde.³⁴ Drogen spielten eine eminent wichtige Rolle im 1967 aufkommenden ‚Underground‘ – eine Sammelbezeichnung für jenes zwischen oppositioneller Politik und alternativer Kultur changierende soziokulturelle Geflecht, dessen politischer Flügel sich bald schärfer als ‚Gegenkultur‘ auffassen sollte.³⁵ Sie unterstützten das Informelle, Undisziplinierte und Fließende im äußeren Erscheinungsbild ihrer Akteure, indem sie als Alternative zur legalen Droge Alkohol eine generationsspezifische Substanz zur Erzeugung von Kontrollverlust boten. Cannabis-Konsum unterließ das selbst in seinen Ausbruchsoptionen rational kontrollierte Miteinander auch durch Einbindung in den Werthimmel der ‚neuen Sensibilität‘, den die Schallplatten psychedelischer Rockbands, Poster, Zeitschriften und Filme in den subkulturellen Alltag transportierten. Unter ‚Gammlern‘ und ‚Provos‘ gehörte Drogengenuss ebenso wie Rockmusik, Müßiggang und Reisen zum angestrebten Lebensstil – teilweise verbunden mit politischen Idealen. In Frankfurt und West-Berlin lag der Drogenhandel anfangs in den Händen politisierender ‚Gammler‘, die ihn als Dienstleistung für die linke Szene betrachteten.

Weil Angehörige linker Gruppierungen unter Rauschmittelkonsumenten in den späten 1960er und frühen 70er Jahren überrepräsentiert waren, wurde der Umgang mit Drogen zu einem zentralen und kontrovers verhandelten Thema im linken Spektrum.³⁶ In der explosionsartigen Ausweitung und Kommerzialisierung des Drogenmarktes wurde schnell deutlich, dass die Drogenszene auf die Dauer nicht unter linksradikale Protektion zu stellen war und das „Ritual der Droge“³⁷ kaum einen politischen Zusammenhalt stiftete. Stattdessen erstreckte sich die zunehmende Kritik an der Kommerzialisierung des Underground auch auf den Drogenkonsum. Die SDS-nahe Schülerorganisation in Hamburg hielt fest, Haschisch zeichne sich dadurch aus, „dass es politische Gruppen zersetzt wie ein Ätzgift“ und „die Exgenossen als ‚fertige Typen‘ und ‚Haschleichen‘ sich im beschaulichen Leben von Bohemiens üben und dabei vor die Hunde gehen“.³⁸ 1969 sah sich selbst das publizistische Flaggschiff des cannabis-affinen West-Berliner Anarchismus gezwungen, eine Debatte unter der Fragestellung „Ist Haschen revolutionsfördernd oder [...] konterrevolutionär?“ anzuregen, in der Peter-Paul Zahl monierte, der revolutionäre „Hass“ gehe „flöten durch häufigen Haschischgenuss“.³⁹ Es spricht manches dafür, dass seitdem der Cannabis-Konsum in der linken Szene keineswegs versiegte, aber doch kontrollierter und reflektierter vorstatten ging. In den nun aus dem Boden schießenden marxistisch-leninistischen Gruppen wurde er massiv bekämpft. Jedenfalls verflüchtigte sich die Vorstellung, Drogenkonsum und politische Revolution seien zwei Seiten einer Medaille, angesichts der Folgen, die Kommerzialisierung, Entideologisierung und Herausbildung einer ‚harten‘ Drogenszene mit sich brachten.

Fazit

Der alternative Alltag war gedacht als Gegenentwurf zur Lebensweise des ‚nach-bürgerlichen Angestelltensubjekts‘, des anthropologischen Prototypus der klassischen Moderne.⁴⁰ Als Deutungsmuster wurde häufig auf Entfremdungstheorien zurückgegriffen, die die Zurichtung dieses Prototyps untersuchten, aber den Übergang zu einer post-industriellen Gesellschaft nur zum Teil erklären konnten. Aus heutiger Sicht erweist sich insbesondere die Vorstellung von einer entpolitizierenden oder ausschließlich manipulativen Wirkung des Konsums als verfehlt. Der Massenkonsum erweiterte die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe für alle Bürger. Auch die Entstehung eines alternativen Milieus ist nicht zu denken ohne Kommunikationsmittel und Waren wie Zeitschriften, Fernsehen, elektrisch verstärkte Musik, Drogen und Automobile. Allerdings wurde hier ‚kritisch‘ und ‚politisch‘ konsumiert, was besonders pointiert darauf verweist, dass der Konsumbürger in der Massenkonsumgesellschaft ein politisches Subjekt sein kann. Gleichzeitig entstand im Individualisierungsschub dieses Umbruchs das Ideal des ‚unternehmerischen Selbst‘, das unter neo-liberalem Vorzeichen die soziale Desintegration der Gesellschaft vorangetrieben hat, weil „jeder könnte, aber nicht alle können“.⁴¹ Ebenso veränderte sich das Ideal des Hedonismus, der um 1968 als Alternative zur pflichtbetonten Arbeitsgesellschaft aufgefasst wurde und eine kritische Debatte um Lebensqualität auslöste, die Massenwohnungsbau, Umweltzerstörung und andere problematische „Nebenfolgen“ (Ulrich Beck) der Moderne einbezog. Dass dieses Ideal insbesondere seit den 1980er Jahren kommerziell verengt wurde, sagt etwas über den Wandel der Gesellschaft aus, aber auch über die Rolle, die ‚Konsumrebellen‘ für die Reproduktion des Kapitalismus spielen.⁴² Ein Blick auf die prosperierende und gleichzeitig sich politisierende Gesellschaft der langen 1960er Jahre zeigt jedoch, dass Gegenkulturen nicht auf ihre ökonomische Innovationsfunktion zu reduzieren sind, sondern ein enormes politisches Potenzial entwickeln können, das sich nicht zuletzt aus der Vision eines besseren Lebens speist.



³⁰ Studienkreis für Tourismus, *Junge Touristen in Kopenhagens Gästehäusern im Sommer (Mai-September) 1971*, BAK, B 189/8108.

³¹ Briesen 2007.

³² Allensbacher Berichte, Nr. 16, 1972, S. 4.

³³ Rudloff 2002, S. 452.

³⁴ Stephens 2007, S. 56 ff.

³⁵ Weinbauer 2006.

³⁶ Reuband 1976, S. 89 f., 105, Anm. 7.

³⁷ Tanner 2001.

³⁸ AUSS-Info, hg. vom AUSS-Koordinierungsrat Hamburg, 6.1.1970, Staatsarchiv Hamburg, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Flugblätter und Publikationen 1968–76.

³⁹ Agit 883, Nr. 23, 17.7.1969; Nr. 24, 24.7.1969.

⁴⁰ Reckwitz 2006.

⁴¹ Bröckling 2002.

⁴² Heath/Potter 2005.

„DIE PHANTASIE AN DIE MACHT“

Andreas Schwab

Während in den frühen 1960er Jahren die Studenten noch in Anzügen und Krawatten zur Universität und zu Demonstrationen gingen, hat sich dies in wenigen Jahren nach 1967 markant geändert. Die Kleidung wurde lockerer und bunter, der allseitig verwendbare Parka ersetzte die früheren Mäntel. Frauen trugen Miniröcke oder lange Hippiekleider mit Batikmustern, farbenfrohe Plateauschuhe kamen im Mode, und die Jeans setzte sich bei beiden Geschlechtern als Alltagskleidung durch. Das bis dahin übliche Siezen unter den Studierenden wurde durch das lockerere Du abgelöst. Die Tragweite der Veränderung ist heute kaum noch nachzuvollziehen. Zwar war die 68er Bewegung nicht der Auslöser dieses Wandels, wohl aber war sie sein ‚Träger‘ und wirkte maßgeblich an der Verbreitung des neuen Stils mit. So ließ sich Rudi Dutschke 1967 in einem gestrickten Ringelpullover über die Ziele der Studenten interviewen. Spätestens als sich Joschka Fischer 1985 in Turnschuhen als hessischer Umweltminister vereidigen ließ, war der neue legere Stil gesellschaftlich etabliert.

In der Inneneinrichtung setzte sich immer stärker ein Baukastenideal durch. Gekauft wurden nicht mehr einheitliche Möbel für Wohn-, Schlaf- und Esszimmer, sondern eine wilde Kombination von unterschiedlichen Stilen und Richtungen. Die Ausrichtung am bisherigen bürgerlichen Ideal wurde abgelöst durch einen kreativen Umgang mit diversen Einrichtungsgegenständen, den die 1974 in Deutschland angekommene Möbelkette IKEA kommerziell nutzte.

Bewusstseinsweiternde Drogen wie Marihuana und LSD verbreiteten sich unter den Jugendlichen. Die ‚Drogenkultur‘ wurde durch Accessoires wie Haschpfeifen (Chillums), Poster und LP-Cover mit psychedelischen Grafiken, die alle für einen gegenkulturellen Lebensstil standen, begleitet.

Insgesamt war in Deutschland in den Jahren nach 1968 eine markante Veränderung der Konsumkultur zu beobachten; die ‚lange Wirkung‘ dieses Aufbruchs zeigte sich hier am sinnfälligsten. Die Auswirkung von 1968 stand also nicht ausschließlich für die Abkehr von der Warengesellschaft, gegen deren ‚verdummende Wirkung‘ Herbert Marcuse anscrieb. Im Gegenteil, die Änderung der Lebensformen und Moden ging mit einer Kommerzialisierung von Lebensstilen und Idealen einher. Alternative Konsumideale bestanden etwa in der Kennerschaft eines guten Rotweins aus der Toskana oder von kalt gepresstem Olivenöl aus Griechenland. Daher ist eine der Paradoxien der 68er Bewegung darin zu sehen, dass eine neomarxistisch und links eingestellte Jugend der Ausdifferenzierung eines globalisierten Kapitalismus Vorschub leistete. Es wurde nicht weniger konsumiert, nur anders.

Dies hatte eine Multiplizierung der möglichen Lebensstile sowie eine Hinwendung zur größeren Freiheit in selbstbestimmten Lebensläufen mit dem Ziel der Selbstverwirklichung zur Folge. Zugleich sind mit den aufkommenden individualistischen Trends auch gesellschaftliche Kohäsionskräfte weggefallen. 1968 lässt sich daher als Katalysatorfunktion begreifen: In der Folge dieses ‚kurzen Sommers‘ sind zahlreiche, auch gegensätzliche Wirklichkeiten entstanden, die insbesondere im Warenmarkt deutliche Spuren hinterlassen haben.

1. Musikkultur

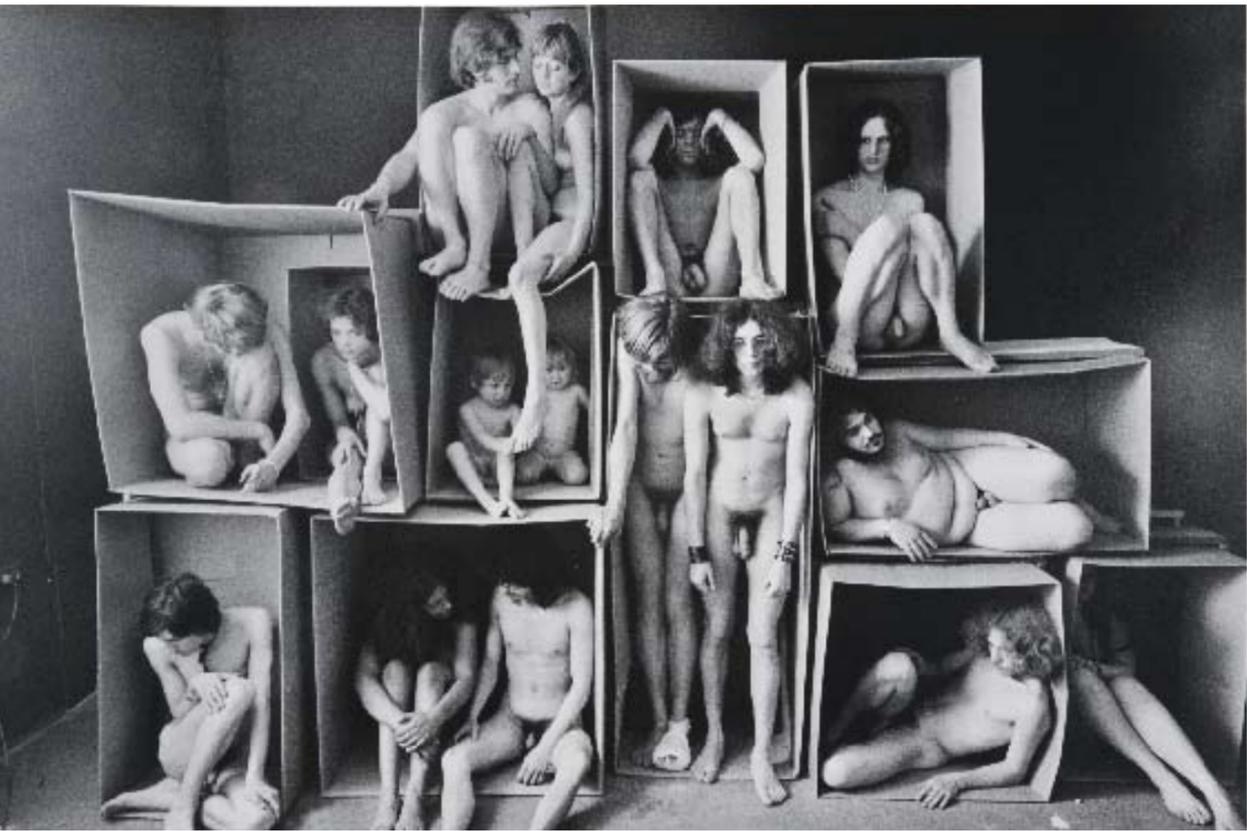
Musik wurde zu einem wichtigen Identifikationsbereich der rebellischen Jugend gegen ihre Eltern. Jugendliche legten große Sammlungen von Platten mit internationalen Stars an, die beinahe kultisch verehrt wurden. Die Verehrung konnte so weit gehen, dass einzelne Fans ganze Songtexte, beispielsweise von Bob Dylan, ins Deutsche übersetzten und eigens dafür Alben gestalteten. Für andere kam ‚The White Album‘ der Beatles 1968 einem Erweckungserlebnis gleich. Die eigene Stereoanlage wurde zu einem wichtigen Statussymbol. Tragbare Radios und Plattenspieler erlaubten es, die bevorzugte Musik auch außerhalb der eigenen vier Wände zu hören.

2. Festivals

An den Essener Songtagen von 1968 traten ebenso bedeutende internationale Stars wie Frank Zappa wie auch die deutschen Künstler Franz Josef Degenhardt, Wolfgang Neuss, Dieter Süverkrüp sowie die aufkommenden ‚Krautrock‘-Bands Amon Düül, Tangerine Dream und Guru Guru auf. Spätestens mit dem legendären Festival in Woodstock von 1969 wurden Musik-Festivals zu einem Identitätstiftenden Bestandteil der Jugendkultur. Die Plakate, die für diese Festivals Werbung machten, wurden in ihrer psychedelischen und popkulturellen Ästhetik wegweisend.

3. Kleidung

Mit der Anpassung der Mode an die Jugendkultur setzte ein Prozess ein, der bis heute anhält. Kleidungsstile, die von jugendlichen in-Groups getragen werden und über welche die Medien berichten, werden von der Industrie aufgegriffen und für breitere Bevölkerungsschichten kostengünstig angeboten. Dies führt dazu, dass die in-Group selbst wieder nach einem neuen Stil sucht, mit dem sie sich von der Mehrheit abheben kann. Daher kann die fortwährende Suche nach einer kulturellen Differenzierung, wie sie sich um 1968 in der westlichen Welt durchsetzte, als wichtiger Beschleunigungsfaktor für die Weltwirtschaft und damit in der Sprache der 68er für das ‚kapitalistische System‘, begriffen werden.









! ,DIE SPIESSERHÖLLE': DIE FEINDBILDER DER 68ER



DIE BERUHIGENDE ZONE BÜRGERLICHER KULTUR: WIE ES SICH DIE ELTERN GEMÜTLICH MACHTEN UND WAS DIE 68ER-KINDER DARAN STÖRTE

Barbara Sichtermann

Kissen bekamen in der Mitte einen ‚Ditt‘ – einen kleinen Knick, durch eine sanfte Handkante hineingedrückt. Große Kissen bekamen einen ‚Doppel-Ditt‘. Und die Fransen des Teppichs mussten mit einem extra dafür zuständigen Metallkamm zu einer gleichmäßigen Formation geordnet werden. Tja, solche Auswüchse eines überschäumenden Hausfrauen-Perfektionismus verortet man üblicherweise in den 1950er Jahren, aber sie waren in den 60ern noch ziemlich lebendig. Ordnung und ihre übertriebenen Dekors – wie der ‚Ditt‘ und die gekämmten Teppichfransen – waren überhaupt sehr wichtig in den beiden Dekaden nach dem Krieg. Ordnung, nicht nur im Haus, in den Schubladen, im Küchenschrank, den Werkstätten, Kaufläden, in Wald und Flur und auf Straßen und Plätzen, sondern auch in den Oberstübchen und in den Gedankenwelten, war das Gebot der Epoche. Es war eine Spur magischen Denkens dabei. Der Krieg hatte eine globale Unordnung, ein destruktives Chaos hervorgebracht. So wurden Ordnung, aber auch Gleichmaß, Regelmäßigkeit und Genauigkeit bis zur Pedanterie zum Mantra der Zeit.

Man kann sich ja doch wundern, warum nach einem Weltkrieg mit seinen Blutbädern und Bombennächten ausgerechnet gekämmte Teppichfransen, ein so lächerlicher Ausweis von Regelmäßigkeit, zu Ehren haben kommen können. Eine Erklärung liefert vielleicht die fällige Umrüstung, die der deutschen Nation damals zu leisten auferlegt war. Man hatte den Krieg verloren, und die gewaltige kämpferische Emphase, mit der die Nationalsozialisten aus den Deutschen ein Kriegervolk machen wollen, lief leer, verpuffte und zersetzte sich in bedrückende Empfindungen von Scham und Schuld. Dabei war die eine Aufgabe verpflichtend: Die Deutschen mussten zu einer zivilen Gesellschaft werden. In zivilen Gesellschaften sind Wohnzimmer wichtiger als in kriegerischen. Also: Zeigt sie her, eure Wohnzimmer! Schließlich waren Häuser zu Millionen unter Bombenteppichen begraben worden und verbrannt – die Katastrophe rückte den Fokus der Aufmerksamkeit also wie von selbst auf das wiederzugewinnende Wohnzimmer.

Die Sehnsucht ging in Richtung heile Heimat. Der frisch gedeckte Kaffeetisch versprach nicht nur Kaffee, sondern auch geheilte Wunden. Die Vitrine mit den Kostbarkeiten des Hausstandes, vorzugsweise zerbrechlichem wie Kristallgläsern oder auch Porzellan mit Goldrand, nahm einen zentralen Platz im Wohnzimmer ein und wurde von der Hausfrau liebevoll gepflegt, bewies sie doch: Wir sind zurück in der beruhigenden Zone bürgerlicher Kultur. Nicht nur die Wohnzimmer – alles, was im Alltagsleben der 1950er und 60er Jahre vorkam, hatte auch eine heimliche symbolische Seite. Die Heimatfilme, die süßliche Schlagermusik jener Zeit, der industriell vervielfältigte röhrende Hirsch als Wohnzimmer-Wandschmuck, die neu aufkommende Reiselust, der Treck der mit nichts als ihren Fotoapparaten bewaffneten Deutschen in den Süden – all das bezeugte nicht nur neu entfachte Lebenslust, sondern es verkündete auf dem Wege der symbolischen Mitteilung: Wir wissen die schönen Dinge des Lebens zu schätzen. Wir sind doch zivilisiert. Wir haben wieder den Anschluss gefunden. ‚Wir sind wieder wer!‘

Die während des Krieges oder kurz danach geborenen Kinder der Soldaten, der Kriegsgefangenen und der Trümmerfrauen, sie profitierten vom raschen und entschiedenen Bekenntnis der Deutschen zum Frieden und zum zivilen Leben. Sie hatten vielleicht als Kleinkinder die Vertreibung erlebt,



hatten nahe Angehörige verloren und Hunger und Mangel während der ersten Nachkriegsjahre durchgestanden. Aber als sie in die Schule kamen, war schon wieder genug zu essen da, und sofern die Mutter überlebt hatte und womöglich sogar der Vater aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war, erfuhren sie viel Zuwendung und Geborgenheit. Kinder stören sich nicht an gekämmten Teppichfransen – es sei denn sie werden gescholten, weil sie etwas durcheinander bringen. Eine Kindheit in den 50ern, eine Jugend in den 60ern hatten also durchaus ihr Gutes. Es ging wirtschaftlich bergauf, und die daraus erwachsende Zufriedenheit der Eltern übertrug sich auf die Kinder. Der Arbeitsmarkt war nicht im Entferntesten so angespannt wie heute, im Gegenteil, es fehlten Kräfte, und so konnten Löhne steigen und die Bürger fleißig konsumieren. Und die Umwelt war noch nicht so voll gestopft: Die Straßen waren leer und fast ganz für die Kinder da. Und das Wichtigste: Die soziale Kontrolle hatte sich fürs Erste aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit verabschiedet – damit hatte man im ‚Dritten Reich‘ genug zwiespältige Erfahrung gemacht.

Aber als die Kinder heranwuchsen, gingen sie den Dingen auf den Grund. Noch bevor sie gegen die Einschränkungen rebellierten, die ihnen Gesetze und Moral der Zeit aufzwangen, empfanden sie instinktiv, dass da etwas nicht stimmte. Neben dem Hirschgeweih an der Wand hing das gerahmte Foto des gefallenen Onkels. Sie saßen im Sessel, schauten auf die gekämmten Fransen und griffen nach der Zeitung mit dem Bericht vom Eichmann-Prozess. Sie fühlten Dissonanzen, über die sie sich nicht länger hinwegtäuschen konnten. Noch bevor sie den Hirsch als Kitsch und die Fransen als Produkt einer Zwangsneurose lesen lernten und entsprechend kritisierten, wehrten sie sich gegen diese symbolischen Beschwichtigungsversuche. Die Spießhölle der 1960er Jahre, das war ein großes Ablenkungsmanöver, eine weit gefächerte Befriedungsstrategie. Dieser faule Frieden konnte nicht dauern. Den vielen alten Nazis in hohen öffentlichen Ämtern, denen die Jugend den Respekt verweigerte, entsprachen Eltern, die von einer unsichtbar gemachten Vergangenheit belastet waren, weshalb ihnen ihre Kinder die Autorität absprachen. Natürlich gab es Ausnahmen, Eltern im Widerstand, Remigranten, tapfere Einzelkämpfer, aber die übergroße Mehrheit hatte entnazifiziert werden müssen. Folglich saßen die Heranwachsenden im Elternhaus und haderten mit dem Gleichmaß der Tage und dem Schweigen der Eltern.

Je nachdem wie temperamentvoll die Kriegsgeneration sich verteidigte und gegen die Zerstörung der Nazizeit ihre unübersehbaren Leistungen des Wiederaufbaus und der Restauration in Stellung brachte, um so vehementer bekundeten die Kinder ihre Verachtung für den Konservatismus der Adenauerzeit sowie für das Wirtschaftswunder. Und je nachdem, wie hart die aufgebrachten Mütter und Väter ihre unbotmäßigen Sprösslinge anpackten, reagierten diese mit offenem Aufruhr oder der Flucht aus dem Elternhaus. Gymnasiasten, Studentinnen, Lehrlinge, Berufsanfängerinnen – sie fühlten sich unter ihresgleichen aufgehoben und verstanden. Der Abgrenzungsdiskurs erfasste bedeutende Teile der jungen Generation, vor allem in der Mittelschicht und unter den Eliten. Der flüchtende Jugendliche stieß auf andere, denen es ähnlich erging, und in der Subkultur einer aufsteigenden Jugend fand er schnell Anschluss. In der typischen Fluchtstadt Berlin, in der ein junger Mann auch noch dem Barras entging, entwickelte sich eine Subkultur junger Verweigerer, die das ‚System‘ herausforderten.





Deutscher, dipl. Tropenagronom, 25/1,85, z. Z. in Südamerika tätig, wird kommendes Jahr seinen Europurlaub in Deutschland verbringen und möchte auf diesem einzig möglichen Wege Kontakt mit einem sehr hübschen aber natürlichen, deutschen Mädchen aufnehmen. Sie sollte gebildet und charmant sein, protestantisch, ebenso gute Hausfrau wie Gesellschafterin und eine moderne Lebenseinstellung mit anständigen Grundsätzen ihr Eigen nennen. Geld und Gut sind unwichtig, da er eine sichere und gutbezahlte Stellung einnimmt. Wo ist das anpassungsfähige, zärtliche und stets fröhliche Mädchen, das mit ihm eine wirkliche, ideale Ehe aufbauen möchte und den Mut hat, einen ausführlichen Brief (Luftpost) und ein gutes Ganzfoto zu schicken an Ch. 8328.

Am System, soweit es den Alltag prägte, gab es einiges auszusetzen. Eine Kunststudentin erzählt, dass ihr Vater sich auf den Kuppeleiparagrafen berief, wenn er ihr untersagte, nachts mit ihrem Freund das Bett zu teilen: Er mache sich strafbar, wenn das Paar nicht verheiratet sei. Was lag da näher, als sich in die nächste Großstadt abzusetzen und eine WG zu gründen? Ein Jurastudent berichtet, dass allenthalben Eigentumsdelikte viel strenger bestraft würden als Körperverletzung; obwohl ja schließlich die alte Losung ‚Eigentum ist Diebstahl‘ sehr viel für sich hätte. In der WG versuchte dieser Student, mit seinen Genossen alles zu teilen, und wenn er Hunger hatte, ging er im Supermarkt ‚einklaunen‘. – Das sah er dann als praktische Kritik an der bürgerlichen Vergötzung des Besitzes an.

Und eine Medizinstudentin erzählt von primitiven Stämmen, in denen stetig Frieden herrscht, weil alle gemeinschaftlich die Kokosnüsse ernten und jeder mit jedem schläft. Die Monogamie sei keineswegs konkurrenzlos in der Geschichte der Menschen, Kommunen habe es immer gegeben, und freier Sex erlöse die Menschheit von ihren Neurosen, ihren Psychosen und ihrer Kriegslüsterheit. Wenn sie an ihre verklemmten Eltern denkt, die sie nicht mal sexuell aufgeklärt hätten, weil sie nicht imstande gewesen wären, die dafür nötigen Wörter in den Mund zu nehmen, wird sie rot vor Wut und Scham. Sollen sie schmoren in ihrer Spießhölle, diese sexualfeindlichen Kriegstreiber, die jetzt – schon wieder – nichts Besseres zu tun haben, als den Amerikanern wegen ihres Einsatzes von Agent Orange über den Wäldern Vietnams ihre Zustimmung zu bekunden.

Auch in den 1950er Jahren gab es schon eine gewisse Libertinage, unternehmungslustige Männer und Frauen, die auch erotisch die Abwechslung liebten. Doch das waren besondere Milieus. Der Mainstream war oder wollte rechtschaffen sein, auch in Fragen von Partnerschaft und Ehe. Treue stand hoch im Kurs, und in der Erziehung der Jugend riet man von sexuellen Experimenten dringend ab. In diesen und anderen Fragen suchte das Establishment den Anschluss an die Kirchen und deren Moral. In der Nazizeit sollten alle nur an den Führer glauben, darüber hinaus galt Religion nicht viel. Jetzt zeigte, wer zur Kirche ging und die Gebote einhielt, dass er oder sie eine eventuelle braune Vergangenheit hinter sich gelassen hatte. So addierte sich eine gewisse Kirchlichkeit zu den Wohlanständigkeitsausweisen der Nachkriegsspiesser, und wer kein Talent zum Doppelleben hatte, musste eben monogam sein – oder zumindest seine Kinder daraufhin erziehen.

Für eine rebellische Jugend also gab es triftige Gründe zur Abgrenzung, zur Auflehnung und zum Neubeginn. Aber man ging auch Kompromisse ein, und es kam zu späten Versöhnungen mit den verstoßenen Erzeugern. Die Jugend überforderte sich im Grunde durch ihre Wunschträume selbst. Viele wollten gern promiskuitiv leben, konnten es aber nicht. Manche vergruben sich lieber in die Theorie. Andere wechselten zumindest eine Weile mit Lust den Partner oder die Partnerin – wobei die gerade auf den Markt gekommene Pille eine wichtige Hilfestellung leistete. Freiheit in Fragen des Lebensstils und vor allem des erotischen Lebens war von der Wünschbarkeit zur Möglichkeit und von da für viele zur Wirklichkeit geworden. Auch wenn diese Wirklichkeit sich in Fragen von Treue und Offenheit praktisch gar nicht so sehr vom Leben der Eltern unterschied.

Die Begleitmusik dieses Wandels war der Rock'n'Roll. Dieser musikalische Abgrenzungsdiskurs funktionierte besser als jeder moralische Vorwurf. Bill Haley und Elvis Presley sangen nicht nur im Stil des angry young man, sie forderten ihr junges Publikum auf, sich ebenso ‚frei‘ zu tanzen. Die alte Generation hat das als unglaubliche Provokation empfunden. Die Nazi-Epoche hatte die Menschen nicht nur politisch entmündigt, sondern auch in Fragen des Geschmacks. Die Eltern waren von den grenzüberschreitenden internationalen ästhetischen Trends einfach abgekoppelt worden. Noch immer hielten die Älteren nichts oder wenig von der ‚Negermusik‘. Um solchen Anachronismus hatte sich die Entnazifizierung nicht kümmern können, das musste jetzt die junge Generation erledigen. Sie tat es mit erstaunlicher Verve – in ganz Europa, in aller Welt, also auch da, wo der Konservatismus niemals in Nationalsozialismus umgeschlagen war. Manche kamen in der Umerziehung auf den Geschmack, statt preußischer Märsche ging auch mal eine Louis-Armstrong-Platte über den Ladentisch. Das Muckertum der Adenauer-Ära, in der die Mädchen sonntags weiße Wildlederhandschuhe trugen und die Jungen Fliegen, hatte sich steril und asexuell gegeben. Mit „Rock around the clock“ schlug nun ein Song kometenhaft ein, der das komplette Gegenprogramm beinhaltete. Man musste der Jugend gar nicht erklären, dass Rock'n'Roll voller Anspielungen auf die ‚moves‘ beim Geschlechtsakt war. Durch ihr Tanzen schwangen sie sich aus dem Muff der viktorianischen Schicklichkeitsvorstellungen mitten hinein in die sexuelle Revolution.

Deshalb auch hatten die Berliner Wohn- und Liebesversuche der Kommunen I und 2 eine so enorme Ausstrahlung – man fantasierte von sexueller Freizügigkeit bzw. hätte, im Falle der älteren Generation, alles dafür getan, dass die eigenen Kinder nicht so leben. Jenseits der angeblichen erotischen Experimente faszinierte schon allein die Wohnform. Der Abgrenzungsdiskurs der 68er richtete sich in vielen Fragen, die das private Leben betrafen, auch gegen Abgrenzungen. Mit den erotischen Geheimniskrämereien wurden auch die pekuniären und schließlich die körperlichen abgeschafft: Einführung der Gemeinschaftskasse bei gleichzeitiger Abschaffung der Klotür. Rückzugsräume, Exklusivität und Privatleben in Form von Abgeschlossenheit galten als bürgerlich – und verfielen damit einem tödlichen Verdikt.

Die 68er pflegten eine radikale Rhetorik, in der die Utopie vom befreiten Menschen schon Gestalt angenommen hatte und das Elend des autoritären Charakters wie Geiz, Neid und Eifersucht bereits der Vergangenheit angehören sollte. Wenn die Eltern nachfragten, ob die Eifersucht nicht eine ‚natürliche Mitgift‘ sei, konnten sie von ihren Sprösslingen als ‚Produkte bürgerlicher und faschistischer Zurichtung‘ oder ‚anale Neurotiker‘ beschimpft werden. Wobei das eine auf das andere hinausläufe. Die jungen Leute wollten dem gegenüber ihre Chance ergreifen, aus sich authentische Persönlichkeiten zu machen, die keine bürgerlichen Besitzansprüche an Dinge und vor allem nicht andere Menschen stellten. Sie wollten solidarisch, verantwortlich und kritisch sein und aufrecht gehen.

Die Generation, die im Feld gestanden oder an der Heimatfront gelitten, die ihren Kampf gekämpft hatte und besiegt worden war, konnte nicht viel vorbringen, als ihre Kinder sie zur Rede stellten. In einem gewissen Sinn bestrafte die 68er ihre Eltern auch dafür, dass sie den Krieg verloren hatten. Für die Kinder aber war das nicht genug. Der Konsumismus der ‚Freien Welt‘ selbst ekelte sie an. Was war das für eine Freiheit der Wahl zwischen Coca- und Pepsi-Cola? Dagegen formulierten sie



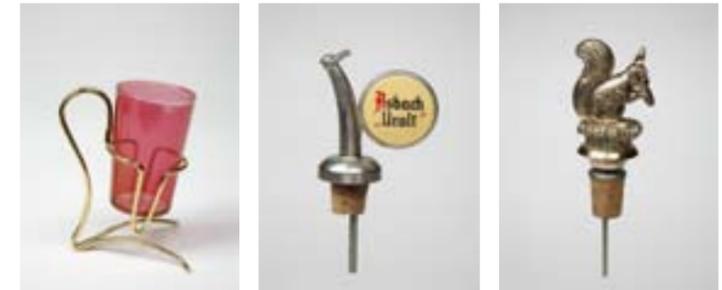


ihre eigenen Ideale, immer wieder und vor allem: Freiheit. Der Menschen, ihr Leben zu gestalten. Der Jugend, ihren eigenen Weg zu gehen. Der Untergeordneten, der Lehrlinge, Arbeiter und kleinen Angestellten, mitzureden und ihre Meinung zu verfechten. Der Kolonien, ihre Unterdrücker abzuschütteln. Der Dritten Welt, ihre Ausbeuter anzuklagen. Und schließlich: der Frauen, sich gegen die Prämrogative der Männer aufzulehnen. Die 68er Bewegung war selbst nicht feministisch und wies der Frauenbefreiung den Rang eines ‚Nebenwiderpruchs‘ zu. Aber sie war doch eine Art Vorbereitung und Kaderschmiede für den wenige Jahre später einsetzenden Feminismus. Die Pionierinnen dieser Bewegung waren in den Jahren vor 1968 noch Töchter gewesen, die in ohnmächtiger Wut auf die Geschlechterordnung ihrer Zeit geblickt hatten.

Das galt vorwiegend für die Töchter der aufgeklärten Mittelschicht, die selbstverständlich das Gymnasium besuchten und für die die Ehe nicht mehr unbedingt als letzte Bestimmung galt. Intelligente, ehrgeizige, kritische Töchter, die den starken weiblichen Anteil der 68er ausmachten, konnten sich nicht damit abfinden, von den hitzig debattierenden Genossen zum Flugblattabtippfen und Kaffeekochen abgeordnet zu werden. Sie hatten noch die eigene Mutter vor Augen, die in der Pflege von Haus und Garten aufgehen sollte, und erinnerten sich des festen Vorsatzes ihrer Kinderjahre: So will ich nicht enden. Die devote Haltung, mit der die Traumfrau der 1950er Jahre ihrem ins Büro aufbrechenden Gatten die Aktentasche reichte, beleidigte das Selbstbewusstsein der höheren Töchter, die sich gerade anschickten, das Abitur zu machen. Nicht dienen und sich nicht bedienen lassen, das wurde zu einem der wichtigsten Motive der ‚Women’s Liberation‘, die sich aus einem Gemisch aus persönlichen Erfahrungen und den Reflexen weltweiter Umbrüche bildete. Der Diskurs der 68er, soweit er sich um ‚Herrschaft‘ drehte, ließ sich mühelos vom kapitalistischen Paternalismus auf das Patriarchat übertragen. ‚Women’s Liberation‘ entstand insofern geradezu logisch aus der 68er Bewegung, und sie führte, was die Herkünfte und den Streit mit der Elterngeneration betrifft, zu den nämlichen neuen Abgrenzungsdiskursen.

Auch die jungen Männer hielten das Familienbild der Nachkriegszeit keineswegs für verteidigungswert – obwohl ein Wandel des Bildes und der sozialen Realität sie ja gewisser Privilegien berauben würde. Die Studenten, die einen Großteil der 68er stellten, erkannten zwar im überkommenen Geschlechterverhältnis das Herrschaftsverhältnis an. Doch damals begann, was der Soziologe Ulrich Beck die ‚verbale Aufgeschlossenheit bei gleichzeitiger Verhaltensstarre‘ genannt hat. Jener heikle Aspekt der Gleichberechtigung, der von den Männern verlangt, ihren Teil der Familien- und Kinderbetreuungsarbeit zu leisten, ist – bis heute – von den Männern inhaltlich voll akzeptiert, praktisch aber kaum umgesetzt. Aber die theoretisch bekundete Bereitschaft der Männer, ihre Frauen um deren beruflichen Ehrgeizes willen in der Familie zu entlasten, ist ein Schuldschein, mit dem Frauenpolitik bis heute laboriert.

Dass die Genossen der Jahre um 1970/71 ihre Frauen, Freundinnen und Geliebten bei ihren feministischen Bestrebungen zumindest theoretisch gern unterstützten, hing wahrscheinlich nicht zuletzt damit zusammen, dass sich die Jungs von den befreiten Mädchen unkomplizierten Sex versprochen. Es muß enttäuschend für sie gewesen sein zu entdecken, dass durch den Diskurs und die Praxis der Befreiung stattdessen vieles komplizierter wurde. Zumindest zogen Söhne und Töchter an einem Strang, wenn es darum ging, eine sexuelle Beziehung oder eine Liebschaft um ihrer selbst willen



einzugehen, und nicht immer gleich die Eheschließung anzusteuern – wie es die Eltern noch hatten tun müssen. Bei dieser Befreiung von einer drückenden Konvention der 1950er und frühen 1960er, der sich auch viele Angehörige der Elterngeneration sicher schon gern entzogen hätten, spielten die modernen Kontrazeptiva, vulgo: die Pille, in der Tat eine höchst effiziente Rolle. Ohne sie hätte es die sexuelle Revolution nicht gegeben.

Die jungen Eltern wollten so ziemlich alles anders machen, kein autoritärer Erziehungsstil, kein Ordnungswahn, kein Gehorsamsdrill sollte den freien Menschen, den sie aus ihren Babies zu machen hofften, verderben. Das Experiment der radikalen antiautoritären Erziehung, bei dem eine Gruppe von Kleinkindern sich gegenseitig erziehen und ihre Bedürfnisse frei äußern und aneinander befriedigen sollte, wurde nur von wenigen jungen Eltern der 68er Generation in die Tat umzusetzen gewagt. Der Gedanke aber, auf autoritäre Gängelung zu verzichten, es mit der Sauberkeitserziehung nicht zu übertreiben und vor allem auf die Kinder zu hören und von ihnen zu lernen, beeinflusste letztlich weite Teile der Gesellschaft. Die Großeltern bestanden auf Fütterung nach Plan, auf Schreien lassen und Laufgitter, d. h. auf dem alten Programm, demzufolge Eltern die Dompteure ihrer Kinder seien, und so war eine Verständigung mit den rebellischen Müttern und Vätern kaum möglich. Wenige Ideen der 68er haben die Generationen so gegeneinander aufgebracht wie das Konzept der antiautoritären Erziehung. Die Beunruhigung, die daraus erwuchs, ist bis heute spürbar. Neuen Schwung gewann die Abgrenzung noch einmal, als die Kinder ihrerseits Kinder bekamen, und die alternde Kriegsgeneration sich durch den kulturellen Wandel nicht mehr selbstverständlich zur Mitpflege der Enkel aufgefordert sah.

Das Wort ‚Spießer‘ kommt von Zaunpfahl = Spieß; Spießbürger hießen ursprünglich Menschen, die sich in ihre Häuser zurückgezogen hatten und dort ungestört sein wollten, was sie gegenüber der Mitwelt durch einen Zaun markierten. Dass die Kriegsgeneration dieses Bedürfnis nach Abschließung, nach Rückzug in ein (wiederaufgebautes) Haus hatte, ist wohl nachzuvollziehen. Wie auch, dass sie kaum offen sein konnte für soziale Experimente. Ebenso unvermeidlich lag der jungen Generation allzu große Rücksicht auf den Lebensstil der Eltern fern. Im Falle der 68er aber ging die Abgrenzung bis zum Bruch, der nicht zuletzt viel Gutes bewirkte: den Fall des Kuppeleiparagrafen, des Schwulenparagrafen und der ungezählten Zumutungen wie der, dass Frauen ohne Zustimmung des Mannes kein Konto führen oder arbeiten gehen durften. In einem allgemeinen Klima der Ermutigung zur Kritik – an Eltern, Partnern, Lehrern, Chefs und Bundeskanzlern – musste Autorität

„DIE SPIESSERHÖLLE“

Beate Schappach

Schöne Sinnsprüche auf Eichenholz im Biedermeier-Stil: „Wenn das Tagwerk ist vollbracht / eil’ ich meinem Heime zu / Wo mir Glück und Freude lacht / und des Friedens sel’ge Ruh““, passend zu einer Wohnungseinrichtung im Gelsenkirchener Barock, an der Wand ein ‚Röhrender Hirsch‘. Der Ehemann kommt nach Hause, seine Frau stellt ihm die Pantoffeln hin. Zusammen mit den Kindern nehmen sie das von ihr zubereitete Abendessen ein, danach setzt er sich in seinen Polstersessel und sie wäscht in der Küche für die ganze Familie ab...

Es ist nicht schwer, in wenigen Strichen ein Bild des Spießertums zu skizzieren. Die 68er haben dies ausgiebig getan – und sie wendeten damit das vom frühen Fernsehen und der Produktwerbung der sechziger Jahre transportierte Selbstbild der bundesrepublikanischen Wiederaufbau-Gesellschaft einfach ins Negative. Ihren neuen Lebensentwurf, ihre Visionen und Utopien beschrieben sie stets als Überwindung eines früheren, unerträglich gewordenen Zustands. Als negative Kontrastfolie der 68er fungierten die Erfahrungen von kleinstädtischer Enge in den 1950er Jahren, der Rückzug ins Private, das Statusstreben bei gleichzeitiger Vergangenheitverdrängung, eben jene patriarcha-

lische und hierarchische Gesellschaftsstruktur, die sie in ihrer Jugend selbst körperlich wie geistig so unfrei gemacht hatte. Dazu kam ein Hygienewahn, der im Sinne einer Zwangsneurose in den Alltag getragen und zudem unmittelbar mit Sexualität in Verbindung gebracht wurde. Die Dominanz der Ehe als Institutionalisierung der monogamen heterosexuellen Beziehung zum Zweck der Fortpflanzung und zur Kanalisierung der sexuellen Energie sowie die patriarchalische Struktur der Familie, die von den 68ern als Repressionsinstrument angesehen wurden, waren weitere Kritikpunkte. Dass die weit verbreiteten Eheratgeber aus den 1950er Jahren heute durchweg unfreiwillig komisch anmuten, kann als ein Indiz für den inzwischen erfolgten Mentalitätswandel angesehen werden. Dennoch ist es eine offene Frage, wie stark die 68er daran beteiligt waren. In der historischen Forschung lässt sich die dichotomische Gegenüberstellung der aufgeklärten, modernen, offenen 68er und der miefigen Nachkriegszeit nicht halten. Zu einem guten Teil beruhte die Abgrenzung seitens der 68er auf Projektionen, genährt durch Überzeichnungen und Klischees. Bereits in den 1950er Jahren zeichneten sich viele gesellschaftliche Bereiche durch dezidierte Moderni-

tät und Funktionalität aus. Markante Protesthaltungen und -bewegungen gab es schon seit Mitte der 1950er Jahre, etwa gegen die Wiederbewaffnung und die Atomrüstung. Spätestens seit den frühen 1960er Jahre sind die Kontinuitäten in vielen Bereichen viel größer, als die Protestierenden annehmen wollten. Dass sie ihre Erzählung aber etablieren konnten, spricht für die Wirkmacht der Diskurses, den die 68er für lange Zeit beinahe unwidersprochen behauptet haben.

Aus heutiger Sicht relativiert sich einiges: Die 68er haben zum Teil auch Konzepte und Formen übernommen, die sie gemäß ihrer Programmatik zu überwinden trachteten. Den zahlreichen Berichten von ZeitzeugInnen zufolge war den wenigsten von ihnen an der völligen Überwindung der monogamen Zweierbeziehung gelegen. Selbst von der Kommune I wurde unterdessen bekannt, dass sich ihre Mitglieder erst anlässlich des berühmten Nacktfotos im Stern zum ersten Mal ohne Kleidung sahen.

Insgesamt aber waren die 68er an wichtigen gesamtgesellschaftlichen Umwälzungen beteiligt. Wenn sie in vielen Fällen auch nicht als Urheber gelten können, so doch als nachhaltig wirkende Katalysatoren.

1. Illustrierte

Die gestellten Aufnahmen der Frankfurter Fotografen Paul Wolff und Alfred Tritschler aus den 1950er Jahren, die für Illustrierte produziert worden sind, offenbaren in ihrer Normativität rigide Lebenskonzepte. Sowohl die Bildreihe zu den Aktivitäten eines Ehepaars am Morgen als auch die Bildreihe über die Familie zu Weihnachten machen die Idealvorstellungen zum Beispiel in der Verteilung der Geschlechterrollen lesbar: Der Mann hat als Alleinverdiener die Familie zu ernähren, die Frau kümmert sich um seine Bedürfnisse und besorgt den Haushalt. Neben diesen funktionalen Aspekten der Ehe war eine gewisse, jedoch streng kanalisierte Emotionalität opportun, wie sie die zärtliche Verabschiedung des Ehemannes im Hausflur und der Austausch der weihnachtlichen Geschenke nahe legen. In der Weihnachtsserie wird zudem deutlich, dass ein gewisser Wohlstand und Luxus wieder als erstrebenswert galten.

2. Werbung

Dieser neue Wohlstand, der mit dem Wirtschaftswunder einherging, zeigt sich auch in der Produktwerbung. Moderne Haushaltsgeräte wie Waschmaschinen und Kühlschränke – letztere immer prall gefüllt mit Fleisch, Speck und Butter – ebenso wie die Werbung für Autos versprachen ein bequemes und modernes Leben. Neben den erstarrten Vorstellungen von Familienleben und Geschlechterbeziehungen war diese Fixierung auf Konsum und Statussymbole einer der Bereiche, gegen den sich die junge Generation abgrenzte, beispielsweise indem die Wohngemeinschaften bewusst alte Möbel oder improvisierte Regale verwendeten.

3. Stadtwerbung

Die Bilderserie der Frankfurter Stadtwerbung, die einige mondäne Frankfurter Hotels sowie den Palmengarten zeigt, verknüpft die Aspekte der normativen Rollenvorstellungen und des Konsums miteinander. Die jungen, heterosexuellen Liebespaare an den großzügig gedeckten Tischen mit opulenten Wurst- und Fleischplatten verkörpern in der bildlichen Zuspitzung die Prototypen des angepassten ‚bürgerlichen Spießers‘, von dem sich die 68er abgegrenzt haben.











MEDIEN-REVOLTEN: DIE MASSENMEDIEN ALS ORT DER PROTESTE VON 68

Kathrin Fahlenbrach

Medien-Mythos 68

Die 68er Bewegung, wie ihre symbolische Chiffre lautet, hat zweifellos im kulturellen Gedächtnis der Bundesrepublik einen mythischen und emotionalen Stellenwert. Sie steht für eine euphorische Phase des Aufbruchs, der Revolte, der kollektiven Befreiung von bürgerlichen Zwängen und für einen kulturellen Wertewandel in der Bundesrepublik, der bis heute nachwirkt. In immer wiederkehrenden Bildern und Dokumentationen wird dieser Mythos in den Medien heraufbeschworen. Wenn wir uns heute an die Proteste und den rebellischen Zeitgeist um 1968 erinnern, tun wir dies vor allem anhand der inzwischen kanonischen Bilder und Klänge, in denen das Fernsehen, der Film und die Printmedien die Rebellen damals inszeniert haben. Vor allem die Bilder und die Musik, aber auch kanonische Parolen und skandierte Protestrufe, machen den rebellischen Zeitgeist und das Lebensgefühl dieser Jahre deshalb für die Nachgeborenen bis heute derart lebendig, weil die Medien bereits damals die Proteste nicht einfach nur dokumentierten, sondern weil sie sie medial verdichtet und stilisiert haben. So konnten die Medien selbst zu einem zentralen Bestandteil der Proteste werden: zum einen als Gegenstand der Revolte, vor allem in Form der Springer-Presse, mit der sich die Studenten einen erbitterten ideologischen Kampf lieferten; zum anderen waren sie aber auch selbst prominenter ‚Austragungsort‘ der Revolte. Insofern waren die Massenmedien schon zu Beginn der 68er Bewegung an ihrer Mythenbildung unmittelbar beteiligt. Erst durch das Interesse der Massenmedien an den symbolischen Protestaktionen, an den provokanten Tabubrüchen und Selbstinszenierungen durch Kleidung, Verhalten und Lebensstil konnten die Proteste einiger Studenten und subversiver Aktivisten das kulturelle Bewusstsein der Öffentlichkeit derart nachhaltig stören. Diese für eine Protestbewegung bis dato völlig neuartige Wirkungsmöglichkeit medialer Präsenz hatte allerdings auch problematische Folgen für die Akteure selbst: Sie verloren tendenziell die Deutungsmacht über ihre eigenen Protestziele und Kodes. Bernd Rabehl, prominenter Vertreter des SDS, konstatierte später, dass die Medien ihre eigenen Interessen wirksam auf die protestierende Jugend projizierten – seien diese politischer oder ökonomischer Art: „Die einen konkretisierten den ‚Feind‘ und blieben dabei in den Kategorien des Kalten Krieges befangen. Die anderen ästhetisierten die Provokateure, nahmen jedoch ihre Anliegen nicht ernst. Sie machten aus dem Aufbruch einen gut vermarktbareren Jugendkult.“¹

Nicht die politischen und ideologischen Protestmotivationen standen also im Vordergrund der medialen Berichterstattung, sondern ihr hedonistischer Lebensstil, der provokativ Kriterien wie Selbstverwirklichung und Kreativität an die Stelle traditioneller Werte setzte. Wenn heute die Erfolge der 68er Bewegung vor allem auf dem Feld der kulturellen Erneuerung, der Durchsetzung neuer Werte im privaten und öffentlichen Leben betrachtet werden, die nicht zuletzt das Entstehen einer demokratischen Kultur in der Bundesrepublik vorangetrieben haben, dann liegt dies in entscheidendem Maße auch an der damaligen Filterwirkung der Massenmedien. Indem die Medien gerade diese Aspekte fokussiert und überhöht haben, griffen sie einen bereits seit Ende der fünfziger Jahre schwelenden Wertekonflikt auf. Denn während sich die Bundesrepublik inzwischen wirtschaftlich und sozial von den Folgen des Krieges erholt hatte und sich eine hedonistische Freizeit- und Konsumkultur herausbildete, lagen Werte wie Autoritätsgläubigkeit, Sicherheitsdenken oder Hierarchiebewusstsein wie



eine Glasglocke über dem Land. Die symbolischen Proteste der Studenten und ihr provokant anti-autoritäres und hedonistisches Auftreten brachten damit ein Unbehagen auf gegen überkommene, noch von der Nazizeit geprägte autoritäre Werte, ein Unbehagen, das sich schon in den 1950er und frühen 1960er Jahren in Jugendbewegungen – allen voran der Halbstarkenbewegung² – Ausdruck verschafft hatte. Indem die Massenmedien vor allem diese provokant-hedonistische Dimension der Proteste aufgriffen und in den Mittelpunkt ihrer Protest-Darstellungen rückten, griffen sie also einen gesellschaftlich schon länger schwelenden Konflikt auf und verstärkten damit katalytisch die öffentliche Wirkung dieser Proteste, die lustbetonte neue Werte propagierten.³ Die Rebellen um ’68 und die Massenmedien können also gleichermaßen als auslösende ‚Akteure‘ eines Wertewandels betrachtet werden, der die bundesrepublikanische Gesellschaft bis heute prägt.

Die neue Macht der Bilder um ’68

Das Interesse der Massenmedien an den rebellierenden Studenten und Jugendlichen beruhte aber nicht nur darauf, dass sie den im privaten wie öffentlichen Raum schon länger gärenden Wertekonflikt, der vor allem ein Generationenkonflikt war, aufgriffen und die Polarisierung zwischen ‚jung‘ und ‚alt‘, zwischen ‚Bürgern‘ und ‚Gammlern‘ oder ‚Anarcho-Studenten‘ medienwirksam verstärkten; gleichzeitig war dieses Interesse auch in der medienhistorischen Situation Ende der 1960er Jahre verwurzelt. In dieser Zeit avancierte das Fernsehen auch in der Bundesrepublik zum Leitmedium und verdrängte das Radio und zunehmend auch die Printmedien von ihren angestammten Plätzen des medialen Konsums. Der Siegeszug des Fernsehens ging in der bundesdeutschen Medienlandschaft einher mit einem Siegeszug der Bilder in der öffentlichen Meinungsbildung. Zum einen professionalisierte das Fernsehen in dieser Zeit selbst seine Formen der visuellen Darstellung.⁴ Die Durchsetzung von Fernstechniken wie die magnetische Bildaufzeichnung oder die Möglichkeiten der elektronischen Bildbearbeitung waren nur zwei wichtige Voraussetzungen für die Umstellung des Fernsehens von einem Hör- zu einem Bildmedium. Während eine Reportagegattung wie „Panorama“ im Anschluss an den avantgardistischen Dokumentarfilm neue Reportageformen entwickelte,⁵ experimentierte in der Musiksendung „Beat Club“ Michael Leckebusch mit psychedelischen Bildern und nahm damit die spätere Clipästhetik voraus.⁶ Aber auch in der alltäglichen Berichterstattung nahmen Bilder einen immer wichtigeren Stellenwert ein: Das Einspielen von ereignisreichem Bildmaterial aus aller Welt wurde in den Fernsehnachrichten und Fernsehreportagen dieser Zeit ebenso selbstverständlich wie die bildhafte Personalisierung politischer und gesellschaftlicher Ereignisse.

Unter dem Konkurrenzdruck des Fernsehens entwickelten auch die Printmedien zunehmend eigene Bildkonzepte. Großformatige und farbige Fotografien verdrängten in Reportagen und Beiträgen die Texte, die sich nun nach visuellen Kriterien in die ambitionierten Layouts einfügen mussten. Am deutlichsten wurde diese Umstellung im Magazin „Stern“. Dort fand Ende der 1960er Jahre eine breite Umorientierung auf emotionale und visuelle Darstellungskriterien statt.⁷ Ähnlich wie das amerikanische „Life“-Magazin unterstützte der „Stern“ dabei die Entwicklung einer neuen (internationalen) Sprache des Fotojournalismus. In Foto-Reportagen wie „Die verhungerten Kinder von Biafra. Bilder

² Vgl. hierzu Fischer-Kowalski 1983, S. 54: „Ebenso wie die Studentenbewegung zwischen 1965 und 1970 beteiligten sich an der Halbstarkenbewegung ein beträchtlicher Anteil der damaligen Jugend, und zwar ebenso während einer verhältnismäßig kurzen und klar abgrenzbaren Phase, zwischen 1955 und 1960. In beiden Fällen stellten die beteiligten Jugendlichen nur eine Minderheit dar [...], aber doch eine sehr deutlich sichtbare Minderheit, die die Vorstellungen und Lebensweisen nicht nur der Teilnehmer, sondern auch weit darüber hinaus prägte.“ Vgl. auch Baacke 1972 und Luger 1991.

³ Vgl. Schildt/Sywottek 1993. Schildt 1995.

⁴ Vgl. hierzu ausführlich Fahlenbrach 2002.

⁵ Vgl. hierzu Lampe/Schumacher 1991.

⁶ Vgl. hierzu Fahlenbrach 2002. Fahlenbrach/Viehoff 2003b, S. 110–142.

⁷ Vgl. hierzu Stark 1992.



klagen an“ wurde der Betrachter in großformatigen Nahaufnahmen mit der fremden Wirklichkeit konfrontiert.⁸ Der Fotoreporter wurde zum physisch und oft auch emotional teilnehmenden Beobachter, dessen Bilder dennoch – oder gerade deshalb – Anspruch auf Authentizität erhoben. Auch in der Politik wurde die visuelle Inszenierung immer wichtiger. Hier setzten die Adenauer-Porträts von Will McBride für die Magazine „Quick“ und „Twen“ (1966) neue Akzente: Der Regierungschef wurde dort nicht mehr nur aus respektvoller Ferne in seiner öffentlichen Rolle bei Staatsempfängen und politischen Treffen gezeigt, sondern auch als Privatmensch. McBride erinnert sich, dass die Illustrierte „Quick“ ihn mehrmals zu Adenauer schickte, um ihn in allen möglichen privaten und öffentlichen Situationen aus nächster Nähe zu porträtieren.⁹ Seine Kamera rückte hier immer wieder in intime Nähe zum faltigen Gesicht und den Händen Adenauers. Es waren nun der Körper des Regierungschefs und seine emotionalen Botschaften, die im Vordergrund der Bildardarstellung standen. Auch wenn es sich bei den Porträtaufnahmen nicht um unkontrollierte Bilder handelt, war die körperliche Nähe zum Staatsoberhaupt damals ungewohnt und zeigte einen Umbruch in der Tradition öffentlicher Repräsentation. Offensichtlich hat Adenauer, der sich bereitwillig von McBride aus nächster Nähe abbilden ließ, schon damals begriffen, dass diese visuelle ‚Intimisierung‘ einhergeht mit emotionaler Glaubwürdigkeit: Auf diesen Bildern verbürgt er sich als Regierungschef mit seinem ganzen Körper und seiner Persönlichkeit.¹⁰ Diese Beispiele mögen deutlich machen, dass die Proteste und symbolischen Aktionen der revoltierenden Jugend in den Medien auf fruchtbaren Boden fielen. Wenn auch aus unterschiedlichen Interessen heraus, lösten beide Seiten – die jungen Rebellen und die Medien – die tradierten öffentlichen Repräsentationsformen auf und etablierten jeweils auf ihre Weise und in wechselseitiger Verstärkung die neue Macht der Bilder.

Die Revolte entdeckt die Massenmedien

Als Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und andere Vertreter der revoltierenden Studentenschaft bereits Anfang der 1960er Jahre neue, subversive und aktionistische Konzepte des öffentlichen Demonstrierens entwickelten, bezogen sich ihre Konzepte vorwiegend auf die Straße als öffentlichen Raum – noch nicht auf die Massenmedien.¹¹ So entwickelte der SDS happeningartige Protestformen, in denen die Protestierenden nicht als geschlossener Block auftraten, sondern die Straße und andere öffentliche Räume symbolisch besetzten, indem sie sich im Raum verteilten. Damit stand die Utopie der ‚action directe‘, des unmittelbar ins Geschehen eingreifenden Protestes im Mittelpunkt. Mit Teach-Ins, Go-Ins, Sit-Ins oder ‚Spaziergangdemos‘ besetzten die Akteure physisch und ideell symbolische Zentren ihrer Kritik wie Universitäten, Gerichtsgebäude oder Einkaufszentren.¹² Damit unterliefen sie die gängigen Formen der Frontenbildung und setzten die tradierten Riten öffentlicher Konfliktaustragung außer Kraft. Hier griff vor allem die Strategie der ‚begrenzten Regelverletzung‘, wonach durch minimalen ‚zivilen Ungehorsam‘ die Spielregeln der öffentlichen Ordnung negiert und entlarvt wurden. „Die Strategie der ‚begrenzten Regelverletzung‘ zielte aber nicht nur darauf, vermittels eines initiierten Diskussionsprozesses aufklärend zu wirken, sondern darüber hinaus auf eine Erschütterung des Systems.“¹³ Auch wenn die symbolischen Protestformen zu

Beginn vorwiegend die öffentliche Ordnung auf der Straße und an anderen öffentlichen Orten stören sollten, merkten die Aktivisten rasch, dass sie die Aufmerksamkeit der Massenmedien auf sich zogen, was ihnen völlig neue Möglichkeiten der Mobilisierung bot.¹⁴ Daniel Cohn-Bendit erinnert sich später, dass dieses zunehmende Medien-Bewusstsein die Protestaktionen immer mehr beeinflusste: **„Wir bedienten uns der Medien, die – aller Abgrenzung in den Kommentarteilen zum Trotz – wie eine riesige, die letzten Winkel des Landes erreichende Maschine zur Verbreitung unserer Flugblätter, unserer Ideen und vor allem unserer Aktionsformen funktionierten. Wir hatten einfach die beste action und die beste Botschaft zu liefern und wir wussten das. Es schien, als stünden für uns nicht Argumente im Vordergrund, sondern Aktionen und Bilder. In Demonstrationen – unserer wirksamsten, weil medienwirksamsten ‚Waffe‘ – arrangierten wir uns gewissermaßen selbst, machten uns zum sozialen Körper, setzten uns ins Bild.“**¹⁵ Neben den neuen symbolischen Aktionsformen wurden bei den Anti-Vietnamkriegs-Demonstrationen auch Fotos von Kriegsopfern auf Plakaten den Kameras entgegengehalten.

Die zeitweise staatlich zensierten Reportagefotografien aus dem Vietnam-Krieg fanden so zunächst indirekt ihren Weg in die Medien.¹⁶ Traditionelle politische Symbole wie die rote Fahne wurden im Hinblick auf die Medienberichterstattung zunehmend ergänzt durch Bilder und Parolen, die die Aufmerksamkeit der Fernseh- und Fotokameras auf sich zogen. Allerdings werteten die Medien die Themen und Ziele der Protestaktionen meist aus, ohne die Akteure selbst zu Wort kommen zu lassen. Bezeichnenderweise betrachteten führende Mitglieder des SDS die Bewegung zum Höhepunkt ihrer medialen Aufmerksamkeit im Mythos-Jahr 1968 bereits als gescheitert.¹⁷ Unter dem Einfluss der Massenmedien fand eine Emotionalisierung und Ausweitung der Protestfront statt, die immer schwieriger zu lenken war.¹⁸ Der SDS als Zentralorgan des studentischen Protestes verlor zunehmend seine Handlungsfähigkeit, was durch die Zersplitterung der Bewegung in viele Aktionsgruppen maoistischer, leninistischer und anderer ideologischer Couleur massiv vorangetrieben wurde. Während der politische Protest der Studentenbewegung auf dem Höhepunkt der medialen Resonanz in vieler Hinsicht 1968 also bereits gescheitert war, gelang es den subversiven Happeningaktivisten um die Kommune I etwas länger, die öffentliche Wirkung ihrer Protestaktionen zu kontrollieren. Auch wenn sie Weltanschauungen und manche Protestziele teilten, vor allem auf der gemeinsamen Basis ihrer antiautoritären Grundhaltung, entwickelten die Politaktivisten um den SDS und die Happeningaktivisten um die Kommune I im Laufe der 1960er Jahre unterschiedliche Protest- und Aktionsformen. Während die politischen Aktivisten im SDS mit der APO vor allem auf politische Einflussnahme ausgerichtet waren, weiteten die ‚Subversiven‘ ihren Politikbegriff immer stärker auf die Idee einer ‚revolutionären Lebenspraxis‘ aus. Kleidung, Frisuren, öffentliches Auftreten und zwischenmenschliches Verhalten wurden so zu Ausdrucksmöglichkeiten von politischem und gesellschaftlichem Protest. Den Genossen vom SDS warf die Kommune I vor, ihre rationalistische Theorielastigkeit reproduziere die autoritären Strukturen, anstatt sie zu verändern.¹⁹ Das Scheitern der Politaktivisten wurde von den Kommunarden daher zunächst als Etappensieg gefeiert.²⁰ Als kleine Aktionsgruppe waren die Kommunarden im Vergleich zum SDS wesentlich handlungsfähiger. Wenn die Kommune I länger als der SDS die Resonanz der Massenmedien erwarben

¹⁵ Cohn-Bendit 1988, S. 111. Vgl. ebenso Bommi Baumann, zit. nach Stamm 1988, S. 37.

¹⁶ Der „Stern“ veröffentlicht im Februar 1968 eine Foto-Reportage über den Vietnam-Krieg (Der totale Krieg. Sternreporter berichten aus Vietnam. Stern, Nr. 2, 1968, S. 18–24), dessen Bilder in bisher ungekannter Drastik die Brutalität und Grausamkeit des Krieges aufzeigen und daher zeitweilig – auf Antrag des damaligen Familienministers Bruno Heck – auf den Index gesetzt werden. Vgl. zur Zensur dieser Bilder Kraushaar 1998, S. 63. Vor allem zwei Fotos sind danach als Bildikonen der Rebellion berühmt geworden: Das Bild von dem kleinen, mageren Mädchen, das von Napalm getroffen, weinend vor den Bomben davon rennt, sowie das Bild von der Hinrichtung eines Vietcong durch den südvietnamesischen Polizeichef vor laufender Kamera. Gerade diese beiden Fotos werden von den revoltierenden Studenten mit moralischen und politischen Anklagen und Botschaften verbunden, die weit über den Vietnam-Krieg hinausweisen. Vgl. hierzu ausführlicher Fahlenbrach/Viehoff 2003a.

¹⁷ So konstatiert Dutschke resigniert, dass 1968 „[...] die objektiven Möglichkeiten [...] nicht reif für den Aufbau einer starken Organisation [waren]. [...] Wir hatten keine revolutionäre Situation, sondern nur eine Rebellionsituation.“ Rudi Dutschke, zit. nach Dutschke 1996, S. 242.

¹⁸ Inga Buhmann schildert die hilflosen Versuche im SDS, die Entwicklung organisatorisch und ideell im Griff zu behalten: „Dem SDS war das Ganze schon lange entglitten. Er beriet nur noch darüber, wie man die radikalisierten Emotionen in politisch nützliche und dauerhafte Bahnen lenkt. Die Teach-Ins waren vorher oft bis in alle Einzelheiten hin vorstrukturiert: die Reihenfolge der Redner, was sie zu sagen hatten, welche Ziele und möglichen Aktionen angeboten wurden, die einerseits so radikal sein mussten, dass sie die aufgeputschten Emotionen nicht frustrierten, und andererseits aber verhindern sollten, dass noch mehr Demonstranten in die aufgestellten Fallen der Polizei liefen. Ich nahm an einigen dieser Gespräche teil, wo eigentlich in einem ganz kleinen Kreis von Autoritäten darüber verhandelt wurde, wie man mit den Bedürfnissen der Massen verfährt, sie manipuliert und in die ‚richtigen‘ Bahnen lenkt.“ Buhmann 1998, S. 148.

¹⁹ Vgl. hierzu Autorenkollektiv 1998, S. 433.

²⁰ „Die APO ist tot. Sie hat alles organisiert. Die Studenten. Die Schüler. Die Lehrlinge. Die Jungarbeiter. Die Jungakademiker. Die APO-Gören. Die Frauen. Die Proletarierinnen. 4 Siemens-Arbeiter. 3 Bawarbeiter. Die Hascher. Der SDS hat das als erster erkannt. Seine Konsequenz: Er hat sich selbst aufgelöst.“ Zit. nach Schulenburg 1998, S. 436.

konnte, lag dies vor allem an ihren subversiven Strategien der medialen Inanspruchnahme. Die Kommunarden bedienten sich sehr früh der Massenmedien, indem sie deren Interesse am Spektakulären und an einzelnen Personen gezielt ansprachen. Spektakuläre Aktionen wie ihr Aufruf, Berliner Kaufhäuser niederzubrennen, oder das respektlose Lächerlichmachen von Richtern im Gerichtssaal zogen die Massenmedien magisch an und vervielfachten somit die beabsichtigte Wirkung.

Besonders gut gelang die mediale Inanspruchnahme beim legendären ‚Puddingattentat‘ im April 1967. Die Kommunarden fingierten hier einen Anschlag auf den US-Vizepräsidenten Hubert Humphrey. Als die Kommune kurz vor dem Eintreffen des amerikanischen Vizepräsidenten in Berlin bemerkte, dass sie vom Verfassungsschutz beobachtet wurde, entwickelte sie offensive Anschlagpläne. Als sie demonstrativ ihre mit Pudding und Sahne gefüllten Bomben im Berliner Grunewald ausprobierten, griff die Polizei sofort zu und führte die Kommunarden ab. Vor allem die rechtspopulistische Boulevardpresse sah sich in ihrer Verteufelung der Studenten bestätigt. So titelte die Springer-Presse: „FU-Studenten fertigten Bomben mit Sprengstoff aus Peking“,²¹ „Mit Bomben und hochexplosiven Chemikalien, mit sprengstoffgefüllten Plastikbeuteln – von Terroristen ‚Mao-Cocktail‘ genannt – und Steinen haben Berliner Extremisten einen Anschlag auf den Gast unserer Stadt vorbereitet.“²² Das darauf folgende Gerichtsverfahren nutzte die Kommune, um der Öffentlichkeit die überzogenen Autoritätsstrukturen des Staates vorzuführen. In ihrer ersten Pressekonferenz wendeten sie sich auch direkt an die Medien, denen sie ihre Version des Geschehens genüsslich ausbreiteten. Auch nach Beendigung des Verfahrens, das nach zwei Tagen erfolglos abgebrochen wurde, riss das mediale Interesse an den ‚Bombenattentätern‘ nicht ab. Für ein Fernsehteam stellte die Kommune den gesamten Verlauf von der Planung über den Testlauf bis zu ihrer Festnahme noch einmal ausführlich nach. Dabei warfen sie ihre Pudding-Bomben auf die an einem Baum angepinnte Titelseite der „Bild“-Zeitung, die sich über das angeblich geplante Bombenattentat empörte.

Damit bot sich das Fernsehen den Kommunarden als Forum an, um ihre symbolische „Lächerlichmachung des Staates“ (Kunzelmann)²³ noch einmal dem Fernsehpublikum vorzuführen. Der lakonische Kommentar des Journalisten betonte die Harmlosigkeit der Aktion und damit die Diskrepanz zur hysterischen Überreaktion der Staatsvertreter und der Springer-Presse: „Was ein besorgtes Massenblatt in breiten Schlagzeilen präsentierte, sah bei der Probe harmlos aus. Die verhinderten Provos führten es uns gerne noch einmal vor.“²⁴

Neben solchen Medien-Aktionen nutzten die Kommunarden die zunehmende Fokussierung der Medien auf einzelne Repräsentanten der Bewegung, um ihr eigenes Medienimage aktiv mitzugestalten. Sie luden Journalisten in ihre Kommune ein und gaben Interviews – wobei sie ihre Honorarforderungen proportional zu ihrem steigenden medialen Marktwert erhöhten.²⁵ Dabei stellten sie ihren anti-bürgerlichen und rebellischen Lebensstil demonstrativ zur Schau: Für die Fotokameras öffneten sie nicht nur ihre chaotischen Kommunerräume, sondern ließen auch gerne im wahrsten Sinne des Wortes die Hosen runter. Indem sie sich nackt der Öffentlichkeit präsentierten, inszenierten sie programmatisch ihre Verschmelzung von öffentlichem und privatem, von politischem und intemem Raum. Am deutlichsten und wirkungsmächtigsten kommt dies in einer



Bildikone der deutschen Revolte zum Ausdruck: dem Nacktfoto der Kommunarden, auf dem man sie in der Haltung von Häftlingen von hinten an der Wand aufgereiht sieht. Ihren Protest am ‚Polizeistaat‘ verbanden sie hier wirkungsvoll mit der Entblößung des eigenen Körpers.

Die massenmedial verbreiteten Bilder von nackten und verkleideten Kommunarden, von Happeningspektakeln und respektlosen Tabubrüchen mobilisierten unter der deutschen Jugend eine breite Sympathie für die Revolte. Allerdings galt deren Interesse zuerst der Befreiung von bürgerlichen Zwängen und der Entdeckung lustbetonter Selbstverwirklichung und weniger den gesellschaftspolitischen Zielen und Interessen des Protestes.

Diese Mobilisierung entwickelte schließlich eine Eigendynamik, die von den Kommunarden nicht mehr gesteuert werden konnte.²⁶ Immer mehr junge Leute wollten in die Kommune einziehen und Teil der Bewegung werden. Mit ihrer wachsenden öffentlichen Popularität wurden die Kommunarden zu Stars der Gegenkultur, zu Leitfiguren eines neuen Lebensstils. Die ‚Fans‘ begannen sogar, sich in die expressive Selbstdarstellung der Kommune I einzumischen, sie mit gestalten zu wollen. In einem Brief an die Kommunarden beklagten sich zwei junge Frauen über den veralteten Stil von Dieter Kunzelmann, der nicht mehr ins Bild der Kommune passe: „Kommunarde Kunzelmann! Du bist das parasitäre Element der Kommune I. Du wirkst wie ein Rentner und trägst auch entsprechende Kleidung (bei uns sehr populär, Kunzelmann-Look). Als asozialer Analphabet fällst Du den anderen Kommunarden zur Last. Solltest Du und Baby Enzensberger aus der Kommune austreten, kämen wir sofort nach Berlin und treten bei.“²⁷ Solche Reaktionen zeigen, dass die gesellschaftskritisch und auch politisch gemeinten Proteste der Kommunarden von der Mehrheit ihrer Sympathisanten als Rebellion für ein aufregenderes Leben wahrgenommen wurden und am Ende im modischen Trend eines neuen Lifestyles verebten.

²⁶ „Wir waren auf einmal die Anlaufstelle für alle Unzufriedenen. Wir waren überlastet und haben nur noch mit einem Kinderpoststempel ‚Weiter so‘ auf Postkarten gestempelt.“ Rainer Langhans, zit. nach Hüetlin 1997, S. 108.

²⁷ Ebd.

²¹ Berliner Morgenpost, 6.4.1967.

²² Bild, 6.4.1967.

²³ Kunzelmann im Fernsehgespräch in: „25 Jahre '68. Eine Zeitreise“, SWF, 1.4.1993.

²⁴ Die wiederholte Inszenierung der Vorbereitungen im Fernsehen ist dokumentiert in: „25 Jahre '68. Eine Zeitreise“, SWF, 1.4.1993.

²⁵ Im Verlauf des Jahres 1968 werden die Mediengagen, die sie für Interviews und Porträts verlangen, zum festen Bestandteil des finanziellen Haushaltes der K.I. Hierüber berichtet Rudi Dutschke ausführlich im Wirtschaftsmagazin Capital. „Wer bezahlt Rudi Dutschke?“, Capital, Nr. 4, 1968, S. 42–50.



Die Ästhetisierung der Revolte durch die Medien

Wenn der subversive Kampf der Happeningaktivisten für eine Liberalisierung von Gesellschaft und Politik von breiten Teilen jugendlicher Sympathisanten vorwiegend als hedonistische Jugendrebellion wahrgenommen wurde, die einen neuen Lebensstil propagiert, waren hierfür die Massenmedien und der Jugendmarkt entscheidend mitverantwortlich. Gemeinsam mit der Konsumgüterindustrie entdeckten die Medien in den 1960er Jahren die Jugend als Zielgruppe. Der rebellische Proteststil wurde dankbar aufgenommen, um Jugendlabels zu generieren, die sich sichtbar von den Produkten und Medien für die ältere Generation abhoben. Unter massivem Protest der Studenten fand 1969 schließlich auch der erste deutsche ‚Teenage-Fair‘ statt.²⁸ Dort wurden so unterschiedliche Artikel angeboten wie ‚Hippie-Mode von der Stange‘, schrille Popmöbel und Beat-Musik, Mary-Quant-Kosmetik, Sonnenbrillen im ‚Flower-Power‘-Design und vieles mehr. Die symbolischen Ausdrucksformen des Protestes wurden hier bereits marktkompatibel gemacht.

In den Medien fand die Ästhetisierung und Popularisierung der Revolte ebenfalls ihren deutlichsten Niederschlag in der Bildung eines spezifischen Jugendsegments. In Printmedien und Fernsehen wurde ‚die Jugend‘ Ende der 60er Jahre als eigenständige Rezipientengruppe entdeckt. Print- und Fernsehmagazine wurden speziell auf die neu artikulierten jugendlichen Bedürfnisse hin zugeschnitten und inszenierten sich selbst als öffentliche Foren jugendlicher (Gegen-)Kultur.²⁹

Eines der prominentesten Beispiele für die Ästhetisierung und Popularisierung der Revolte ist die Jugendzeitschrift ‚Twen‘.³⁰ Der Grafiker Willy Fleckhaus entwickelte für ‚Twen‘ ein am jugendlichen Zeitgeist orientiertes Layout: Doppelseitige Fotos etwa drängten den Text auf schmale Randstreifen. Die Typografie wurde zum visuellen Verbindungsglied zwischen Text und Bild. Im Vordergrund stand die visuelle Inszenierung eines von bürgerlichen Zwängen befreiten Lebensgefühls. ‚Twen‘ richtete sich an „junge Leute zwischen 19 und 29“ und erhob das Lustprinzip zum Programm: „Es soll Spaß machen – denen, die es bauen und denen, die es lesen.“³¹ Früher als in anderen Medien verstanden es die Macher, Jugend nicht nur als aufrührerische Minderheit zu betrachten, sondern als expandierende Zielgruppe. „Damals gab es für den Jugendmarkt keine Formulierung, keine Definition, keine Plattform. Und das war genau die Marktlücke, in die wir hineingestoßen sind“, so heute der ‚Twen‘-Mitbegründer Stephan Wolf.³²

Als das Magazin 1959 neben ‚Bravo‘ den neuen Sektor deutscher Jugendpresse betrat, gingen die Redakteure bereits systematisch auf die Suche nach den ‚Twens‘ als seinen neuen Lesern. Mit Aktionen wie ‚Twen gesucht!‘ erforschten sie Leitbilder, Bedürfnisse und Idole der damals noch weitgehend unbekanntem Jugend.³³ In Umfragen, Psychotests, Partnervermittlung und als simuliertem Jugendtreff kam es zwischen ‚Twen‘ und seinem Publikum ständig zu Rückkopplungseffekten. Zunehmend stellte das Magazin die Vermittlung eines neuen, ‚jungen‘ und rebellischen Lebensgefühls ins Zentrum seines Programms. Dabei galt die Befreiung von ‚engen bürgerlichen Moralvorstellungen‘ als zentrales Motto, das in eingängige Bilder und Symbole umgesetzt wurde.³⁴ So bot ‚Twen‘ seinem Publikum auch Einblicke in die ‚authentische‘ Protestkultur von Hippies, ‚Gammlern‘ und vor allem den prominenten Aktivisten der Kommune I. Im September 1967 berichtete ‚Twen‘ über die Subkultur der Hippies, deren Programm der ‚Ehrlichkeit und Wunschlosigkeit,

Armut, Freude und Liebe“ die Redakteure als „verschwommene Ideologien“ bezeichneten, „die niemandem schaden“.³⁵ Im Novemberheft 1968 wurden gleich zwei Kommunarden vorgestellt: Uschi Obermaier als „Ein Mädchen allein in Afrika“, die den Leserinnen und Lesern ein Afrika zeigt, „wie es nicht im Reiseführer steht“, sowie ein Beitrag über Fritz Teufel und seine Beziehung zu Ute Erb: „Pfu! Teufel, Deine Ute!“³⁶ Im Dezemberheft präsentierte ‚Twen‘ dann eine „Bilanz ’68: Das Jahr der Revolten.“³⁷ Im symbolträchtigen Vergleich mit der französischen Revolution wurde die Protestbewegung hier bereits mythisch überhöht.

Das ehemalige ‚Twen‘-Modell Uschi Obermaier bot sich in besonderer Weise an, die ‚radikalen‘ Lebensformen stilistisch zu inszenieren. In dem Fotobeitrag „Miss Kommune und ihr Leben zu Acht“ wurde Obermaier als weibliche Ikone der Rebellion stilisiert.³⁸ Als Ausdruck des rebellischen Proteststils wurden ihre wilde Haarmähne, ihr Henna-Tatoo und ihre laszive Haltung wirkungsvoll in Nahaufnahmen und auf Doppelseiten vergrößert und damit in intime Blick-Nähe der Betrachter gerückt.

Daneben produzierte ‚Twen‘ Bildformeln für die zentralen Konfliktthemen der Rebellion. Die ‚Twen‘-Gestalter entwarfen etwa im November 1968 zu dem Text des Autors Manfred Bieler „Krieg und Frieden“ eine pazifistische Protest-Ikonografie.³⁹ Neben den auf einen schmalen Seitenrand gedrängten Zeilen „Ist Frieden eine Art erlaubter Krieg? Ist Krieg erst dann ein rechter Krieg, wenn der, der Krieg führt, sagt, dass nicht mehr Frieden sei?“ ist großformatig eine weiße Taube abgebildet, die tot auf schwarzem Asphalt liegt und deren ausgestreckte rote Füße sich effektiv vom schwarzweißen Untergrund abheben.

Die totale Ästhetisierung des rebellischen Lebensgefühls blieb allerdings in solchen wiederkehrenden Bildformeln hängen, die vor allem auf die Inszenierung von menschlicher Nähe, Liebe und enttabuisierter Erotik abzielten.⁴⁰ Neue Identitäts- und Lebensentwürfe, wie sie Ende der 60er Jahre gesucht wurden, bot diese ausgefeilte „Ikonographie des Beziehungslebens“ nicht.⁴¹ Stattdessen variierte das Magazin die alten Identitätsmuster um den ästhetischen Mehrwert der Rebellion. Entsprechend konstatiert Koetzle: „In der Summe brachte ‚Twen‘, zwischen Beatbewegung und Studentenprotest, die seit der Goethezeit zum Topos erstarrte Vorstellung von postpubertärer Opposition auf eine im Wortsinn ebenso reizvolle wie leicht konsumierbare Formel.“⁴²

Im Fernsehen war es die Jugendmusiksendung ‚Beat-Club‘, die sich als audiovisuelles Leitmedium der Revolte präsentierte und dabei zur breitenwirksamen Popularisierung und Ästhetisierung des Protestes beitrug. Als der ‚Beat-Club‘ (Radio Bremen) 1965 begann, war er die erste Pop-Show im deutschen Fernsehen. Im ‚Beat-Club‘ wurden dem jugendlichen Fernsehpublikum einmal im Monat eine halbe Stunde internationale Bands präsentiert. Ausgehend von dem britischen Vorbild ‚Ready – Steady – Go‘ entwickelte der Regisseur Michael Leckebusch völlig neue Formen der audiovisuellen Inszenierung von Rockmusik, die der Sendung bald Kultstatus verliehen.⁴³ So schwärmte ‚Twen‘ 1969 in einem großen ‚Beat-Club‘-Portrait von der „besten deutschen Popshow“.⁴⁴ Die Sendung wurde neben Uschi Nerke von dem britischen Moderator Dave Lee Travis in englischer Sprache co-modert und 1969 in 48 Ländern ins Programm übernommen. Dieses internationale Profil war bereits als solches eine Provokation des tradierten deutschen Kulturverständnisses. Vor allem ältere Zuschauer beschwerten sich über die Vernachlässigung deutschen Liedgutes und

³⁵ „Hippies: Blumen für die Polizei“, in: Twen, Nr. 9, 1967, S. 54–59, hier S. 55.

³⁶ „Ein Mädchen allein in Afrika“, in: Twen, Nr. 11, 1968.

³⁷ „Bilanz ’68: Das Jahr der Revolten“, in: Twen, Nr. 12, 1968.

³⁸ „Miss Kommune und ihr Leben zu Acht“, in: Twen, Nr. 6, 1969, S. 6–11.

³⁹ „Krieg und Frieden“, in: Twen, Nr. 11, 1968.

⁴⁰ Vgl. hierzu auch König 1995.

⁴¹ König 1997, S. 100.

⁴² Kat. München 1995, S. 14.

⁴³ Leckebusch war ohne Frage einer der ersten deutschen Fernsehregisseure, die den Fernsehbildschirm als eigenständige Gestaltungsfläche verstanden. Ein Programmheft von Radio Bremen zitiert ihn 1971 entsprechend: „Für mich ist der Bildschirm praktisch das, was für den Maler die Leinwand ist. Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Gruppen einfach abzufotografieren.“ Michael Leckebusch, zit. nach Radio Bremen. Fernsehprogramm, Nr. 1/2, 1971.

⁴⁴ Twen, Nr. 2, 1969, S. 74.

²⁸ Vgl. zum Studentenprotest gegen die Messe einen Bericht im Spiegel: „Kampf der Bakterie. Apo gegen Jugend-Messe“, Der Spiegel, Nr. 34, 1969, S. 66–68.

²⁹ Vgl. hierzu auch Fahlenbrach/Viehoff 2003b.

³⁰ Vgl. hierzu auch Fahlenbrach 2001.

³¹ Twen, Nr. 2, 1959, S. 20.

³² Zit. nach Kat. München 1995, S. 17.

³³ Twen, Nr. 2, 1959.

³⁴ „Twen funktionierte als geschlossenes semantisches System, als Zeichen, das auch und gerade auf einer Metaebene rezipiert werden wollte. Nicht die einzelnen Illustrationen, Fotografien, Berichte, Glossen, Geschichten und Gedichte waren primär die Botschaft. twen als Produkt war die Message. twen kaufen und lesen wurde zum Ausweis von Gesinnung, zur Möglichkeit, im monatlichen Rhythmus Distanz zu unterstreichen, Distanz zur biederen Wohlständigkeit der 50er und frühen 60er Jahre.“ Kat. München 1995, S. 28.

befürchteten den rapiden Kulturverlust junger Menschen.⁴⁵ Die Moderatorin Uschi Nerke sprach in der ersten Sendung am 25. September 1965 unmissverständlich das jugendliche Publikum an: „Liebe Beat-Freunde, dies ist eine Sendung für Sie. Es ist eine Live-Sendung von jungen Leuten für junge Leute.“ Der „Beat-Club“ verzichtete als erste Jugendsendung auf den pädagogischen Zeigefinger und wechselte gewissermaßen die Front.⁴⁶ Statt die Jugend zu belehren, fragte sie nach ihren musikalischen und ideellen Bedürfnissen, auch bzw. gerade wenn sie vom etablierten Geschmack der Elterngeneration abwichen. Als eine der ersten Sendungen im deutschen Fernsehen setzte der „Beat-Club“ also programmatisch auf jugendliche Gegenkultur zur Entwicklung eines neuen Programmformates.

1965, zu Beginn der Sendung, war bereits die öffentliche Parteinahme für Beat-Musik ein unmissverständliches Bekenntnis zu jugendlicher Rebellion. Und so wurde diese Botschaft von den Zuschauern auch verstanden: Der „Beat-Club“ entwickelte sich sehr schnell zu einer Sendung, die das Publikum in ‚jung‘ und ‚alt‘ spaltete. Die von Uschi Nerke in den ersten Sendungen vorgelesenen Zuschauerbriefe teilten sich auf in völlige Ablehnung älterer Zuschauer – das Goebbels’sche Verdikt gegen den Jazz als ‚Negermusik‘ erlebte hier neue Auflagen⁴⁷ – und in enthusiastische Zustimmung jüngerer Zuschauer. Zahlreiche Anekdoten damaliger „Beat-Club“-Fans schildern, dass diese Spaltung vor allem in den Familien stattfand. Die folgende Erinnerung von Ludger Claßen zeigt, wie die Wahl des Fernsehprogramms auf einmal zu einem generationsspezifischen Bekenntnis wurde: „Ich erinnere mich an Weisheiten wie ‚Lange Haare, kurzer Verstand‘ oder ‚Das hat doch nichts mit Musik zu tun‘, mit denen mein Vater die Lieblingssendung seines Sohnes kommentierte, wenn er während des Beat-Clubs ins Wohnzimmer kam. Ich erinnere mich daran, dass ich die Maxime ‚Trau keinem über dreißig‘ mindestens ebenso ernst meinte.“⁴⁸

Mit der Polarisierung des Generationenkonfliktes inszenierte sich der „Beat-Club“ zunehmend als medialer Ort jugendlicher Selbstverständigung. Fand die Parteinahme für jugendliche Protestkultur zunächst nur auf musikalischer Ebene statt, so wurde sie bald durch Wortbeiträge ergänzt. Ab 1968 wurden Kurzreportagen des Jugendmagazins „baff“ (WDR)⁴⁹ in das Musikprogramm integriert, die gezielt aktuelle (Protest-)Interessen des jugendlichen Publikums aufgriffen. Diese clip-artigen Kurzfilme erweiterten die Bindung an ihr Publikum nicht nur durch die Themen, sondern auch durch die ästhetische, experimentelle Bildgestaltung. Allerdings wurde auch hier die rebellische Jugendkultur in ästhetisierter Form als ‚moderner Zeitgeist‘ präsentiert. Vom Thema Frauenemanzipation etwa blieben in den Reportagen und Interviewzuschnittenschnitten dann nur noch so triviale Fragen übrig wie „Soll sich ein junges Mädchen für Probleme des öffentlichen Lebens interessieren?“ oder „Ist das Ideal junger Mädchen die Heirat oder Beruf?“. Sowohl „Twen“ als auch der „Beat-Club“ verloren ab 1969 massiv an Publikum. Beide wurden 1972 eingestellt. Die pure Ästhetisierung der Revolte griff am Ende wohl doch zu kurz. Das Bedürfnis nach einem veritablen Wertewandel, der sich nachhaltig auf das soziale, private und politische Zusammenleben auswirkt, war offensichtlich so groß, dass das jugendliche Publikum sich nicht mit ästhetischen Identitätsformeln abspesen ließ. Vor allem nicht, wenn dahinter die tradierten Werte der Elterngeneration zum Vorschein kommen. Das kritische Bewusstsein befördert zu haben, diese Kluft zu erkennen, ist zu weiten Teilen das Verdienst der Studenten- und Jugendbewegung. Insofern hat die Revolte langfristig doch ihren Teilsieg davon getragen – mit und gegen die Medien.

Resümee

Die enge Wechselwirkung zwischen der Studenten- und Jugendbewegung um ’68 und den Medien kann nur als zutiefst paradox betrachtet werden: Einerseits profitierten die Polit- und Happeningaktivisten Ende der 1960er Jahre zunächst von der Resonanz der Medien, indem diese die Polarisierung zwischen den Generationen und ihren Werten vorantrieben und ihre Proteste breitenwirksam vermittelten. Damit konnten die Aktivisten gezielt Werte- und Normvorstellungen der deutschen Bürger attackieren. Indem sich gerade die Bildmedien aber mit ihrer ästhetisierenden und dabei den politischen Protest nivellierenden Sicht der Revolte durchsetzten, wendete sich die mediale Resonanz auf die Proteste schließlich gegen ihre eigenen Akteure und deren Ziele.

Während die Protestbewegung sich 1968 bereits weitgehend aufgelöst hatte, wird das Jahr von den Massenmedien bis heute als mythisches Jahr der Revolte gefeiert. Dies mag auch daran liegen, dass dieses Jahr zugleich den Aufbruch in eine neue Epoche medialer Öffentlichkeit darstellt: eine Epoche, in der Jugendlichkeit zum Ausdruck von Progressivität, das Intime zum öffentlichen Spektakel wurde und in der die Medien durch die neue Macht der Bilder den öffentlichen Common Sense wirksamer beeinflussen konnten als die politischen Akteure selbst. Für Protestbewegungen und andere politische Akteure ist seit 1968 aber auch klar, dass die eigenen Ziele nur im Verbund mit den Medien wirksam vermittelt werden können – und zwar indem sie sich auf deren Auswahl- und Inszenierungskriterien einstellen und ihre medialen Strategien der Selbstdarstellung daran ausrichten. Insofern steht ’68 in Deutschland auch für den Auftakt symbolischer Politik im Zeitalter visueller und audiovisueller Massenmedien.

⁴⁵ So kann man in Twen Auszüge aus der Zuschauerpost lesen wie: „Das ist eine große Zumutung. Die Nervenheilanstalt in Andernach kann sich ein Beispiel nehmen. Da kann man nur sagen: Deutschland, wo bleibt deine Kultur?“, oder: „Schreien, lange Haare – Symbol der deutschen Jugend! Meine Ehre ist nicht Eure Ehre...“, zit. nach Twen, Nr. 2, 1969, S. 74.

⁴⁶ Vgl. hierzu auch Mattusch 1994, S. 447: „Mitte der 60er Jahre, als sich die Studenten- und Schülerbewegung anbahnt, passt das Verständnis von Jugendlichen, das sich hinter dieser [pädagogischen, Anm. K. F.] Programmkonzeption verbirgt, kaum mehr zur Realität.“

⁴⁷ Ein Zuschauer beschwerte sich etwa: „Muss man denn wirklich wieder verkappte NSDAP wählen, um deutsch vom Bildschirm angesungen zu werden, um Volkslieder statt Folklore zu hören?“, zit. nach Twen, Nr. 2, 1969.

⁴⁸ Claßen 1994, S. 13.

⁴⁹ Diese Beiträge wurden von der „baff“-Redaktion eigens für den Beat-Club produziert.

„DAS ERWEITERTE BEWUSSTSEIN IST DIE INTUITION“:

ANNÄHERUNGSVERSUCHE AN EINE HOLZKISTE UND ANDERE KÜNSTLERISCHE POSITIONEN UM 1968

Cara Schweitzer

Vor dem würdigen Bossenwerk der Düsseldorfer Kunstakademie hockt Joseph Beuys. Zu seiner Linken ist eine kleine Mauer aus übereinander gestapelten Kisten aufgebaut. Eine der Kiefernholzkisten wiegt der Künstler in seiner Hand, als ob er ihr Material und Gewicht prüfe. Beuys ist offenbar in ein Gespräch mit dem Verleger Wolfgang Feelisch vertieft. Ein lässig an das Säulenportal der Kunstakademie gelehnter junger Mann betrachtet das Geschehen auf dem Trottoir von oben.

Vielfältig waren die künstlerischen Strömungen um 1968. Und doch lassen sich anhand einer einfachen Holzkiste Facetten der verschiedenen Tendenzen veranschaulichen. Auf den folgenden Seiten werden einige Werke, die exemplarisch Veränderungen in der Kunst um 1968 visualisieren, vorgestellt. Aufgrund ihrer vielseitigen Referenzen wird Beuys’ Intuitionskiste immer wieder als Vergleichsbeispiel herangezogen.

Die Kunst der späten 1960er und frühen 1970er Jahre ist noch heute einflussreich und inspirierend. Die Behauptung, dass junge zeitgenössische Künstler, die momentan Studenten der Kunstakademien sind und am Beginn ihrer Karriere stehen, sich noch immer an dieser Generation messen und abarbeiteten, vermag kaum zu provozieren. Zählt also um 1968 entstandene Kunst noch zur Kategorie ‚zeitgenössisch‘? Die Eingrenzung fällt schwer, da neue Tendenzen in der bildenden Kunst nicht erst im Jahr 1968 beginnen oder schon enden. 1972 bietet sich als das Jahr, in dem Harald Szeemann die Documenta V kuratierte und in dieser Ausstellung die wohl bis dahin umfassendste Präsentation künstlerischer Positionen der Zeit zusammenstellte, als eine mögliche zeitliche Begrenzung an. Doch auch Gerhard Richters erst 1988 entstandener Gemäldezyklus zum Deutschen Herbst „18. Oktober 1977“, der nach Polizeifotos der Toten von Stammheim gemalt ist und sich durch Unschärfen und eine nahezu schwarzweiße Farbigkeit auszeichnet, könnte das Ende definieren.

Für Joseph Beuys, dessen Intuitionskisten zwischen 1968 und 1985 12.000 mal hergestellt wurden, waren Kunst und Politik untrennbare gesellschaftliche Bereiche.¹ Und vor allem der Anspruch, politisch zu sein, zeichnet Künstler und Kunstwerke der verschiedensten Tendenzen um 1968 aus. Gestritten wurde darüber, welche Kunst die Berechtigung habe, sich als politisch zu bezeichnen. Dabei stand ihre Kapazität zur Diskussion, auf andere gesellschaftliche Bereiche Einfluss zu nehmen. Eine zentrale Frage, die Künstler der 1968er Bewegung beschäftigte, lautete: Ist es möglich, das Verhältnis zwischen Kunst und Leben/Alltag neu zu gestalten? Das Austarieren dieser offenbar schwer zu vereinbarenden gesellschaftlichen Bereiche war bereits Thema der Avantgarde zu Beginn des 20. Jahrhunderts.²

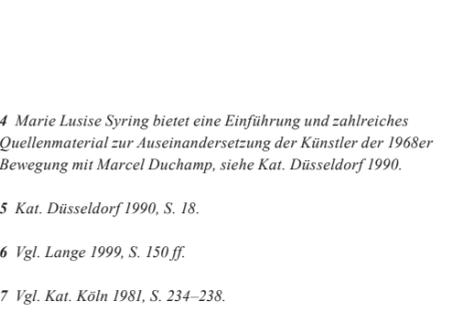
Referenzen zu Dada, Surrealismus, Konstruktivismus und der Bauhausbewegung bestimmen um 1968 die Auseinandersetzungen der Künstler mit der Kunstgeschichte. Das Wiederanknüpfen an diese Avantgarden der 1910er und 1920er Jahre mit ihren utopischen Gesellschaftsentwürfen ist Ausdruck einer gezielten Abwendung von künstlerischen Tendenzen der Nachkriegszeit. Das, was die Vertreter der Abstraktion in den 1950er Jahren wie Informel, Abstrakter Expressionismus oder Farbfeldmalerei erst zum politischen Faktor werden ließ – ihre Konzentration auf eine strikte Analyse der eigenen künstlerischen Mittel und ihr Beharren auf Autonomie, die Kunst als jenen Bereich definierte, der frei von sämtlichen gesellschaftlichen Bedingung sei³ –, galt den Künstlern der 1968er Bewegung als geradezu feindliches Gegenmodell. Diskussionen über Kunst, die in den



späten 1960er Jahren in den Kunstakademien, den Ateliers, in Ausstellungen und der Öffentlichkeit stattfanden, waren jedoch zugleich geprägt von Vorbehalten gegen die unter dem Begriff Avantgarde zusammengefasste Moderne. Trotz der politisch revolutionären Haltung der älteren Künstlergeneration und ihrer Utopien wurden Zweifel an ihrer politischen Wirksamkeit laut. Und dies, obwohl die einst provokanten Techniken und Materialien und die Erweiterung künstlerischen Arbeitens hin zu handlungsorientierten Aufführungsformen die von der bürgerlichen Gesellschaft anerkannte Funktion von Kunst bereits grundsätzlich in Frage gestellt hatten. Der Groll richtete sich vor allem gegen Marcel Duchamp, der zu Beginn des Jahrhunderts als Erfinder des Ready-made bis dahin vorherrschende Ideen von dem, was Kunst sein kann und leisten solle, ad acta gelegt hatte. Duchamp hatte das Malen aufgegeben. Stattdessen präsentierte er in Ausstellungen industriell hergestellte Alltagsgegenstände wie Flaschentrockner oder Pissoirs. Da sich Duchamp jedoch nicht konkret zum politischen Zeitgeschehen äußerte und von daher kaum vereinnahmen ließ, sondern lieber Schach spielte, wurde er von Künstlern der 1968er Bewegung als elitär und apolitisch gegeißelt.⁴ Beuys nahm 1964 Bezug auf Duchamp, indem er während einer Aktion auf ein Plakat den Satz schrieb: „Das Schweigen von Marcel Duchamp wird überbewertet.“⁵ Auch Beuys wurde kritisiert. Kollegen und Schüler warfen ihm vor, eher einen allgemeinen gesellschaftlichen Heilsplan zu verfolgen – die Befreiung von ‚Entfremdung‘ – und weniger an konkreten gesellschaftlichen Bedingungen Kritik zu üben.⁶

Internationalität und Pluralismus zeichnen die Kunstszene der 1960er und frühen 1970er Jahre aus. Verschiedene Positionen, die sich bisweilen auch scharf von einander abgrenzten, existierten zeitgleich nebeneinander. Beispielhaft seien hier Strömungen wie Pop- und Minimal Art, Fluxus, Conceptual Art und Land Art aufgeführt. Sie zeichnen sich durch neue künstlerische Präsentations- und Handlungsformen aus, die Anleihen aus dem Theater aufgriffen wie Aktionen, Happenings und Performances sowie durch die Verwendung neuer Materialien, Techniken, Formate und Medien wie Fotografie und Video. Diese Veränderungen und Innovationen wurden als Tendenzen der Entgrenzung beschrieben.⁷

Der Reichtum an bisher gezeigten Ausstellungen und publizierter Literatur zur Kunst und ihrer Stellung innerhalb der Protestbewegung bezeugt, dass anders als dies für manche politischen Ziele der Zeit gilt, um 1968 entstandene Kunst ihre Wirkung und Aktualität keineswegs eingebüßt hat.⁸ Spannend ist, dass es weiterhin Klärungsbedarf hinsichtlich grundlegender Informationen gibt: Wann und wo fanden Performances statt? Wer nahm daran teil? Hierfür ist das eingangs beschriebene Foto ein Beispiel, denn nicht nur die Deutung dessen, was auf dem Bild zu sehen ist, variiert, sondern auch seine Datierung. Die Angaben changieren zwischen 1968 und 1972, dem Zeitpunkt von Joseph Beuys‘ Entlassung aus der Kunstakademie Düsseldorf. Bis auf Ausnahmen lässt sich behaupten, dass erst seit Beginn der 1990er Jahre Autoren bemüht sind, die Mythen, die Künstler dieser Generation und ihre Kritiker mehr oder weniger gezielt um sich gewoben haben, zu entzaubern. Dies gilt vor allem für Joseph Beuys, der die Mythenbildung zu einem zentralen Aspekt seines Werks erhob.⁹



4 Marie Lusine Syring bietet eine Einführung und zahlreiches Quellenmaterial zur Auseinandersetzung der Künstler der 1968er Bewegung mit Marcel Duchamp, siehe Kat. Düsseldorf 1990.

5 Kat. Düsseldorf 1990, S. 18.

6 Vgl. Lange 1999, S. 150 ff.

7 Vgl. Kat. Köln 1981, S. 234–238.

8 In den Berliner Kunstwerken wurde 2005 eine Ausstellung zur RAF gezeigt. Dazu: Kat. Berlin 2005. Siehe auch Kat. Düsseldorf 1990.

9 Die Basis für eine kritische Auseinandersetzung mit Beuys stellt insbesondere die Habilitationsschrift von Barbara Lange, siehe Lange 1999. Andreas Quermann nennt im Forschungsbericht seiner informativen und spannend geschriebenen Dissertation auch zahlreiche weitere Forschungen, die seit Anfang der 1990er Jahre zu einer kritischen Neubewertung Beuys beitrugen, siehe Quermann 2006.

^[1] Zum Verhältnis von Kunst und Politik bei Joseph Beuys siehe Quermann 2006.

^[2] Zur Geschichte der Avantgarde leistet Peter Bürgers 1974 erstmalig erschienenes Buch einen zentralen Beitrag: vgl. Bürger 2005.

^[3] Zur politischen Instrumentalisierung des Abstrakten Expressionismus vgl. Guilbaut 1996; Polcari 1991.



Materialien, Techniken und künstlerische Handlungsformen

Auf den ersten Blick sind die Kisten, die sich vor Joseph Beuys auftürmen, nicht als Kunstwerke zu erkennen. Sie sind aus einem Grundbrett und vier schmalen, wenig kunstvoll verarbeiteten Kiefernholzplatten zusammengebaut. Kräftige Astenden und Risse im Holz zeichnen ihre raue Oberfläche. Ihre rohe Struktur ist beispielhaft für den seit den späten 1950er Jahren sichtbar werdenden neuen Umgang der Künstler mit Materialien.¹⁰

Joseph Beuys war seit 1961 Professor für Bildhauerei an der Düsseldorfer Kunstakademie. Die Veränderungen hinsichtlich der Materialverwendung lassen sich vor allem in der Geschichte der Bildhauerei nachvollziehen. Bis ins frühe 20. Jahrhundert zählten edle Metalle oder Steine zu den traditionellen Materialien. Nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog sich ein radikaler Bruch: Materialien und Techniken bildhauerischen Arbeitens wurden grundlegend erweitert. Fortan wurde nicht mehr nur modelliert und gegossen, sondern auch geschichtet, gestapelt, gesammelt, angehäuft, verpackt, geklebt und gebastelt. Dafür waren kunstfremde Materialien besonders geeignet. Zu Beginn des Jahrhunderts war Pablo Picasso einer der ersten Künstler, die mit Alltagsobjekten arbeiteten. Während seiner kubistischen Phase verwendete er Zeitungsfragmente, Tapeten oder das Strohgitter eines Stuhlgeflechtes. Picassos Bilder stießen bei Zeitgenossen auch aufgrund der Verwendung banaler Alltagsgegenstände auf Widerstand und hatten dem Vorwurf der Geschmacklosigkeit standzuhalten.¹¹

Die provozierende Wirkung alltäglicher Materialien hatte sich bis in die späten 1950er Jahre kaum verbreitet. Künstler setzten sie gezielt ein, um herkömmliche Vorstellungen über das, was Kunst sei, zu hinterfragen. Dies gilt für Piero Manzoni, der seine Exkremte 1961 in einer Blechbüchse als ‚Merda d’artista‘ (Künstlerscheiße) verkaufte, ebenso wie für die Werke aus Abfall, Schokolade, Wurst oder Käse von Dieter Roth.

Diese Beispiele könnten durch eine Vielzahl ergänzt werden, wobei selbst bei identischen Stoffen und Materialien die künstlerische Zielsetzung zeitgleich entstandener Werke erheblich divergiert.

Joseph Beuys’ Times New Roman Œuvre zeichnet sich durch eine konzentrierte Auseinandersetzung mit Material, insbesondere mit organischen Stoffen wie Filz, Fett, Honig und Wachs aus, die er hinsichtlich ihrer Temperatur, ihrer haptischen, akustischen und speichernden Eigenschaften untersuchte.¹² Ebenso sind vorgefundene Materialien wie Müll Bestandteil seiner Aktionen und Werke. Während einer Demonstration am 1. Mai 1972 in Berlin-Neukölln kehrte der Künstler mit zwei Assistenten die auf der Straße zurückgebliebenen Reste zusammen und füllte sie in Plastiktüten, die mit dem Logo seiner ‚Organisation der Nichtwähler‘ versehen waren.¹³ Am gleichen Abend präsentierte er das Aufgekehrte in der Galerie Rene Block. Erst dreizehn Jahre später verarbeitete Beuys erneut den Müll der Demonstranten zu einem Werk, das den eingekehrten Demoabfall archivierte. Gemeinsam mit dem von ihm benutzten Besen arrangierte er ihn in einer Vitrine.¹⁴

Aktionen bilden das Zentrum des künstlerischen Werks von Joseph Beuys. Sie boten ihm die Möglichkeit, „Objekt und Skulptur, Raum und Zeit, Zeichnung und Sprache, Körper und Musik“ im Rahmen einer Handlung miteinander zu verbinden.¹⁵ In den Aktionen näherte er sich dem von ihm propagierten ‚Erweiterten Kunstbegriff‘ an, den er von einem, auf einzelne Werke konzentrierten



Kunstverständnis abgrenzte. Damit griff er allerdings formalästhetische Ideen des 19. Jahrhunderts zum Gesamtkunstwerk auf. Vor allem in seinen Aktionen sah Beuys sich seinem Ziel nahe, eine ‚Soziale Plastik‘ zu schaffen. Das kreative Handeln jedes Menschen sollte Kunst schaffen, und die Kunst sollte die Gesellschaft verändern.

Beuys’ Aktionen stehen im Kontext zahlreicher ephemere und handlungsorientierter Präsentationsformen der Kunst um 1968. Vor allem von Künstlerinnen wurden auf den Körper konzentrierte Performances, Aktionen oder Happenings genutzt, um sich mit Genderfragen auseinanderzusetzen. Eines der bekanntesten Beispiele ist Valie Export’s interaktives „Tapp- und Tastkino“ von 1968. Die Künstlerin schnallte sich auf einer Münchner Straße einen Pappkarton vor die Brust, der durch eine Öffnung den Zugriff auf ihren Busen zuließ. Für eine halbe Minute durften Passanten die Brust der Künstlerin berühren. Export thematisierte auf diese Weise die gesellschaftliche Rolle des weiblichen Körpers, der durch den voyeuristischen männlichen Blick determiniert werde.

Bei Beuys’ Aktion zum 1. Mai 1972, die er später in einer Vitrine komprimierte und als bleibendes Werk materiell fixierte, ging es um eine Kritik an den Methoden der Protestbewegung, konkret an der ‚Ideologiefixierung der APO‘.¹⁶ Teile der Demonstranten konterten diese Kritik. So warf ihm sein Schüler Jörg Immendorf eine apolitische und elitäre Haltung vor: „Wem nützt es, wenn der Beuys am 1. Mai, dem Kampftag für die politische und soziale Befreiung der arbeitenden Menschen, sein Kunststüppchen kocht und [uns] aufgekehrte Flugblätter, verpackt in Tüten, als Kunst andrehen will?“¹⁷

Der von Beuys in einer Schauvitrine einbalsamierte Müll bezeugt, welche reliquienhafte Bedeutung er dem Material beimaß. Beuys übertrug die den Stoffen zugewiesenen Eigenschaften auf gesellschaftliche Prozesse und konnte damit behaupten, seine Werke spiegelten Soziales und Politisches wider und könnten auf beide Bereiche einwirken.

Formate und Auflagen

Das nüchterne Material und das handliche Format verleihen der Intuitionskiste von Joseph Beuys den Charme eines Alltagsgegenstandes. In der Kunst der 1960er Jahre waren alle Formate möglich. Kleine unauffällige Maße zeichnen vor allem die Arbeiten der Fluxusbewegung aus. Kisten, Koffer und kleine Schächtelchen, deren Inhalt zum spielerischen Mitmachen aufforderte, wurden oft als Auflagenobjekte, sogenannte Multiples, in Verlagen produziert. Zu den bekannteren Fluxusverlagen zählen die 1974 von Dick Higgins gegründete Something Else Press und Wolfgang Feelichs VICE Versand, über den die Beuys-Kiste zu einem Preis von zunächst acht DM angeboten wurde. Die kleinen Formate der Fluxusbewegung sind Ausdruck eines gesellschaftspolitischen Anspruchs. Vor allem George Maciunas, Theoretiker der Bewegung, hatte sich zum Ziel gesetzt, antiliteräre Kunst für alle herzustellen. Das kleine Format der Fluxusobjekte verweist, wie auch hinsichtlich ihrer Formate gegenteilig angelegte Werke, auf eine neu eingeforderte Rezeptionsweise von Kunst. Waren bei den Fingerboxes des japanischen Fluxuskünstlers Ay-O Feinfühligkeit und Tastsinn der Rezipienten gefragt, so verlangten große, raumfüllende, installative Werke wie Allan Kaprows „Yard“ die Bereitschaft der Betrachter, sich körperlich aktiv den Galerieraum zu

¹⁰ Vgl. Wagner 2001; Wagner/Rübel/Hackenschmidt 2002.

¹¹ Vgl. Wagner 2001, S. 33 f.

¹² Kat. Moyland 2006.

¹³ Quermann 2006, S. 188 ff.

¹⁴ Vgl. Theewen 2006.

¹⁵ Schnee 1994, S. 8 ff.

¹⁶ Quermann 2006, S. 190.

¹⁷ Zit. nach Quermann 2006, S. 192.



erschließen. Kaprow hatte 1961 den Hof der Martha Jackson Gallery in New York mit Autoreifen gefüllt. Besucher mussten über die Reifen klettern und waren dabei auch dem Geruch des Gummis ausgeliefert. Ob eher kleine unscheinbare oder nahezu unüberschaubare Formate: Gemeinsam ist ihnen, dass sie die Grenzen zwischen Künstlern, Kunst und Betrachtern zusehends verschoben. Betrachter wurden zur aktiven Teilnahme an der Vollendung eines Kunstwerkes aufgefordert. Ein neuer Werkbegriff, der unter Kunst nicht mehr ein von genialer Künstlerhand geschaffenes Artefakt verstand, verbindet die theoretischen Vorstellungen der verschiedensten künstlerischen Tendenzen der 1960er und frühen 1970er Jahre. Radikal hatten diese Forderungen vor allem die Vertreter der Conceptuel Art gestellt. Sie überließen es Kuratoren oder Sammlern, Werke ihren Anweisungen entsprechend umzusetzen. Partizipation und Enthierarchisierung war nicht nur eine Forderung, die Künstler an Institutionen stellten, in denen ihre Arbeiten präsentiert wurden. Sie verlangten dies auch von Betrachtern ihrer Arbeiten.

Auch Beuys wollte seine kleine Kiste keineswegs als reines Anschauungsobjekt verstanden wissen. Dies demonstrierte er auf dem eingangs abgebildeten Foto, indem er sie in seinen Händen abwägend prüft. Das handliche Format forderte Käufer auf, sie zu gebrauchen. Neben einer möglichen Funktion als Ablage für Papier könnte die Holzkiste auch als Tablett oder Rahmen für andere Dinge dienen. Gegen eine solche Verwendung spricht allerdings eine Zeichnung, die Beuys im oberen Drittel jeder Kiste anlegte. In der Mitte ist der Begriff ‚Intuition‘ gesetzt. Darunter, ebenfalls zentral, befinden sich zwei Linien, wobei die obere auf Grund ihrer Begrenzung zu beiden Enden als Strecke bezeichnet werden kann. Die untere, längere Bleistiftlinie ist nur auf ihrer rechten Seite begrenzt. Nach links, entgegen der Leserichtung, ist die Linie offen. Sie kann als ein ins Unendliche weisender Strahl bezeichnet werden.

Multiple sind einem Spannungsfeld ausgesetzt, das sich zwischen dem Anspruch aufzutreten, zum einen ‚Kunstwerk‘ zu sein und zum anderen ein massenhaft reproduziertes Objekt. Das bezeugt auch Beuys‘ kleine Kiste. Denn die handgefertigte Zeichnung ist hier von zentraler Bedeutung. Sie verleiht ihr den Titel ‚Intuition‘ und gewährleistet nach Ansicht des Künstlers erst ihr Funktionieren als Kommunikationsmedium. Die Bedeutung des handgeschriebenen Wortes wird durch die rückseitige Signatur des Künstlers und die Datierung noch potenziert.¹⁸ 1970 kommentierte Beuys den hohen Aufwand, der mit dieser Handarbeit verknüpft war: „Bei den Holzkisten (Intuition) ist es schon eine erhebliche Arbeit – ich glaube, es sind schon über 5.000, die ich gemacht habe –, denn der Feilsch kommt alle naselang und da geht jedesmal ein ganzer Tag drauf, denn die Dinge muß ich ja selber machen, sonst werden sie nichts.“¹⁹ Die Intuitionskiste ist einerseits ein Massenprodukt, dessen Auflagenhöhe eher an Romane heranreicht. Zugleich betonte Beuys, das nur er selbst Hand anlegen könne, um das Multiple zu vollenden. Das Objekt war auf praktischer und theoretischer Ebene an diesen künstlerischen Eingriff gebunden. Ihre volle Wirkung konnte die Kiste erst durch das gleichsam schamanenhafte Handanlegen Joseph Beuys‘ entfalten. Unter diesen Bedingungen wird der Künstler zum einzig möglichen Schöpfer eines Werks erhoben. Und so reiht sich Joseph Beuys wieder in eine lange Tradition genialer Künstler ein. Mit seiner Ansicht über die heilbringende gesellschaftliche Aufgabe des Künstlers vertrat er gewissermaßen eine der Conceptual Art entgegenstehende Position.

¹⁸ Die ebenfalls mit Bleistift vorgenommene Inschrift auf der Rückseite der Kiste lautet: „Joseph Beuys“ oder „Beuys“ und „1968“ oder „68“. Des Weiteren befindet sich auf der Rückseite ein Herausgeberstempel in roter Farbe. Vgl. Schellmann 1992, S. 429.

¹⁹ Ebd. S. 11.

Der Weg zur Erkenntnis

Mittels der handschriftlichen Inschrift ‚Intuition‘, die als Titel und Inhalt des Werkes fungiert, gravierte Beuys der Kiste ihre Bedeutung und eine – wenn auch verschlüsselte – Handlungsanweisung an ihre Nutzer ein. Der Begriff scheint sich geradezu appellativ an Betrachter zu wenden und sie aufzufordern, sich dieser Wahrnehmungsform hinzugeben. Beuys betrachtete Intuition als ein wesentliches Erkenntnisprinzip. Die Zeichnung im Kisteninnern hatte der Künstler bereits mehrfach in variiert Form angefertigt.²⁰ Das Wort ‚Intuition‘ und die Linienstrukturen sind zum einen so auf der Grundplatte der Kiste angeordnet, dass die Linien den Begriff unterstreichen und damit besonders hervorheben. Weiterhin erinnert ihre Ordnung an Textzeilen, die damit zum Lesen anhalten. Die Strecke wird als Sinnbild für Bestimmtheit oder Begrenzung interpretiert, während der nach links offene Strahl für Unbestimmtheit, Unbegrenztheit und somit für Freiheit steht.²¹ Daher könnten der Begriff ‚Intuition‘ und die mathematischen Zeichen Strecke und Strahl als Bilder für eine von Beuys propagierte Erneuerung des Erkenntnisprozesses interpretiert werden. Wahres Wissen ist nach Ansicht des Künstlers erst möglich, wenn rationales Denken, für das die Begrenzung steht, und Intuition, die nach Beuys einem freiheitlichen Prinzip folgt, sich sinnvoll ergänzen und erweitern. 1970 äußerte er: „Das, was die Menschen heute immer so als Parole rausbrüllen: erweitertes Bewusstsein. Das erweiterte Bewusstsein ist die Intuition.“²²

Akzeptanz intuitiv erlangten Wissens war auch ein Teil des von Beuys vertretenen neuen Bildungsverständnisses, das ein zentraler Aspekt seines politischen Konzepts war. Damit thematisierte der Künstler eines der wichtigsten Anliegen vieler Gruppierungen der 68er Bewegung. Eine neue Gesellschaft und eine neue Form der Demokratie war nur denkbar, wenn auch Lehrpläne, institutionelle Strukturen, in denen Bildung vermittelt wurde, sowie die Definition dessen, was Wissen sei, reformiert oder gar revolutioniert werden. Seine Kritik am Bildungssystem manifestierte sich auch in dem Zulassungstreit für Studierende an der Düsseldorfer Kunstakademie. Beuys nahm Studenten in seine Klasse auf, die den offiziellen Auswahlkriterien nicht entsprachen. Dies führte schließlich 1972 zu seiner Entlassung aus der Akademie.²³

Für Joseph Beuys waren Gespräche oder Auseinandersetzungen über politische Themen, zu denen auch Bildungsfragen zählten, Teil seines Konzepts der Sozialen Plastik. Dementsprechend erhob er die Diskussionen mit den Besuchern der Documenta V (1972) in Kassel zum Kunstwerk. Hier hatte er in dem ihm zur Verfügung gestellten Raum die „Organisation für direkte Demokratie durch Volksabstimmung“ eingerichtet. Eine Neuordnung der Bildung und vor allem ein neues Verständnis von Wissenschaft und Empirie, in der Wissen nicht nur durch rein rationales Erkennen, sondern auch durch Intuition und Inspiration zu erlangen sei, verfolgte Beuys mit der Gründung der „Freien Internationalen Hochschule für Kreativität und interdisziplinäre Forschung“.

Beuys Konzept vom intuitiven Wissen entzieht sich gezielt ausschließlich rationaler Nachvollziehbarkeit. Intuition ist dabei ein wesentliches Kriterium des künstlerischen Schaffensprozesses und zeichnet jenen Künstler aus, der auf ‚höheres‘ Wissen zurückgreifen kann. Das vom ihm Geschaffene und Geäußerte kann somit nicht hinterfragt werden. Seine Berechtigung findet lediglich im Kreis



²⁰ Sie taucht auf einem mit Bleistift bezeichneten Karton-Objekt von 1963 auf, wobei hier diese Linienstrukturen einem Profilkopf zugeordnet sind, und ebenso in der Zeichnung „Beziehung zu einer Bleiplastik“ von 1967 sowie in einer frühen Zeichnung von 1953. Vgl. Schmieder 1998, S. 88; Schellmann 1992, S. 546.

²¹ Vgl. Schmieder 1998, S. 86 ff.

²² Zit. nach Schellmann 1992, S. 429.

²³ Vgl. Quermann 2006, S. 31.



derjenigen Anerkennung, die sich auf vergleichbare Erkenntnisprozesse einlassen. Beuys' Plädoyer fürs Intuitive fußt, wie auch die Bedeutung der künstlerischen Handarbeit, auf der Vorstellung vom genialen Künstler.

Weniger ernsthaft als sein Kollege Beuys scheint Sigmar Polke diese höhere Eingebungskraft der Künstler einzuschätzen. Jedenfalls ironisiert Polke in seinem Gemälde ‚Höhere Wesen befehlen: rechte obere Ecke schwarz malen‘ von 1969 humorvoll diese übersinnliche Gabe der Künstler.

Weniger auf das Intuitive vertrauend, als vielmehr auf ein analytisches Verfahren setzend, nahm Hans Haacke seine gesellschaftliche Aufgabe als Künstler mit politischem Anspruch wahr. Haackes und Beuys' politisch motivierte Kunst basiert gewissermaßen auf methodisch und formalästhetisch antagonistischen Verfahren.²⁴ Haackes konzeptuell angelegte Werke loten das Verhältnis zwischen Text und Bild aus. Sie basieren auf Recherchen, bei denen er auf verschiedenste Quellen wie Archivalien, Zeitungsausschnitte oder Fotografien zurückgreift. Sie nutzen die Ästhetik wissenschaftlicher Dokumentationen. In der 1971 entstandenen Arbeit „Shapolsky et al. Manhattan Real Estate Holdings, a Real-Time Social System, as of May 1, 1971“ (Shapolsky et al. Manhattan Immobilienbesitz, ein gesellschaftliches Realzeitsystem, Stand 1. Mai 1971) legte er New Yorker Grundstücksspekulationen mit erheblichen sozialen Folgen offen. Die Installation bestand aus 146 Fotos mit Ansichten von Gebäuden, Tabellen von geschäftlichen Transaktionen, einer Erklärungstafel sowie Stadtplänen von Harlem und der Lower East Side.²⁵ Für das „Manet-Projekt '74“ rekonstruierte Haacke die Geschichte des Spargel-Stilllebens von Eduard Manet bis zum Ankauf für das Kölner Wallraf-Richartzs-Museum. Diese aus zehn Offsetdrucken und einer Farbfotografie bestehende Provenienzforschung des Künstlers stellte die Namen und Biografien der aufeinander folgenden Eigentümer zusammen. Der den Nationalsozialisten dienende Bankier Hermann Joseph Abs erscheint hier nicht als generöser Mäzen, sondern als Nutznießer der Enteignung jüdischer Vermögen. Haackes Manet-Projekt visualisierte Verflechtungen von Kultur, Politik und privater Wirtschaft. Die den Arbeiten immanente Kritik führte schließlich in New York und Köln zu einer Zensur und zum Ausschluss seiner Werke aus Ausstellungen.²⁶

Orte künstlerischen Handelns

Die Analyse der New Yorker Immobilienspekulationen und Haackes Untersuchung zur Eigentümergeschichte von Manets Spargelstillleben stellen die Annahme infrage, wonach Institutionen, an denen Kultur gesammelt, bewahrt oder ausgestellt wird, neutralen, von finanzieller oder politischer Macht unabhängigen Gesetzen folgen. Die in seinen Werken enthaltene Kritik am Macht erhaltenden bürokratischen Apparat der Institutionen spiegelt ein zentrales Thema politisch motivierter Kunst um 1968 wider, mit dem sich insbesondere Konzeptkünstler auseinander setzten. Die 1976 erstmals als Aufsatzsammlung in der Zeitschrift Artforum erschienene Schrift des Kritikers Brian O' Doherty „Inside the White Cube“ griff diese künstlerischen Ansätze auf und thematisierte kulturelle, soziale und politische Rahmenbedingungen der Orte, an denen die Künstler ihre Werke



präsentierten. So malte beispielsweise Daniel Buren weiße und farbige Streifen im immer gleichen Abstand auf Galeriewände. Andere Arbeiten platzierte er im Stadtraum. Durch die Reduktion auf Streifen als malerische Grundstrukturen öffnete Buren den Blick für historisch bedingte und soziale Kontexte eines Ortes.

Kritik an Institutionen konnten Künstler insbesondere dann wirksam ausüben, wenn sie sich ihr Publikum selbst suchten. Die Straße als allgemein zugänglicher Ort bot sich an, da hier die durch gesellschaftliche Eliten dominierten Gesetze der Bildungseinrichtungen am ehesten außer Kraft gesetzt waren.²⁷ Diese Verlagerung von Kunst in den öffentlichen Raum fand im Rahmen von performativen Aktionen, auf Demonstrationen sowie durch Parolen und Graffiti statt, mit denen Künstler den Stadtraum markierten. Internationale Wirkung und Verbreitung erfuhren Inschriften und Plakate, die Künstler in Paris während der Maiunruhen 1968 anbrachten. Die Plakate, deren Autorschaft oft nicht bekannt wurde, waren zuvor auf den Druckmaschinen in dem von Studenten gegründeten „Atelier Populaire des Beaux Art“ in der École National des Beaux-Art hergestellt worden.²⁸ Inhaltlich nahmen sie Bezug auf Schriften wie Guy Debords „Gesellschaft des Spektakels“ oder Herbert Marcuses „Versuch über Befreiung“, die das theoretische Fundament der künstlerischen Handlungen lieferten.²⁹ In den Ateliers und Kunstakademien wanderten die Werke von den Staffeleien auf Fußböden und Wände. Die den Staffeleien anhaftende, formatbedingte Normierbarkeit und Kontrollierbarkeit sollte unterlaufen werden. Optimales Forum für die Verbreitung politischer Ansichten boten die Fassaden der Kunsthochschulen, wofür die mit Graffiti und Schriftzügen versehene Attika der Düsseldorfer Kunstakademie ein Beispiel ist. In dem Foto erklimmt ein Junge die Sockel der Akademie, auf dem hoch oben der Schriftzug: „DENKT die Würde des Menschen ist unverletzlich / Leben Arbeit Geld Arbeit Geld Tod“ aufgetragen ist. Ein Stück weit versinnbildlicht die kindliche Ersteigung der Architektur die mit dem Zugang zur Bildungseinrichtung verbundenen hohen Hürden, deren Auswahlverfahren auch Joseph Beuys hinterfragte.

Beuys nutzte den Ort vor der Akademie wiederholt für seine Aktionen. Wer wollte, konnte daran teilnehmen oder ihn aus der Vogelperspektive beobachten, wie der an die Säule gelehnte junge Mann auf dem eingangs beschriebenen Foto. Inwiefern Beuys' auf gesellschaftspolitischen Forderungen basierende Aktionen außerhalb der Kunstszene Wirkung zeigten, lässt sich kaum bemessen. Dies gilt wohl generell für politische Kunst um 1968. Ein Grund hierfür mag auch sein, dass das dokumentarische und künstlerische Material seinen Fokus vor allem auf die Künstler selbst legt.

Die Künstlerin Inge Sauer war 1969 Studentin der Düsseldorfer Kunstakademie. Während einer Aktion, mit der Beuys die in seinen Unterrichtsräumen stattfindende „Arbeitswoche“ der Lidl Akademie einleitete, richtet sie ihre Kamera auf die gegenüberliegende Straßenseite.³⁰ Dort spielt sich der Alltag der Düsseldorfer AltstadtbewohnerInnen ab. Ausgerüstet mit Kittelschürzen oder kurzem Kostüm blicken die Frauen in die Kamera oder unterhalten sich. Entgegen der bisweilen sogar menschenverachtenden Kritik in der Presse, die Beuys als ‚Kunstschwein‘ degradierte, registrieren sie weder ablehnend noch besonders wohlwollend, was gegenüber geschieht. Was sie dort sehen, hält sie nicht ab von einem Schwätzchen mit der Nachbarin auf der Straße.

²⁷ Pierre Bourdieu untersuchte Anfang der 1960er Jahre mit statistischen Methoden das Besucherverhalten in Museen und konnte nachweisen, dass auch trotz kostenlosen Eintritts diese Institutionen vornehmlich auf das Rezeptionsverhalten der Bildungseliten angelegt waren. Vgl. Bourdieu/Darbel 2006.

²⁸ Kat. Düsseldorf 1990, S. 100.

²⁹ Vgl. Butin 2002, S. 171.

³⁰ 1985 arrangierte Beuys Attribute dieser Aktion in der letzten Großen Installation vor seinem Tod im Palazzo Regale.

²⁴ Vgl. Butin 2002.

²⁵ Vgl. Sztulman, Paul: Hans Haacke. In: documenta und Museum Fridericianum Veranstaltungs-GmbH (Hg.): Kurzführer. Documenta X, 21. Juni bis 28. September 1997, 1997, S. 84.

²⁶ Vgl. Butin 2002, S. 173.

ROTWELSCH UND ZEICHENSPRACHE

Gerd Koenen

Den Springprozessionen, die 1968 mit ‚HO-HO-HO-CHI-MINH‘ durch die Straßen von Westberlin, Paris, Rom, London oder Chicago stürmten, wurden nicht nur die sattsam bekannten Portraits eines gütig lächelnden Onkel HO voran getragen. Gerade in der Bundesrepublik Deutschland verwandelten sich die Aufzüge der neuen Außerparlamentarischen Opposition (kurz APO) oft in ganze Wälder revolutionärer Ikonen, die beschwörend geschwenkt wurden.

Rote Anti-Autoritäten, Gründerväter und Überväter, Märtyrer und Kronzeugen gab es jetzt plötzlich in Hülle und Fülle – für jedes Temperament und jeden Geschmack etwas. Die einen trugen das christusgleiche Antlitz des toten Bruders CHE auf Postern oder T-Shirts. Die anderen bevorzugten den Großen Vorsitzenden MAO mit der Warze und seinem transzendentalen Lächeln. Viele standen auf LENIN in der Pose des Weltagitators, den Arm in die weite Zukunft ausgestreckt. Einige von der IV. Internationale hielten trotzig ihren TROTZKI hoch, vorzugsweise den jungen, diabolischen mit dem Kneifer. Selten sah man fürs erste noch Väterchen STALIN, mit oder ohne Pfeife. Aber von allen hoch und heilig gehalten wurden ROSA & KARL, Luxemburg und Liebknecht – Kronzeugen eines anderen Deutschland, für welches des Öfteren jetzt auch wieder THÄLMANN gezeigt wurde, ein Hans Albers des deutschen Kommunismus. Und immer und überall wurden natürlich die Gründerväter MARX & ENGELS als biblisches Prophetenpaar herumgetragen.

Da diese Referenzen kaum noch an lebendige Traditionen anknüpften, geschweige einem klar bezeichneten und zeitgemäßen sozialen oder politischen Bedürfnis entsprangen, trugen sie notgedrungen zitathafte und theatralische Züge. Dass die Neue Linke von 1968 nach dem berühmten Wort von Marx die Wiederaufführung einer geschichtlichen Tragödie als Farce gewesen sei, ist oft gesagt worden. Man kann es freilich auch anders, etwas weniger verbissen sehen: Nämlich, dass diese ganze 68er Bewegung in Wahrheit schon eine höchst postmoderne Affäre war, in der Bilder und Zeichen, Codes und Köpfe, Formeln und Schlagwörter eine weitaus größere Rolle spielten als politische Programme und empirische Befunde. Man bediente sich der diversen ideologischen Systeme, Aktionsstile und Organisationstypen eben wie in einem „Großen Basar“ (so ein Buchtitel von Daniel Cohn-Bendit¹), um seine prinzipielle Gegnerschaft gegen die ‚herrschende Gesellschaft‘ zum Ausdruck zu bringen.

Wie aus dem Nichts waren auf den Büchertischen plötzlich alle Revolutionstheorien des 20. Jahrhunderts im Angebot – als Reprints, Raubdrucke oder als reguläre Neuauflagen. Die Bestseller unter den Raubdrucken ergaben übrigens eine erstaunliche Reihe: Allen voran standen Wilhelm Reichs streng politisch-pädagogische (keineswegs hedonistische) Schriften zur „Sexuellen Revolution“, an zweiter Stelle standen Max Horkheimers frühe, von ihm selbst abgelegte Faschismus-Schriften – und an dritter Stelle bereits diverse Texte von Josef Stalin.² Vor den Buchläden wurden bereits allwöchentlich Paletten mit solide gebundenen, nach frischer Druckerschwärze riechenden blauen Bänden (Marx/Engels) und braunen Bänden (Lenin) aus ostdeutscher Produktion abgeladen, die (auch weil sie hoch subventioniert waren) sich wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln verkauften.

Das beantwortet freilich noch nicht die Frage, warum eine sich als ‚anti-autoritär‘ deklarierende Bewegung mit einem derart frenetischen Eifer auf die ideologischen Erbschaften und Ismen, die Kostüme und Ikonen eines vergangenen Zeitalters zurückgriff. Häretische Traditionen, kritische



Gesellschaftstheorien, Formen eines zeitgemäßen Jugendprotestes hatte es schließlich mehr als genug gegeben, und in ihnen hatte man sich ja auch gerade noch bewegt. Als ‚Beatnik‘, ‚Gammer‘ oder ‚Hippie‘, als zorniger junger Mann à la James Dean oder schwarz gekleidete Existenzialistin à la Juliette Gréco, als Ostermarschierer mit der Friedensrunne am Parka und einem Dylan-Song auf den Lippen war man in die Bewegung hineingegangen; mit Marxens ‚blauen Bänden‘ unter dem Arm, das ‚rote Buch‘ Maos schwenkend, kam man aus der Drehtür des Jahres 1968 wieder heraus. Es griffte allerdings viel zu kurz, darin einen bloßen, unbegreiflichen Rückfall in Dogmatismus und ideologischen Traditionalismus zu sehen. Vielmehr war die Lektüre dieser längst esoterisch gewordenen Schriften aus einer vergangenen Epoche für die Neuen Linken ein Akt der forcierten Selbsterfindung. Es war eine originäre Aneignungsbewegung, die eben nichts ausließ und die ‚zurück zu den Quellen‘ wollte. Man suchte in ihnen so etwas wie das Bewegungsgesetz der menschlichen Geschichte oder das, ‚was die Welt im Innersten zusammenhält‘.

In diesem faustischen Impuls lag der Zauber dieser Lesebewegung, die irgendwann 1967 begann und mehr als ein Jahrzehnt anhielt. In ihrem Verlauf wurden heute unvorstellbar gewordene Mengen an Lektüren, vielfach in Form von Raubdrucken, verschlungen oder ‚geschult‘ – ein Wort, das eben noch völlig unbekannt gewesen war, nun aber zur selbstverständlichsten Sache der Welt wurde. Die aus Margarinekisten oder Brettern und Backsteinen errichteten Bücherwände in den Studentenbuden, WGs und Kommunen füllten sich bis zur Decke, bis sie Altären glichen, in denen das noch zu studierende Geheimwissen der Menschheit verborgen war. Es lag in der Logik der Sache, dass man nach und nach begann, ideologische Präferenzen zu entwickeln, da am Ende ja schließlich eine ‚revolutionäre Praxis‘ und Organisation stehen sollte. So wurde man je nach Temperament oder Umfeld vom bloßen Radikaldemokraten und ‚Anti-Autoritären‘ zum strikten Marxisten, dann zum Leninisten, schließlich zum Trotzlisten, Stalinisten oder Maoisten – oder auch zum Anarchisten, Syndikalisten oder Spontaneisten.

Aber nicht die Theorien und Ismen wiesen diesen Weg, sondern umgekehrt: Diejenigen, die diesen Weg gingen, suchten in den alten Texten nach Bestätigung und Rechtfertigung. Die unförmige, mit Büchern und Broschüren stets überfüllte Aktentasche Rudi Dutschkes, die zu seinen Führerinsignien zählte, gehörte zum Stil und Ausweis der Bewegung überhaupt. Diese ganze Art, wo man ging, saß oder stand, fast ‚besinnungslos‘ zu lesen, schwerstkalibrige Wälzer in Tag- und Nachtschichten zu verschlingen (oder zäh daran zu würgen), philosophische oder revolutionstheoretische Großsysteme zu rekonstruieren und ihre Sprache autodidaktisch zu lernen, so wie Computerkids es heute mit esoterischen Programmiersprachen tun – das überstieg von vornherein jedes bestimmte Interesse an den konkreten Verhältnissen, an der eigenen Zeit oder an der aktuellen Politik. Es trug einen weithin monologischen, fast autistischen Charakter und zielte weder auf Wissen noch auf Verstehen im engeren Sinne. Vielmehr steckte darin der Drang, ein noch unbestimmtes, fluktuierendes Welt- und Lebensgefühl in feste Metaphern oder Formeln zu gießen und sich eine Gegensphäre der Theorie, der Geschichte, der Literatur zu schaffen – in heutigen Begriffen: eine virtuelle Realität, ein ‚Second Life‘, das die empirische Gegenwart transzendierte und weithin ersetzte.

Das freilich ist noch immer keine Erklärung, sondern etwas zu Erklärendes. Woher dieser mehr oder weniger plötzliche Umschlag eines höchst verständlichen anti-autoritären Rebellentums oder

¹ Cohn-Bendit 1975.

² Bermann 1999, S. 377 f.



radikalen Reformeifers in eine abstrakte Kampfentschlossenheit, die sich ihre überlebensgroßen Feindbilder projektiv selbst erschuf? Woher diese von lebendigen Erfahrungen und Interessen fast unberührte, abstrakte Theorie- und Organisationswut, diese jederzeit abrufbare Militanz und Empfänglichkeit für weltrevolutionäre Phraseologien? Fast nichts in der sozial-ökonomischen Situation der BRD wie der übrigen Länder des Westens drängte nach einem revolutionären Ausbruch. Und fast nichts in ihrer eigenen, materiellen Lebenslage drängte die jugendlichen Revolteure, ihre legitimen Kritiken an Staat und Gesellschaft in einer solchen Fundamentalkritik des Kapitalismus und Rhetorik der Weltrevolution zusammenzufassen.

Tatsächlich schossen diese radikalen Bewegungen ja wie aus dem Nichts auf. Eben noch hatten Linke wie Konservative in die Klage über eine völlig unpolitische, nur auf Konsum und Karriere orientierte Jugend eingestimmt – da führte irgendein, gar nicht notwendig dramatischer Anlass zum Ausbruch. Das gilt nicht nur für die Bundesrepublik, wo eine ganze Serie von Studien und Umfragen den einmütigen Befund erhoben hatte, dass von dieser Jugend „keine gesellschaftsverändernden Impulse zu erwarten“ seien (so Ludwig von Friedeburg 1965) und gerade die Studenten in ihrer großen Mehrheit „konformistisch, apolitisch, vergnügungs- und karriereorientiert“ seien (wie eine Allensbach-Umfrage für den Spiegel im Winter 1966/67 feststellte).³

Man wird dem Geheimnis dieser jähren ‚Politisierung‘ jedenfalls nur auf den Grund kommen, wenn man die immer höherprozentigen Selbst-Indoktrinationen primär als ein Produkt lebensweltlicher Radikalisierungen versteht, statt umgekehrt. Nicht ein an sich existierender MARXISMUS, LENINISMUS, MAOISMUS oder sonstiger ISMUS hat diese frischgebackenen Neuen Linken verführt oder überwältigt – sondern sie selbst waren es, die sich mit solchem ‚ideologischen Rüstzeug‘ gegen eine Welt von Feinden zu wappnen und (wie mit einem Druidentrunk) zu stärken versuchten. Sie selbst waren auf der fieberhaften Suche nach historischen Anknüpfungen, nach überlebenden Kronzeugen und nach ‚real existierenden‘ Formen einer revolutionären Weltbewegung. Es war der Versuch, der unerträglichen Leichtigkeit der eigenen Existenz durch ihre Verankerung in der Geschichte Gewicht und ‚Realität‘ zu verleihen.

‚Marxismus‘ war, so betrachtet, zunächst ein historischer Titel oder Gestus, weniger Instrument einer gegenwartsbezogenen Kritik als Medium einer imaginären historischen Rückversicherung oder vielmehr Selbsterfindung: ‚Ich denke marxistisch, also bin ich Teil einer geschichtlichen Bewegung.‘ Im deutschen Kontext bedeutete dies auch eine nachträgliche Orientierung auf die, wie man glaubte, einzig konsequente Gegenoption des Jahres 1933 – und damit auf ein ‚anderes Deutschland‘, ein nicht kompromittiertes, das einst sogar die stärkste, fortgeschrittenste Arbeiterbewegung des Westens gehabt hatte. Statt in Kategorien von Schuld und Sühne konnte man die belastende deutsche Geschichte dann in Kategorien von Sieg und Niederlage erörtern – und von Verrat. ‚Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!‘ Alle die täglichen Frustrationen und Kampfansagen einer Außerparlamentarischen Opposition erhielten damit eine viel größere, historische Dimension.

Die schiere Parallelität derartiger Jugendrevolten in einer Vielzahl von Ländern, die sich in ganz unterschiedlicher Lage befanden, verweist auf einen allgemeineren Zusammenhang, der im Grunde auch auf der Hand liegt. Ganz offenkundig war ein Grundmotiv der 68er Bewegungen in Deutschland wie in Frankreich, Italien, den USA, in Japan, aber auch in den Ländern des sowjetischen Blocks

und sogar in China ein jeweiliger, mehr oder weniger offen oder verdeckt ausgetragener Konflikt zwischen der Kriegs- und der Nachkriegs-Generation. Überall zeigten sich vor oder um das Jahr 1968 Phänomene einer unbestimmten, übrigens fast durchweg ideologisch links codierten Unruhe und Gärung. Und nicht zufällig handelte es sich um die Länder, die zu den Hauptkombattanten des letzten Weltkrieges gehört hatten.

Generationenkonflikte als Faktoren historischer Entwicklungen äußern sich nicht primär in Differenzen zwischen Eltern und Kindern und müssen daher keineswegs den Charakter massenhafter innerfamiliärer Rebellionen tragen, auch wenn eine solche persönliche Ebene oft mit im Spiel ist und zur besonderen Leidenschaftlichkeit dieser Widersprüche sicherlich beiträgt. Es geht vielmehr um Auseinandersetzungen und Friktionen, in denen sich jeweils die Ablösung einer dominierenden Schicht der Älteren und Etablierten durch die Kohorten jugendlicher Nachrücker vollzieht. Genau das drückte der damals gängige Begriff des ‚Establishments‘ aus. Norbert Elias hat generationelle Konflikte dieser Art „zu den stärksten Antriebskräften der sozialen Dynamik“ überhaupt gezählt.⁴ Solche Konflikte können durchaus auch einen harten, materiellen Kern haben. Es geht um Positionen, Chancen und Ressourcen, weniger in einem unmittelbar aktuellen und statischen als in einem dynamischen und perspektivischen Sinne. Darüber hinaus aber bildet sich in diesen Konflikten die „Wirschicht“ einer Gesellschaft, ihr dominierender „sozialer Habitus“, jeweils neu aus⁵ – ein Prozess, der zu bestimmten Zeiten heftigere Emotionen wecken kann als jeder andere Sozialkonflikt.

In friedlichen Zeiten ist es die Alchemie von Geburtenraten, Sozialisationsformen, Ausbildungsgängen, Berufskarrieren, Lebensperspektiven usw., die das Bedürfnis der Jüngeren nach Identifizierung oder Abgrenzung, Teilhabe oder Verweigerung, Affirmation oder Opposition periodisch zu Gruppengefühlen generationeller Zusammengehörigkeit verdichtet. Die Nachkriegs-Generation war dagegen im vollen Sinne des Wortes noch eine Nach-Kriegs-Generation – und damit (jedenfalls im westlichen Europa) die vorläufig letzte Generation, die, zumindest indirekt, noch einmal von einer tiefen historischen Zäsur geprägt wurde.⁶

Der kleinste gemeinsame Nenner aller jugendlichen Renitenzen dieser Zeit war wohl das Gefühl einer Entwertung der eigenen Existenz gegenüber der der Älteren, die stets betonten, wie viel Schweres, oft Traumatisches sie durchgemacht hatten, und die daraus einen energischen Anspruch auf Gestaltung ihres Lebens samt dem der Kinder nach ihren Vorstellungen herleiteten. So entsprach dem termitehaften Aufbaufleiß der Älteren, der sich nicht nur in Deutschland in einem fanatischen Drang zum Automobil und zum Eigenheim niederschlug, der Drang der Jüngeren zur Schaffung autonomer jugendlicher Subkulturen, die durch ihre Musiken und Tänze oder durch ihre Accessoires um demonstrative Abgrenzung bemüht waren. In solcher Breite hatte es das – zumal unter Einschluss der Mädchen – in früheren Generationen nicht gegeben.

Die Aggressionen, auf die das traf, konzentrierten sich in Formeln wie ‚Halbstarke‘, ‚Hooligans‘, ‚Rowdys‘, ‚Gammler‘ usw. Diese Begriffe enthielten in konzentrierter Form das tägliche ‚Euch geht es doch viel zu gut. Macht ihr mal durch, was wir durchgemacht haben! Ihr habt ja überhaupt keine Ahnung, wie das ist, wenn ...‘. So lag noch vor allen gesellschaftlichen Antrieben und Anlässen, die zur Bildung der 68er als einer politischen Generation geführt haben, das Gefühl einer tiefen narzisstischen Kränkung.

³ von Friedeburg 1965; sowie Allensbach-Studie 1967, hier zit. nach Stolle 1970, S. 375.

⁴ Elias 1992, S. 315 f.

⁵ Ebd., S. 27 f.

⁶ Vgl. Mannheim 1970, S. 509–565.



In Deutschland mussten diese narzisstischen Kränkungen naturgemäß eine besonders schroffe Form annehmen. ‚Sie‘ (die Generation der Eltern) hatten uns das alles schließlich eingebrockt, wegen ‚ihnen‘ waren wir genötigt, uns bis in alle Ewigkeit zu rechtfertigen, waren wir blamiert bis auf die Knochen, standen wir da als die Verlierer und Verbrecher der Weltgeschichte schlechthin. Authentische Scham und existenzielle Verzweiflung mischten sich mit jeder Sorte steiler Selbststilisierung und Selbstfäzination. Die Luft war geschwängert mit literarischen Assoziationen und publizistischen Formeln. Die Biedermänner, unter denen wir leben mussten, waren nur verhinderte Brandstifter. Die blonde Bestie war zum Bundesbürger mutiert und hatte Kreide gefressen. Aber der Schoß war fruchtbar noch. Wahrlich, wir lebten in finsternen Zeiten!

‚Faschismus‘ wurde im Zuge dessen zum Allerweltsbegriff, der den des ‚Nationalsozialismus‘ weitgehend ersetzte und ihn in den des Kapitalismus und Imperialismus auflöste. Das aus der Vorkriegszeit stammende Diktum Max Horkheimers „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen.“ wurde gegen den erbitterten Protest seines Autors von den Studenten zur zeitlosen Maxime erhoben. Als Slogan hieß das: ‚Kapitalismus führt zum Faschismus, Kapitalismus muss weg!‘ Es kam also darauf an, die Analyse und Kritik des Faschismus in die des Kapitalismus aufzulösen – während der ‚latente‘ Faschismus des Systems oder eine universelle Tendenz der ‚Faschisierung‘ umgekehrt dazu diente, den Kapitalismus auch dort anzuprangern, wo ‚Ausbeutung‘ oder ‚Entfremdung‘ allein nicht hinreichten, um eine gewaltsame Revolution zu begründen.

Herbert Marcuse lieferte dazu eine Totalitarismus-Theorie des modernen kapitalistischen Wohlfahrtsstaats: **„Denn ‚totalitär‘ ist nicht nur eine terroristische politische Gleichschaltung der Gesellschaft, sondern auch eine nicht-terroristische ökonomisch-technische Gleichschaltung, die sich in der Manipulation von Bedürfnissen durch althergebrachte Interessen geltend macht [...] (und) sich mit einem ‚Pluralismus‘ von Parteien, Zeitungen, ‚ausgleichenden Mächten‘ etc. durchaus verträgt.“⁷**

Gerade die technologische Überlegenheit der westlichen Mächte machte diese also zum Feind der Menschheit schlechthin und lieferte „der expansiven politischen Macht, die alle Kulturbereiche in sich aufnimmt, die große Legitimation“.⁸ Gegenüber einer derart totalisierten bürgerlichen Herrschaft war eine totale Opposition gefordert. Die vormalig vom Proletariat verkörperte ‚Totalität‘ der emanzipativen Wünsche und Interessen, die nach klassisch marxistischer Auffassung die Grundlage einer revolutionären Umwälzung und eines gesellschaftlichen Neubaus hätte sein sollen, musste daher durch ein neues Subjekt ersetzt werden – jene ‚informellen Kader‘, ‚revolutionären Bewusstseinsgruppen‘ oder ‚metropolitane Guerilla‘, die Rudi Dutschke und der Frankfurter SDS-Führer Hans-Jürgen Krahl in immer neuen Wendungen beschworen und deren Avantgarderolle die aller leninistischen Parteiantagarden noch weit in den Schatten stellen sollte.

Entsprechend überspannt war auch das Ziel selbst: die Vorstellung einer universellen gesellschaftlichen ‚Selbstorganisation‘. Der Begriff erhielt eine fast mystische Bedeutung; und je höher die autonome und anti-autoritäre Selbsttätigkeit der Menschen, Massen und Produzenten angesetzt wurde, umso mehr. Die Zurückweisung des altlinken ‚Dogmatismus‘ geschah auch hier im Namen eines neulinken Doktrinarismus, der im Streben nach ‚Totalität‘ jenen noch deutlich übertrumpfte.

⁷ Marcuse 1967, S. 23.

⁸ Ebd., S. 173.



Dutschke etwa sprach wiederholt von der ‚Universalisierung des Menschen‘. Im einzelnen Subjekt sollte also aufgehoben sein, was sonst Sache der arbeitsteiligen Gesellschaft war. Dass in den Ideologemen und Impulsen dieser neuen Jugendbewegung – wie eine Reihe sozialdemokratischer und liberaler Kritiker der Neuen Linken damals zu Recht konstatiert haben – der romantisch-regressive Wunsch nach Wiederherstellung unmittelbarer ‚Gemeinschaft‘ an Stelle einer modernen Gesellschaft mit ihren unaufhebbaren Widersprüchen zum Ausdruck kam, ist offenkundig.⁹

Es war also diese lebensweltlich begründete, abstrakte Position einer ‚totalen Opposition‘, die sich ihre historischen und weltpolitischen Legitimationen schuf, indem sie wirkliche oder vorgestellte Figuren und Ereignisse kultisch besetzte und sich ideologisch anverwandelte.

So empfanden auch die zeitgenössischen Vertreter kritischer Gesellschaftstheorien die Art und Weise der ‚Aneignung‘ ihrer Thesen und Gedanken durch die revoltierenden Studenten bald als glatte Expropriation – worum es sich in der Tat auch handelte. Von Adornos und Horkheimers ‚Dialektik der Aufklärung‘ blieb nichts als der sinnwidrig im Munde geführte Begriff – und ein unbestimmter Rest von Kulturpessimismus und apokalyptischen Weltgefühlen. Man las die Väter der (nun in Großbuchstaben geschriebenen) Kritischen Theorie einfach als Ideologen der reinen Negation, als Manipulationstheoretiker oder Kündler eines antikapitalistischen ‚Jenseits‘ – bei völliger Ignorierung ihrer aktuellen politischen Urteile, die man im Zweifelsfalle der Lächerlichkeit preisgab.

Andere, wie Ernst Bloch, waren durch ihre eschatologische Sicht der Welt und der Geschichte gegen derartige Ernüchterungen gewissermaßen konstitutionell gefeit. Wenn er als Weltgeist in Person in unseren Tübinger SDS-Keller hinunter stieg und wir seinen langen, unwölkten Monologen lauschten – jener ‚Blochmusik‘, von der Adorno einmal spöttisch gesprochen hat –, hätte wohl niemand einen Satz oder Gedanken davon wiedergeben können, außer imitierend – eine Kunst, die einige ältere Genossen exklusiv beherrschten. In Wirklichkeit stand ein völliges, feierliches Missverstehen zwischen uns. Bloch hoffte auf Schüler, auf eine Tübinger Blochschule, auf einen ‚unverdrossenen Neuanfang endlich wieder forschender, belehrt-lehrender Theorie‘, auf eine ‚neue Volksfront im Westen‘ und dergleichen mehr.¹⁰ Wir aber hatten ihn, Bloch, mit ganz eigenen, uns selbst kaum bewussten Motiven als eine Anti-Autorität in Beschlag genommen und zitierten ihn wie in einer vexierenden Vogelsprache.

Der ehemalige SDS-Vorsitzende und heutige Psychoanalytiker Reimut Reiche schrieb: „Mir ist erst viel später klar geworden, dass wir in einem unbewussten kollektiven kreativen Akt eine ‚undeutsche‘ fremde Sprache erschaffen hatten, [...] ein jüdisch-intellektuelles Rotwelsch, genauer: ein [...] in die gesprochene Sprache transformiertes Amalgam von theoriesprachlichen Begriffen, die allesamt ‚jüdischen‘ Wissenschaften entnommen waren: dem Marxismus, der Psychoanalyse und der Kritischen Theorie.“¹¹

Kurzum, man kommt nicht weit, wenn man die Ideologeme dieser Jahre zu ihrem politisch-ideologischen Nennwert nimmt. Alle Reden von ‚Ausbeutung‘ oder ‚Klassengesellschaft‘, die die jungen 68er sich im Schnellkurs antrainierten, waren ganz offenkundig nur eine Form verstellter Sprache, ein quid pro quo ganz anderer Inhalte und Bedeutungen. Das ‚Proletariat‘ war vor allem die Chiffre einer mythischen, schlummernden Kraft in der Tiefe dieser kapitalistischen Gesellschaft, ein

⁹ Vgl. etwa Löwenthal 1970. In ganz ähnlichem Sinne argumentieren die Beiträge von Peter Christian Ludz und anderen, in: Scheuch 1968.

¹⁰ Bloch 1977, S. 426.

¹¹ Reiche 1988, S. 48f.



moderner ‚Barbarossa‘, der imstande wäre, alles Bestehende über den Haufen zu werfen. Aber da sich die historische Arbeiterbewegung nicht so leicht aus ihrem Dornröschenschlaf wachküssen ließ, womöglich gar keine ‚systemsprengende‘ Gegenposition mehr markierte, stürzte man sich auf die ‚Randgruppen‘, die Marginalisierten, die man sich als ein gesellschaftliches Subjekt natürlich erst wieder zurechtschnitzen musste.

Die Haupterwartungen an einen Weltumsturz richteten sich aber jetzt vor allem auf ein ganz neues historisches Subjekt, die ‚Verdamnten dieser Erde‘, wie der Algerier Frantz Fanon sie beschrieben hatte, die Massen der kolonial oder neo-kolonial Ausgebeuteten und Unterdrückten in einer weiten ‚Dritten Welt‘, von der man jetzt zu sprechen begann.

Prototypisch dafür war der internationale Jugendkult, der sich an der Figur des toten Ernesto Che Guevara entzündete. Natürlich war Ches heroisch-illusionärer Versuch, im Hochland Boliviens ein ‚zweites Vietnam‘ zu schaffen, Teil einer weltpolitischen Auseinandersetzung, die alles andere als imaginär war. Nicht nur in den Augen der jugendlichen Rebellen, sondern wachsender Teile der internationalen Öffentlichkeit hatte der Vietnamkrieg mit der Ausweitung der Flächenbombardements und der Entsendung einer halben Million amerikanischer Soldaten 1966/67 Züge eines exemplarischen Bestrafungs- und Vernichtungsfeldzuges der größten Macht der Welt gegen ein kleines, um seine nationale Befreiung kämpfendes Volk angenommen.

Che Guevaras ‚von irgendwo aus Amerika‘ gesandte, auf einer Konferenz in Havanna verlesene ‚Botschaft an die Tricontinentale‘ vom April 1967 weitete diesen Konflikt zum Panorama eines dritten und letzten Weltkriegs aus, das so ungeheuerlich wie grandios war. Vietnam führe seinen Kampf ‚in tragischer Einsamkeit‘, schrieb er. Es genüge nicht mehr, von Ferne Beistand zu leisten, sondern es gelte, das kämpfende Vietnam ‚bis zum Tode oder bis zum Siege zu begleiten‘. Die Stunde sei gekommen, um den Imperialismus der USA, dessen ‚Verbrechen ungeheuer sind und die ganze Welt überziehen‘, auf breiter Front anzugreifen. Jetzt müsse die Devise heißen: ‚Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam!‘¹²

Dieses frenetisch herbeigesehnte Armageddon blieb zwar aus. Aber der Ruhm des Toten begann den des Lebenden fast sofort zu übertreffen, wie einer seiner frühesten Hagiografen begeistert feststellte: ‚Die Wände von Studierzimmern auf der ganzen Welt tragen mit Kreide geschrieben die Worte CHE LEBT. Sein Martyrium war die Bedingung, unter der er die Jugend inspiriert hat.‘¹³

Die Gründe dafür, dass der martyrisierte Bruder Che unter der westlichen Jugend das Objekt derart intensiver Fantasien und Besetzungen wurde, sind aber selbst näher zu entschlüsseln. Dass die Bilder des lächelnden Toten, eingeflogen auf den Kufen eines Hubschraubers und als Trophäe einer angekündigten Konterrevolution den Blitzlichtern der Weltpresse zur Schau gestellt, alles enthielten, was es für einen modernen Mythos des 20. Jahrhunderts braucht, ist auch in der historischen Distanz unbestreitbar. Der ‚Comandante Che Guevara‘ ist schließlich nicht nur in die linke Folklore eingegangen, sondern zur Ikone einer metropolitanen Pop-Kultur geworden. Und ob man das schön oder schauerlich findet, spielt schon längst keine Rolle mehr.

Die Frage ist nur, was diese Ikone der Jugend des Westens eigentlich zu sagen hatte? Hans Egon Holthusen schrieb (auf dem Hintergrund seiner amerikanischen Campus-Erfahrungen) damals in einem Essay über Leben, Tod und Verklärung des Che Guevara: ‚Diese [...] extrem autoritäts-

feindliche und ehrfurchtslose Jugend: hier erlebte sie, wie zum ersten Male, die Epiphanie des Heldischen.‘ Hier fand sie eine reale Figur, die ‚die ‚klassischen‘ Elemente des Heldischen in chemisch reiner Verhältniszahl in sich vereinigte: Selbstlosigkeit, Unbedingtheit, Todesverachtung, Großmut und – Grausamkeit‘.¹⁴

Von dieser Position aus wurde auch die eigene Elterngeneration noch einmal scharf entwertet, die sich der neuen Pax Americana so willig ein- und untergeordnet hatte, um ihre bourgeoisen Spießereixistenzen zu begründen. In der bedingungslosen Parteinahme für die ‚nationalen Befreiungskämpfe‘ der Dritten Welt konnte man der eigenen Existenz als Nachgeborener endlich Gewicht und Gestalt geben. In diesem Sinne war der Partisanengestus der 68er Revolutionäre – nicht nur in Deutschland – ein Stück fantastisch nachgeholter Weltkriegserfahrung.

Eine ähnlich phantasmagorische Anverwandlung erfuhr auch die andere große Ideologie, die die Neue Linke rund um das Jahr 1968 geprägt hat: der Maoismus. Anfangs war das eine reine internationale Jugendstimmung oder auch nur ein Stück radical chic (selbst Brigitte Bardot posierte im ‚Mao-Look‘), so politisch oder unpolitisch wie der Parallelkult um Che, der immerhin noch europäisch-vertrauter war.

Aber aus Maos Texten war bei noch so angestrengtem Studium für unsere Verhältnisse wenig zu lernen, und die Nachrichten aus China blieben trotz aller verklärenden Interpretationsfilter verwirrend und erschreckend. Eben drum! Sich einen Mao-Button anzustecken, seine Sprüche zu zitieren und zu rezitieren oder sein lächelndes Portrait als Mona Lisa der Weltrevolution an die Wand zu pinnen, bezeichnete nunmehr die radikalste und plakativste Antithese zur ‚alten‘ bürgerlichen Welt wie zugleich (darauf kam es ebenfalls an) zur alten ‚reformistischen‘ oder ‚revisionistischen‘ Linken.

Ob Schüler freie Kondome forderten, Kinderladen-Eltern die Revolutionierung der Erziehung diskutierten, Haschrebellen zum ‚Smoke-In‘ aufriefen oder die ersten Stadtguerilleros ihre Brandbomben warfen – überall auf den Flugblättern, Papers oder Plakaten prangten die passenden Mao-Sprüche: Rebellion ist gerechtfertigt. Von allem Reaktionären gilt, dass es nicht fällt, wenn man es nicht niederschlägt. Wenn der Feind uns bekämpft, ist das gut und nicht schlecht. Eine Revolution ist kein Deckchensticken. – Eine lyrisch-revolutionäre Hausapotheke.

Nachzulesen war das im ‚Roten Buch‘ – jenem berühmten Katechismus zeremonieller Mao-Sprüche, die der Verteidigungsminister Lin Piao zur täglichen Indoktrination seiner Rekruten kompiliert hatte. Auch in der westlichen Welt wurde der Mao-Katechismus 1967/68 in Abermillionen Exemplaren verkauft.¹⁵ Natürlich waren die schmucken feuerroten Bibeln aus Peking mit ihrem abwaschbaren Einband ein hübsches gadget. Aber das gilt wohl kaum für die schmucklose Taschenbuch-Ausgabe, die im Frühjahr 1967 im ehrwürdigen Fischer-Verlag erschien und binnen eines Jahres immerhin auch in 75. 000 Exemplaren verkauft wurde.¹⁶

Dort verkündete der deutsche Herausgeber Tilemann Grimm, dass dieses Mao-Brevier das Rote Buch genannt werde, weil es ‚so unübersehbar in den Händen der jungen Menschen die ‚rote‘ revolutionäre Begeisterung symbolisiert‘ und weil Rot überhaupt ‚in China die Farbe der Lebensfreude, der Jugend und des Frühlings‘ sei, weshalb inmitten bitterer Auseinandersetzungen dort ‚Freude, hochgestimmter Eifer und anscheinend glückliche Begeisterung‘ von ‚einer Milliarde dienstbereiter Revolutionäre‘ das Bild bestimmten.¹⁷



¹² Alle Zitate aus: Guevara 1967, passim.

¹³ Sinclair 1970, S. 113.

¹⁴ Holthusen 1969, S. 1065 f.

¹⁵ Nach Angaben des Pekinger Volksverlags sollen in chinesischer Sprache 740 Millionen Exemplare, in anderen Sprachen noch einmal 350 Mio. Exemplare des Roten Buchs vertrieben worden sein.

¹⁶ Mao Tse-tung 1967.

¹⁷ Ebd., S. 7 f.

Wenn altgediente Sinologen noch einmal die kurzen Pimpfen-Hosen anzogen und so sprachen, war das erstaunlich genug. Aber wieso reagierten die ‚anti-autoritären‘ 68er Rebellen nicht allergisch auf diesen penetrant paternalistischen Ton der Ansprache? Wieso akzeptierten sie bereitwillig ein vor Kitsch triefendes Vokabular wie ‚hochgestimmt‘ und ‚dienstbereit‘, ‚Frühling‘ und ‚Lebensfreude‘, ‚frisch‘ und ‚aufstrebend‘, das ihnen in jedem anderen Zusammenhang Schüttelfrost bereitet hätte?

Auf alle diese späten Nachfragen und Selbstbefragungen gibt es nur eine allgemeine Antwort: 1968 war der Schnittpunkt einer großen, in vieler Hinsicht unvermeidlichen und notwendigen soziokulturellen Umbruchsbewegung, deren aktivistisches Kernpersonal sich in einer eigenen, von metaphorischen Bildern und Begriffen erfüllten Traumwelt einrichtete, nicht wenige ein ganzes ‚rotes Jahrzehnt‘ lang.¹⁸

Dass gerade radikale Bewegungen sich geborgter exotischer oder ‚antiker‘ Kostüme und Sprachformen bedienen, ist nicht neu. Für eine derart im Subjektiven angesiedelte, weniger von profanen, materiell fundierten Interessen als von untergründigen Motiven einer ‚großen Verweigerung‘ und radikalen Sezession getriebenen Bewegung, wie es die der 68er war, galt das erst recht. In vieler Hinsicht war es auch ein Versuch, die großen Risse in dieser Nachkriegswelt noch einmal zu überspringen und zu heilen: den ‚Zivilisationsbruch‘ der nationalsozialistischen Massenverbrechen, die atomare Ost-West-Teilung der Welt, aber auch die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen den wohlhabenden weißen Weltmetropolen und den armen, von ‚farbigen‘ Menschen bewohnten Weltدörfern.

Dass aus diesem notwendigen und legitimen Impuls heraus viele, fast alle der in Bewegung geratenen Aktiven zu den im Namen des Sozialismus und Antiimperialismus begangenen Massenverbrechen von Russland über China und Indochina bis ins tiefste Afrika geschwiegen oder sogar Hurra gerufen haben, bleibt ein brennender Makel. Ihn nicht wenigstens zu spüren oder in fades Wohlmeinen aufzulösen, wäre tatsächlich so etwas wie Selbstverrat.

Aber am Ende war dieser radikale politische und ideologische Ausbruchsprozess für das Gros der Aktiven wie für die Gesellschaft im Ganzen doch ein Lernprozess, wenn auch ein zuweilen dramatischer und schmerzhafter, wie vor allem im Deutschen Herbst 1977, der als ein düsteres Nachspiel zu 1968 betrachtet werden kann. Wie in einem Rollenspiel sind alle fundamentalen Negationen des ‚Bestehenden‘ noch einmal durchdekliniert und durchgeprobt worden. Im Säurebad dieser radikalen Kritiken und Ausbrüche eines ‚wilden Denkens‘ hat sich der viel breiter angelegte, überfällige gesellschaftliche Wandlungsprozess beschleunigt und vertieft. Wohin er läuft, bleibt so offen wie eh und je. Nur soviel ist klar: Nicht aus einem Fantasy-Universum abstrakter Utopien und heroischer Befreiungsepen, sondern aus dem konkreten Material der wirklichen Welt – die heute ohnehin über die meisten ‚Ideen von 1968‘ schon weit hinweggegangen ist – sind die Vorstellungen und Energien einer sozialen und weltpolitischen Veränderung zu gewinnen.



¹⁸ Vgl. Koenen 2001.

GENERATION SUPER 68

Manuel Gogos

Jede Generation wählt sich ihre Generationsobjekte. Aber es macht staunen, wie nachhaltig die Kohorte 68 ihren Zusammenhang durch jahrgangsspezifische Erlebnisse und ekstatische Milieuwirkungen begründet hat. Und wir Nachgeborenen, zu umständlicher Deutungsarbeit aufgerufen, graben nun in einer Art Archäologie der Gegenwart im eigenen Vorgarten ihre glücklich pubertären Wünsche aus, Krokodilstränen der Revolution, betrachtet aus der sicheren Entfernung der späten Geburt. Kritik war euer Leitmotiv, die Republik irgendwo zwischen Marx und Freud intellektuell nachzugründen: O-Ton einer Generation: ‚Mitmachen wollten wir nie, wir waren anders und wir wussten es besser. Wir nahmen unsere Träume für die Wirklichkeit.‘ Sprüche traumatisierter Trümmer- und halbstarker Täterkinder, die auf dem Zivilisationsbruch den Kalten Krieg ausbalancierten. Mit den befremdeten Augen des Ethnologen und dem verzeihenden Blick des Therapeuten lächeln wir euch über den Graben der Generationen hinweg zu. Durch die Fronten zwischen Staatsmacht und Außerparlamentarischer Opposition geschleust, betreten wir die Vergangenheit wie einen Film. Eingetaucht ins gelbliche Licht von Super 8 schwimmen Menschenmassen gegen den Strom. Und da wird sie, leicht verwackelt, sichtbar, die ‚Bewegung‘. (Nieder mit Parmenides, es lebe Heraklit‘, stand an der Sorbonne zu lesen.)

Es ist nicht leicht zu besichtigen, dieses schizoide Jahr, in dem Vorlesungen gesprengt und Puddingattentate verübt wurden, in dem Kaufhäuser des Westens den Flammen übergeben und mit dem Gedanken gespielt wurde, darin gleichfalls deutsche Schäferhunde von ihrem Nationalismus zu heilen. Es ist einfach zuviel passiert. Good Old Enzensberger berichtet von den psychedelischen Doppelbelichtungen: „Ein Gewimmel von Reminiszenzen, Allegorien, Selbsttäuschungen, Verallgemeinerungen und Projektionen hat sich an die Stelle dessen gesetzt, was in diesem atemlosen Jahr passiert ist. Die Erfahrungen liegen begraben unter dem Misthaufen der Medien, des ‚Archivmaterials‘ [...] einer Wirklichkeit, die unter der Hand unvorstellbar geworden ist. Mein Gedächtnis, dieser chaotische, delirierende Regisseur, liefert einen absurden Film ab, dessen Sequenzen nicht zueinander passen. Vieles ist mit wackelnder Handkamera aufgenommen. Die meisten Akteure erkenne ich nicht wieder. Je länger ich mir das Material ansehe, desto weniger begreife ich. [...] Es war nicht möglich, das alles gleichzeitig zu verstehen.“ (Erinnerungen an einen Tumult, in: *Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968*).

Die Rekonstruktion des Jahres 1968 wird deshalb eine surreale, eine kubistische Form annehmen: ein Auge zu groß, ein Ohr an falscher Stelle angeklebt. Die Echos von damals mal emphatisch, mal ironisch: ‚Adenauer ins Altersheim‘; ‚De Gaulle ins Museum‘. Jetzt seid ihr eben selber dran. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft kommt die Musealisierung des Alltagslebens über euch, die ihr erst gesellschaftsfähig gemacht habt; eure Kulturrevolution ausgestellt als rotstichiges Stillleben, (gescheiterte) Utopien als begehbare Ensemble. (Aber schließlich hattet ihr roten (Avant-)Gardisten selbst schon damit begonnen, aus euren Idolen Pop-Ikonen zu machen, hattet in Abendveranstaltungen aus euren Prozessakten gelesen oder Materialien zur Kommuneforschung herausgegeben.)

Ihr Frauen habt uns aus der Hocke hineingeboren in die Pflicht zum Ungehorsam: Spiel (nicht) mit den Schmutzkindern, sing (nicht) ihre Lieder. Und uns die Leviten gelesen: Ihr Jungen seid so



wenig wild, so zahnlos zahm. Und Hair habt ihr auch kaum mehr. Ihr Männer habt uns gelehrt. Lauter kleine bunte Nazijäger, imprägniert mit bösen Ahnungen, durchbohren seither jeden über siebzig mit argwöhnischem Blick.

Das sind Splitter unseres gemeinsamen Familienromans, die uns im Herzen stecken, eines kulturellen Erbes, mit dem wir die von euch in Scherben geschmissene Welt behutsam wieder zusammensetzen. Da tauchen Bilder des deutschen Nachwuchsrevolutionärs Rocky Dutschke auf, den hatte keiner gewählt, der war erwählt. Eineinhalb Stunden lang predigt er auf Zehenspitzen die Revolution, der apostelhaft schöne APO-Sprecher, und verbreitet Pfingststimmung: „Genossen! Wir haben nicht mehr viel Zeit. In Vietnam werden auch wir tagtäglich zerschlagen, und das ist nicht ein Bild und keine Phrase!“

Dann dämmern und lügen die Bilder der Kommune I, Ikonen einer Situationistischen Internationale, Abteilung Deutschland: Langhans, der Anti-Struwelpeter, und seine knospende Uschi Obermaier mit ihrem Konzept vom Modeln für die Revolution sind mit dem Teufel im Bunde. Mit den Bilderserien ihrer avantgardistischen Freak-Show wollen sie Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit erregen. (Doch wer hat je einem Kommune-Bewohner ins Herz geschaut?) Nackte Leiber, von künstlerisch begabten Stern-Reportern im Setzkastenformat ineinander gesteckt. Die Hofnarren der Nation verhandeln ihren Preis, um das Alltagsleben als kolonisierten Sektor zu entlarven: Revolutionäre Spieler aller Länder, vereinigt euch! Während sich die internationalen Spaßguerilleros so links und lustig an Marx zurückbinden, flattert ihnen Fanpost ins Haus: „Lässt man sich lange Haare wachsen, ist man da gleich ein Gammler?“ „Darf ich einmal bei euch übernachten? Ich bin 14 und meine Mutter ist dagegen.“ Und aufrechte Sozialisten aus der Provinz schreiben ihnen ins Poesiealbum: „Ihr Primadonnen in Berlin seid doch alle nur Spießer.“



Dann verfieng sich der Schuss. Die Revolution begann ihre Kinder zu fressen. Angesichts des ganzen Ohnesorg-Theaters stellte sich die Frage nach der Gewalt. Und bald wurde aus allen Rohren scharf geschossen, mit Buchstaben, Bildern und Kugeln. Nach dem Anschlag auf seine Person schrieb Dutschke einen Brief an den Attentäter Josef Bachmann: „Du warst nur ein Rädchen im Getriebe.“ Bachmann antwortete: „War nicht persönlich gemeint.“ Blut trat aus, das Private war öffentlich geworden. Aber noch tanzte Andreas Baader mit Fritz Teufel auf der Straße. Der Rest: terroristische Aktionen mit den Waffen des Weiberrates (Stichwort: Busenattentat.) Der arme Adorno, genannt ‚Teddy‘, der nicht mit den Mädchen spielen durfte. Gerade noch von Kofferträgern umringt, mit aufklärerischen Lichtmetaphern die Nachkriegsgesellschaft erhellend, erlag er den Verletzungen durch seine eigene negative Dialektik.

Im Grunde macht das beim Blick zurück am meisten Staunen. Die phantasmagorischen Erregungszustände dieser Achsenzeit, ihre Sprachformen und -formeln, ihre Rhetorik der Naherwartung, Hier spricht die Revolution: „Was wir heute weltweit sehen, das sind keine Demonstrationen, das sind keine Streiks mehr, das ist eine Bewegung. Es wird in absehbarer Zeit zu einer dramatischen Krise des Kapitalismus kommen. Aber die Bourgeoisie wird ihre Macht niemals kampflos aufgeben, ohne den Druck der revolutionären Massen. Folglich liegt das Problem einer sozialistischen Strategie von nun an in der gezielten Errichtung der objektiven und subjektiven Bedingungen der Revolution. Was wir jetzt als Nächstes erwarten, ist der Sturz der Regierung.“

So sieht man sie beim Gang aufs Holodeck in Aktion – in Berlin, im Prager Frühling und Pariser Mai. Und lässt sie auf sich wirken, diese unwahrscheinlichen, diese unmöglichen Orte mit tausend verschiedenen Anschlägen, Wandzeitungen, Klo- und Mauersprüchen. Proklamationen, die das falsche Bewusstsein vertreiben sollen, Manifeste, Sprüche und Parolen, überfallartige, aufrüttelnde Appelle an Passanten im Gewohnheitstrott. In ihrer ganzen breitgefächerten Materialität aus Flugblättern und Stein, Typen und Handschrift, Siebdruckfarbe und Blut. Des Nachts hergestellt, wie verrückt hingeschrieben, hingedruckt, hingeklebt: „Die Angst vor der roten Farbe überlassen wir den Rindviechern.“ „Die Gesellschaft ist eine Fleisch fressende Pflanze.“ „Nur die Wahrheit ist revolutionär.“ „Vergewaltigt eure Alma Mater.“ „Sartre ist ein Opportunist.“ „Daniel Cohn-Bendit ist nicht Brigitte Bardot.“

Auf den Säulen, die diese Weltanschauungsbörse in allen Himmelsrichtungen flankieren, prangen die Säulenheiligen Mao, Che, Ho. Trikontinentale Trinität, die den Dschungelkampf der Dialektik überstrahlt: Antikapitalistisches, Antiimperialistisches, Antikolonialistisches, Antidiktatorisches, Antiautoritäres. Martin Luther King zitiert Mahatma Gandhi, der Thoreau zitiert. Degenhardt zitiert Mikis Theodorakis, der Pablo Neruda zitiert. Sartre zitiert Fanon, der Sartre zitiert: Kuba-Solidarität, Griechenland-Solidarität, Spanien-Solidarität, Chile-Solidarität, verbale Care-Pakete und Schnabellassen für pensionierte Diktatoren. Der neuralgische Punkt des international synchronisierten (Auf-)Begehrens liegt in der Höhle des Löwen, den USA, dem Pentagon. Hier sitzen die Regisseure vom Schaukastenkampf Vietnam selbst im Glashaus, The Whole World is Watching.

„Vietnam ist das KZ der Amerikaner“, weiß Peter. Damit werden wir uns nie aussöhnen. Mit dieser Selbstsicherheit, dass sie die Gerechten waren. Ihre Kunstfertigkeit, anderen eine lange Nase zu zie-

hen. „Ihr seid alle nur Banditen“ (KD Wolff vor dem amerikanischen Untersuchungsausschuss), „wir haben uns glänzend amüsiert“ (Daniel Cohn-Bendit vor dem französischen Untersuchungsausschuss) und dann chorisch: „Wir sind alle deutsche Juden.“ Dieser großspurige, großsprecherische Stil damals (griechisch: ‚megaphon‘), diese Übersteuerung, wie bei dem großen Vorsitzenden Mao: „Alle Imperialisten sind Papiertiger.“ Die neue Linke läuft ihm auf der Suche nach dem revolutionären Subjekt direkt in die Arme. Die Arbeiter waren es, die ‚Gastarbeiter‘ sind es, die Dritte Welt ist es. Und der sanfte Revolutionär Che Guevara ihr Messias: „Es ist die Pflicht des Revolutionärs, die Revolution zu machen.“ In der „Botschaft an die Völker der Welt“ ruft er die USA zum Erzfeind des Menschengeschlechts aus, lange vor der Zeit: „Tragt den Krieg in die Metropolen. Schafft zwei, drei, viele Vietnam.“ (Auch die RAF fand die palästinensischen Kumpels einfach nur ‚dufte‘.) Alle Händler aus dem Vorhof einer Welt vertreiben wollte er, die einmal dem ‚Volk‘ gehören sollte. Bis heute hängt der Pantokrator der Subkultur im Tabakladen von Algier, zwischen den Ketten gegen den bösen Blick, und raucht seine kubanische Zigarre. Ihr habt das vorausgesehen. Das gemorphte, das geklonte Foto Alberto Kordas in der libanesischen Autobahnunterführung, in der Wohnung der chinesischen Prostituierten: Che als Weltkulturerbe, als Stachel im Fleische der Globalisierung. Hätten die Befreiungstheologen in euren K-Gruppen nur nicht alles so ernst genommen: Mit stalinistischer Selbstkritik zu belegen, wer in euren Kommunen sein falsches Bewusstsein verriet. Marxistisch-leninistisch agitieren gehen in den Fabriken, eigene Lebenszeit zu opfern für diese Arbeitersache. Diene dem Volk und gehorche dem Kommando in allem, was du tust. Ein Zeitzeuge, der immer dabei, immer mittendrin war, erzählt, dass er nach den Aufregungen dieses Jahres erst einmal nach Italien gefahren ist, aufs Land, um sich diese ganzen Sensationen endlich wieder aus dem Kopf zu schlagen; dass er sie nachts gehört hat, die charismatischen Reden der Stimmführer, und dass es Jahre gedauert hat, seine Nerven zu beruhigen und sie zum Schweigen zu bringen. Darum stehen uns die Hippies näher: ‚Wer seine Feinde besiegt, ist ein Held. Aber nur wer sich selbst bezwingt, ist der Meister.‘ Das steht in der Bhagavad Gita, die sie damals aus Indien eingeschleppt haben: Die Beatles (habt ihr sie in Rishikesh gesehen?) haben es besungen: **„You say you want a revolution / Well you know / We all want to change the world. / You better free your mind instead / But if you go carrying pictures of Chairman Mao / You ain't going to make it with anyone anyhow.“**

Darum, ihr lieben 68er, danke für alles. Die Umkehrung aller Hierarchien, das Ende aller Autorität, die grenzenlose Ausdehnung des Vergnügens. Für einen kurzen Augenblick war euch alles möglich erschienen, ihr hattet die Fantasie an die Macht geputscht. Unser Schicksal ist es, zwischen Anverwandlung und Verwerfung das Vatermorden zu beenden. Die erwachsene Gestalt unserer Folgegeneration sucht eure groben Konturen ins rechte Licht zu setzen und kulturell abzurunden. Eins müsst ihr doch zugeben: Die ‚Nacht der Barrikaden‘ im Pariser Mai, das war nichts weiter als ein Zitat. Aber dass ‚unter dem Pflaster der Strand liegt‘, das glauben wir noch immer. So können wir uns nun, da wir gemeinsam alt werden, beim vierzigsten 68er Revival zuprosten. Molotow-Cocktail in der Happy Hour, der Geschmack der Revolution rinnt uns die Kehle hinunter: All the good die young.

Aus: Magazin Nr. 10 der Kulturstiftung des Bundes





LISTE DER AUSSTELLUNGSOBJEKTE

Hayden 1971 <p>Tom Hayden, Der Prozess von Chicago, Frankfurt a. M. 1971</p>
Heath/Potter 2005 <p>Joseph Heath/Andrew Potter, Konsumrebellen. Der Mythos der Gegenkultur, Berlin 2005</p>
Heinrich 1973 <p>Renate Heinrich, Zur politischen Ökonomie der Schulreform. ‚Leistungsdifferenzierung‘ und ‚soziale Integration‘ in der Gesamtschule, Frankfurt a. M. 1973</p>
Herbert 1992 <p>Ulrich Herbert, Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik Deutschland, in: Ulrich Herbert/Olaf Groehler (Hg.), Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in beiden deutschen Staaten, Hamburg 1992, S. 67–86</p>
Herbert 2001 <p>Ulrich Herbert, Legt die Plakate nieder, ihr Streiter für die Gerechtigkeit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.1.2001</p>
Herzinger 2001 <p>Richard Herzinger, Das verlorene Jahrzehnt, Neue Zürcher Zeitung, 3./4.3.2001</p>
Herzog 2005 <p>Dagmar Herzog, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, München 2005</p>
Hoffmann 1972 <p>Volker Hoffmann, Der Klassencharakter der Gesamtschule, Westberlin 1972</p>
Hoffmann 1997 <p>Martin Hoffmann (Hg.), Rote Armee Fraktion. Texte und Materialien zur Geschichte der RAF, Berlin 1997</p>
Hoffmann/Junker/Schirmbeck 1974 <p>Detlef Hoffmann/Almut Junker/Peter Schirmbeck (Hg.), Geschichte als öffentliches Ärgernis, oder: Ein Museum für die demokratische Gesellschaft, Fernwald 1974</p>
Hollstein 1969 <p>Walter Hollstein, Der Untergrund. Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegungen, Neuwied/Berlin 1969</p>
Holmig 2004 <p>Alexander Holmig, „Wenn’s der Wahrheits(er)findung dient…“ – Wirken und Wirkung der Kommune I (1967–1969), Magisterarbeit Humboldt-Universität, Berlin 2004</p>
Holmig 2007 <p>Alexander Holmig, Die aktionistischen Wurzeln der Studentenbewegung: Subversive Aktion, Kommune I und die Neudefinition des Politischen, in: Martin Klimke/ Joachim Scharloth (Hg.), 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 107–118</p>
Holthusen 1969 <p>Hans Egon Holthusen, Ché Guevara. Leben, Tod und Erklärung, in: Merkur, Nr. 259, 1969, S. 1065 f.</p>
Horkheimer/Fromm/Marcuse 2001 <p>Max Horkheimer/Erich Fromm/Herbert Marcuse, Studien über Autorität und Familie: Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Lüneburg 2001 (Reprint der Ausgabe Paris 1936)</p>
Hüetlin 1997 <p>Thomas Hüetlin, Die Tage der Kommune. Die 68er (V.), in: Der Spiegel, Nr. 27, 1997, S. 100–109</p>

Institut 1975 <p>Institut für Jugendforschung, Bravo Jugend-Panel. Langzeituntersuchung. Ergebnisse einer Marktuntersuchung, Bd. 3, München 1975</p>
Jansa 1999 <p>Axel Jansa, Pädagogik, Politik, Ästhetik: Paradigmenwechsel um ’68, Frankfurt a. M. 1999</p>
Jessen 2004 <p>Ralph Jessen, Zwischen Bildungsökonomie und zivilgesellschaftlicher Mobilisierung. Die doppelte deutsche Bildungsdebatte der sechziger Jahre, in: Heinz-Gerhard Haupt/Jörg Requate (Hg.), Aufbruch in die Zukunft. Die 1960er Jahre zwischen Planungseuphorie und kulturellem Wandel. DDR, ČSSR und Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, Weilerswist 2004, S. 209–231</p>
Joffé 1964 <p>Alexander Joffé (d. i. Rudi Dutschke), Die Rolle der anti-kapitalistischen wenn auch nicht sozialistischen Sowjetunion für die marxistischen Sozialisten in der Welt, in: Anschlag, Nr. 1, 1964</p>
Juchler 1989 <p>Ingo Juchler, Rebellische Subjektivität und Internationalismus. Der Einfluss Herbert Marcuses und der nationalen Befreiungsbewegungen in der sog. Dritten Welt auf die Studentenbewegung in der BRD, Marburg 1989</p>
Juchler 1996 <p>Ingo Juchler, Die Studentenbewegung in den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland in den sechziger Jahren. Eine Untersuchung hinsichtlich ihrer Beeinflussung durch Befreiungsbewegungen und theorien aus der Dritten Welt, Berlin 1996</p>
Kätzel 2002 <p>Ute Kätzel, Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration, Berlin 2002</p>
Kat. Berlin 2005 <p>Klaus Biesenbach (Hg.), Zur Vorstellung des Terrors. Die RAF, Kunstwerke Berlin, 2 Bd., Göttingen 2005</p>
Kat. Düsseldorf 1990 <p>Syring, Marie Luise (Hg.), Um 1968. Konkrete Utopien in Kunst und Gesellschaft, Städtische Kunsthalle Düsseldorf, Köln 1990</p>
Kat. Düsseldorf/Frankfurt 1998 <p>’68. Design und Alltagskultur, Kunstmuseum Düsseldorf und Galerie im Karmeliterkloster, Frankfurt a. M./Köln 1998</p>
Kat. Frankfurt 1981 <p>Viktoria Schmidt-Linsenhoff/Detlef Hoffmann/ Almut Junker et al., Frauenalltag und Frauenbewegung 1890–1980, Historisches Museum Frankfurt a. M. 1981</p>
Kat. Köln 1981 <p>Laszlo Glozer, Ausstieg aus dem Bild, Wiederkehr der Außenwelt, in: Ders., Westkunst. Zeitgenössische Kunst seit 1939, Köln 1981, S. 234–283</p>
Kat. Marbach 1998 <p>Protest! Literatur um 1968, Schiller-Nationalmuseum, Marbach 1998</p>
Kat. Moyland 2006 <p>Stiftung Museum Schloss Moyland/Sammlung van der Grinten/Joseph Beuys Archiv des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Barbara Strieder, Joseph Beuys. Die Materialien und ihre Botschaft, Bedburg-Hau 2006</p>
Kat. München 1995 <p>Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.4.2006</p>

Kat. Nürnberg 1984 <p>Hans Magnus Enzensberger, Erinnerungen an einen Tumult, in: Hommage à Jiří Kolář – Tagebuch 1968, Kunsthalle Nürnberg 1984, S. 10–11</p>
Kirchknopf 1968 <p>Géza Kirchknopf, Vom elastischen Familienverband zur Kommune, in: Kursbuch 14, 1968, S. 110–114</p>
Klages 1992 <p>Helmut Klages, Verlaufsanalyse eines Traditionsbruchs. Untersuchungen zum Einsetzen des Wertewandels in der Bundesrepublik Deutschland in den 60er Jahren, in: Karl Dietrich Bracher et al. (Hg.) Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag, Berlin 1992, S. 517–544</p>
Klarsfeld 1967 <p>Klarsfeld, Die Wahrheit über Kurt-Georg Kiesinger. Leitender Nazi-Propagandist, Berlin 1967</p>
Klarsfeld 1969 <p>Beate Klarsfeld, Die Geschichte des Pg 2633930 Kiesinger. Dokumentation, Darmstadt 1969</p>
Kleemann 1971 <p>Susanne Kleemann, Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt a. M. 1971</p>
Kleßmann 1991 <p>Christoph Kleßmann, 1968 – Studentenrevolte oder Kulturrevolution?, in: Manfred Hettling (Hg.), Revolution in Deutschland?, Göttingen 1991, S. 90–105</p>
Klimke 2006 <p>Martin Klimke, Black Panther, die RAF und die Rolle der Black Panther-Solidaritätskomitees, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.), Die RAF und der linke Terrorismus, Hamburg 2006, Bd. 1, S. 562–582</p>
Klimke 2007 <p>Martin Klimke, Sit-in, Teach-in, Go-in. Die transnationale Zirkulation kultureller Praktiken in den 1960er Jahren, in: Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007, S. 119–135</p>
Klimke/Scharloth 2007 <p>Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hg.), 1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart/Weimar 2007</p>
Knoch 2007 <p>Hanno Knoch (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007</p>
Koenen 1994 <p>Gerd Koenen, Rotwelsch und Zeichensprache, Die Neue Linke von 1968 und der Marxismus, in: Helmut Fleischer (Hg.), Der Marxismus in seinem Zeitalter, Leipzig 1994, S. 77–93</p>
Koenen 2001 <p>Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001</p>
König 1995 <p>Thilo König, Die Substanz des Heftes. Die Fotografie in Twen, in: Michael Koetzle (Hg.), Twen. Revision einer Legende, Katalog Münchner Stadtmuseum, Berlin 1995, S. 74–116</p>
Kogon 1974 <p>Eugen Kogon (Hg.), Rahmenrichtlinien Deutsch. Protokoll der Veranstaltung in der Reihe Hessenforum, Kassel 1974</p>
Kohler 2006 <p>Berthold Kohler, Die Erblast von Achtundsechzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung</p>

McBride 1997
Will McBride, I, Will McBride, Köln 1997

McLuhan/Fiore 1969
Marshall McLuhan/Quentin Fiore, Das Medium ist Massage, Frankfurt a. M. 1969

Menzel 2004
Rebecca Menzel, Jeans in der DDR. Vom tieferen Sinn einer Freizeithose, Berlin 2004

Miermeister/Staadt 1980
Jürgen Miermeister/Jochen Staadt (Hg.), Provokationen. Die Studenten- und Jugendrevolte in ihren Flugblättern 1965–1971, Darmstadt/Neuwied 1980

Moses 2000
Dirk Moses, Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: Die Neue Sammlung, Nr. 40, 2000, S. 233–263

Mühlberg 1995
Dietrich Mühlberg, Sexualität und ostdeutscher Alltag, in: Kulturinitiative ´89/Kulturwissenschaftliches Institut Berlin (Hg.), Differente Sexualitäten (Mitteilungen aus der kulturwis-senschaftlichen Forschung 18, Nr. 36), Berlin 1995, S. 8–39

Müller-Münch 1981
Ingrid Müller-Münch, Besetzung, weil das Wünschbare nicht geholfen hat, Hamburg 1981

Narr 2002
Wolf Dieter Narr, Bildung ist Bürgerrecht – Wissenschaft ist der Gesellschaft verpflichtet, in: Richard Faber/Erhard Stölting (Hg.), Die Phantasie an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz, Berlin/Wien 2002, S. 173–193

Negt 1997
Oskar Negt, Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche, Göttingen 1997

Negt 2001
Oskar Negt, Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht, 3. Aufl., Göttingen 2001 (Erstausgabe 1995)

Neill 1969
Alexander S. Neill, Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Das Beispiel Summerhill, Reinbek bei Hamburg 1969

Nitsch et al. 1965
Wolfgang Nitsch et al., Hochschule in der Demokratie. Kritische Beiträge zur Erbschaft und Reform der deutschen Universität, Berlin-Spandau/Neuwied am Rhein 1965

Nitsch 1967
Wolfgang Nitsch, Argumente für eine ‚Kritische Universität‘, in: Stephan Leibfried (Hg.), Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule, Köln 1967, S. 331–334

Nooteboom 2003
Cees Nooteboom, Paris, Mai 1968, Frankfurt a. M. 2003

Oppenheimer 1998
Martin Oppenheimer, The Sit-In Movement of 1960, New York 1998

Oy 2007
Gottfried Oy, Spurensuche Neue Linke. Das Beispiel des Sozialistischen Büros und seiner Zeitschrift Links, in: Utopie kreativ, Nr. 197, März 2007, S. 252–261

Pater 2006
Monika Pater, Gegen geile Männerpresse – für lesbische Liebe, in: Invertito, Nr. 8, 2006, S. 143–168

Peinemann 1974
Steve B. Peinemann, Wohngemeinschaft. Problem oder Lösung?, Frankfurt a. M. 1974

Pelikån 1974
Jiří Pelikån, Sozialistische Opposition in der ČSSR. Analyse und Dokumente des Widerstands seit dem Prager Frühling, Frankfurt a. M. 1974

Picht 1965
Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe, München 1965

Plack 1967
Arno Plack, Die Gesellschaft und das Böse, München 1967

Plaumann 1978
Klaus Plaumann, The Beat Age. Die frühen Tage des Rock in Deutschland und Großbritannien, Frankfurt a. M. 1978

Polcari 1991
Stephen Polcari, Abstract Expressionism and the Modern Experience, New York 1991

Postone 1992
Moishe Postone, Deutsche Opfer-Mythologie, in: Mittelweg 36, Nr. 1, 1992, S. 57–64

Quermann 2006
Andreas Quermann, „Demokratie ist lustig.“ Der politische Künstler Joseph Beuys, Berlin 2006

Rabehl 1998
Bernd Rabehl, Medien, in: Christiane Landgreben/Jörg Plath (Hg.), 68 und die Folgen. Ein unvollständiges Lexikon, Berlin 1998

RAF 1997
RAF (Rote Armee Fraktion), Das Konzept Stadtguerilla (April 1971), in: Linke Liste (Hg.), Die Mythen knacken. Materialien wider ein Tabu, Universität Frankfurt 1987, S. 105

Rahner 1989
Stefan Rahner, Geschichte sichtbar gemacht? Ein Vergleich der beiden Geschichtsausstellungen des Historischen Museums Frankfurt und des Ruhrlandmuseums Essen, Magisterarbeit (masch.) Münster 1989

Reckwitz 2006
Andreas Reckwitz, Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist 2006

Reich 1971
Wilhelm Reich, Die Massenpsychologie des Faschismus, Köln 1971 (Erstausgabe 1933)

Reich 1982
Wilhelm Reich, Die Entdeckung des Organs. Die Funktion des Orgasmus, Köln 1982 (Erstausgabe 1927)

Reiche 1988
Reimut Reiche, Die sexuelle Revolution. Erinnerungen an einen Mythos, in: Lothar Baier et al., Die Früchte der Revolte. Über die Veränderung der politischen Kultur durch die Studentenbewegung, Berlin 1988

Reuband 1976
Karl-Heinz Reuband, Rauschmittelkonsum. Soziale Abweichung und institutionelle Reaktion, Wiesbaden 1976

Rock 1977
Martin Rock, Anarchismus und Terror. Ursprünge und Strategien, Trier 1977

Rohrwasser 1975
Michael Rohrwasser, Saubere Mädcl, starke Genossen, Frankfurt a. M. 1975

Roth 1981
Roland Roth, Leben scheidert am Beton, in: Volkhard Brandes/Bernhard Schön (Hg.), Wer sind die Instandbesetzer?, Bensheim 1981, S. 47–61

Rudloff 2002
Wilfried Rudloff, Im Schatten des Wirtschaftswunders. Soziale Probleme, Randgruppen und Subkulturen 1949 bis 1973, in: Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hg.), Bayern im Bund, Bd. 2: Gesellschaft im Wandel 1949 bis 1973, München 2002, S. 347–467

Rübner 2006
Hartmut Rübner, Geister der Vergangenheit. Vom Nationalsozialismus zum neuen Faschismus, in: rotaprint 25 (Hg.), agit 883. Bewegung. Revolte. Underground in Westberlin 1969–1972, Hamburg/Berlin 2006, S. 215–227

Ruppert 1998
Wolfgang Ruppert (Hg.), Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, Marburg 1998

Rusinek 2000
Bernd-A. Rusinek, Von der Entdeckung der NS-Vergangenheit zum generellen Faschismusverdacht – akademische Diskurse in der Bundesrepublik der 60er Jahre, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammers (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 114–147

Sadoun et al. 1970
Katia Sadoun et al., Berliner Kinderläden. Antiautoritäre Erziehung und sozialistischer Kampf, Köln 1970

Sander/Christians 1969
Hartmut Sander/Ulrich Christians (Hg.), Subkultur Berlin. Selbstdarstellung, Text-, Ton-, Bilddokumente. Esoterik der Kommunen, Rocker, subversiven Gruppen, Darmstadt 1969

Schellmann 1992
Jörg Schellmann (Hg.), Joseph Beuys. Die Multiples. Werkverzeichnis der Auflagenobjekte und Druckgrafik, München/New York 1992

Schepers 1998
Wolfgang Schepers, Pappe, Plastik und Produkte. Design und Wohnen in einer bewegten Zeit, in: ´68. Design und Alltagskultur, Kunstmuseum Düsseldorf und Galerie im Karmeliterkloster, Frankfurt a. M./Köln 1998, S. 22–33

Scheuch 1968
Erwin K. Scheuch (Hg.), Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft. Eine kritische Untersuchung der „Neuen Linken“ und ihrer Dogmen, Köln 1968

Schildt/Sywottek 1993
Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993

Schildt 1995
Axel Schildt, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995

Schildt 2003
Axel Schildt, Die Eltern auf der Anklagebank? Zur Thematisierung der NS-Vergangenheit im Generationen-konflikt der bundesrepublikanischen 1960er Jahre, in: Christoph Cornelißen et al. (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt a. M. 2003, S. 317–332

Schildt/Siegfried 2006
Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hg.), Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, New York/Oxford 2006

Schmidt 1996
Gunter Schmidt, Sexuelle Verhältnisse, Hamburg 1996

Schmidtke 2003
Michael Schmidtke, Der Aufbruch der jungen Intelligenz. Die 68er Jahre in der Bundesrepublik und den USA, Frankfurt a. M./New York 2003

Schmieder 1998
Peter Schmieder, Unlimitiert. Der VICE-Versand von Wolfgang Feelisch. Unlimitierte Multiples in Deutschland. Kommentiertes Editionsverzeichnis der Multiples von 1967 bis in die Gegenwart, Köln 1998

Schmierer 2007
Joscha Schmierer, Wider die Provinzialisierung und Verdeutschung von 68, in: Kommune. Forum für Politik, Ökonomie, Kultur, Nr. 4, 2007, S. 6–14

Schnee 1994
Uwe M. Schnee, Joseph Beuys. Die Aktionen. Kommentiertes Werkverzeichnis mit fotografischen Dokumentationen, Ostfildern-Ruit 1994

Schneider 2004
Christian Schneider, Der Holocaust als Generationsobjekt. Generationengeschichtliche Anmerkungen zu einer deutschen Identitätsproblematik, in: Mittelweg 36, Nr. 4, 2004, S. 56–73

Schönbohm/Runge/Radunski 1968
Wulf Schönbohm/Jürgen Bernd Runge/Peter Radunski, Die herausgeforderte Demokratie. Deutschlands Studenten zwischen Reform und Revolution, Mainz 1968

Schulenburg 1998
Lutz Schulenburg (Hg.) Das Leben ändern, die Welt verändern! 1968 – Dokumente und Berichte, Hamburg 1998

Schulze 1992
Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M. 1992

Schwendter 1973
Rolf Schwendter, Theorie der Subkultur, Köln 1973

Schwennicke 2007
Christoph Schwennicke, Mehr geschadet als genutzt, in: Cicero. Magazin für politische Kultur, April 2007, S. 72–79

SDS Berlin 1968
Die geschichtlichen Bedingungen für den internationalen Emanzipationskampf, in: SDS Berlin (Hg.), Der Kampf des Vietnamesischen Volkes und die Globalstrategie des Imperialismus, Berlin 1968, S. 107–124

Seeliger 1964–66
Rolf Seeliger (Hg.), Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Dokumentenreihe, Bd. 1–4, München 1964–1966

Seiffert 1969
Johannes Ernst Seiffert, Zengakuren – Universität und Widerstand in Japan, München 1969

Seuss/Dommermuth/Maier 1965
Jürgen Seuss/Gerold Dommermuth/Hans Maier, Beat in Liverpool, Frankfurt a. M. 1965

Siebenschön 1975
Leona Siebenschön, Noch genauso frigide, in: Die Zeit, 18.7.1975

Siegfried 2000
Detlef Siegfried, Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen

Staaten 1958–1969, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammers (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 77–113

Siegfried 2006
Detlef Siegfried, Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006

Siepmann 1984
Eckhart Siepmann et al. (Hg.), Che-Schah-Shit, Berlin 1984

Sinclair 1970
Andrew Sinclair, Che Guevara, München 1970

Sontheimer 2001
Kurt Sontheimer, Gegen den Mythos der 68er. Die Studentenrevolte war keine Nachgeschichte der NS-Zeit. Eine Replik auf Norbert Frei, in: Die Zeit, 8.2.2001

Stamm 1988
Karl-Heinz Stamm, Alternative Öffentlichkeit. Die Erfahrungsproduktion Neuer Sozialer Bewegungen, Frankfurt a. M. 1988

Stark 1992
Susanne Stark, Stilwandel von Zeitschriften und Zeit-schriftenwerbung. Analyse zur Anpassung des Medienstils an geänderte Kommunikationsbedingungen, Heidelberg 1992

Stefan 1975
Verena Stefan, Häutungen, München 1975

Stephens 2007
Robert P. Stephens, Germans on Drugs. The Complications of Modernization in Hamburg, Ann Arbor 2007

Stern/Herrmann 2007
Klaus Stern/Jörg Herrmann, Andreas Baader, Das Leben eines Staatsfeindes, München 2007

Stolle 1970
Uta Stolle, Die Ursachen der Studentenbewegung im Urteil bürgerlicher Öffentlichkeit, in: Das Argument, Nr. 58, 1970, 375–394

Thamer 1998
Hans-Ulrich Thamer, Die NS-Vergangenheit im politischen Diskurs der 68er-Bewegung, in: Westfälische Forschungen, Nr. 48, 1998, S. 39–53

Theewen 2006
Gerhard Theewen (Hg.), Helmut Rywelski, Da mache ich jetzt eine Kiste drum. Die ersten Vitrinen von Joseph Beuys, Köln 2006

Thimme 2004
Ulrike Thimme, Eine Bombe für die RAF. Das Leben und Sterben des Johannes Thimme von seiner Mutter erzählt, München 2004

Timm 2003
Uwe Timm, Rot, Köln 2003

Timm 2005
Uwe Timm, Heißer Sommer, München 2005 (Erstausgabe 1974)

Toynbee 1947
Arnold J. Toynbee, A Study of History, London 1947

Verband Deutscher Studentenschaften 1967
Verband Deutscher Studentenschaften (Hg.), Der 2. Juni 1967. Studenten zwischen Notstand und Demokratie. Dokumente zu den Ereignissen anlässlich des Schah-Besuchs, Köln 1967

Vesper 1967
Bernward Vesper (Hg.), Bedingungen und Organisation des Widerstandes. Der Kongress in Hannover, Voltaire Flugschrift, Nr. 12, Frankfurt a. M. 1967, S. 139–143

Vester 1963
Michael Vester, Die Linke in den USA, in: Neue Kritik, Juli 1963

Vester 1965
Michael Vester, Die Strategie der direkten Aktion, in: Neue Kritik, Juni 1965

Wagner 2001
Monika Wagner, Das Material der Kunst. Eine andere Geschichte der Moderne, München 2001

Wagner/Rübel/Hackenschmidt 2002
Monika Wagner/Diemar Rübel/Sebastian Hackenschmidt (Hg.), Lexikon des künstlerischen Materials. Werkstoffe der modernen Kunst von Abfall bis Zinn, München 2002

Waldmann 1998
Peter Waldmann, Terrorismus. Provokation der Macht, München 1998

Wallerstein 1989
Immanuel Wallerstein, 1968. Revolution in the World-System, in: Theory and Society, Bd. 18, 1989, S. 431–449

Walther 1990
Rudolf Walther, Artikel Terror/Terrorismus, in: Geschichtliche Grundbegriffe 1990, S. 323–444

Weinhauer 2006
Klaus Weinhauer, The End of Certanties: Drug Consumption and Youth Deliquency in West Germany during the 1960s and 1970s, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hg.), Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, New York/Oxford 2006, S. 371–392

von Werder 1972
Lutz von Werder, Von der antiautoritären zur proletarischen Erziehung, Frankfurt a. M. 1972

Wiggershaus 1986
Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München 1986

Wolff/Moore/Marcuse 1966
Robert Paul Wolf/Barrington Moore/Herbert Marcuse, Kritik der reinen Toleranz, Frankfurt a. M. 1966

Wolfrum 2001
Edgar Wolfrum, „1968“ in der gegenwärtigen deutschen Geschichtspolitik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bd. 22/23, 2001, S. 28–36

Zander 1982
Conrad Zander, Die Männer werden keusch: Schluss mit dem Sex, in: Stern, Nr. 51, 16.12.1982, S. 48–50

Zoller 1969
Jörg Zoller (Hg.), Aktiver Streik. Dokumentation zu einem Jahr Hochschulpolitik am Beispiel der Universität Frankfurt am Main, Darmstadt 1969

Unser besonderer Dank gilt

Jörg Albrecht
Dr. Günter Amendt
Ruth Ammann
Dr. Matthias Arning
Prof. Dr. Bernd Balzer
Wolfgang Bauer
Margrit Baumann
Dr. Urs Bircher
Dr. Ivo Bock
Dr. Frank Böckelmann
Werner Bokelberg
Dr. Silvia Bovenschen
Dr. Volkhard Brandes
Prof. Dr. Bazon Brock
Dr. Philipp Burkard
Renate Chotjewitz-Häfner
Daniel Cohn-Bendit
Dr. Danae Coulmas
Dr. Michael-Dieter Crone
Prof. Dr. Martin Dannecker
Eva Demski
Dr. Hanjo Diekmann
Barbara Dienz
Jürgen Dittmer
Prof. Dr. Martin Dreier
Henner Drescher
Gretchen Dutschke-Klotz
Herma Ebinger
Helga Fleischhauer-Hardt
Prof. Dr. Sibylla Flügge
Dr. Monika Ruth Franz
Manuela Friedrich
Dr. Ruth Fühner

Gerhard Fürmetz
Michael Gaigalat
Prof. Dr. Ingrid Gilcher-Holtey
Reinhard Glasemann
Lothar Gothe
Thilo Götze Regenbogen
Beatriz Graf
Else Gromball
Ulrike Groß
Monika Haas
Kathi Hahn
Heiner Halberstadt
Jörg Harraschain
Kirsten Haß
Stephan Hebel
Hannes Heer
Brigitte Hellgoth
Vera Henn
Prof. Dr. Hans Peter Herrmann
Prof. Dr. Dagmar Herzog
Otmar Hitzelberger
Alexander Holmig
Annemarie Hürlimann
Irmtraud Jacobs
Dr. Birgit Jooss
Dr. Roland Kaehlbrandt
Dr. Urs Viktor Kamber
Peter Kemper
Beate Klarsfeld
Barbara Klemm
Dr. Martin Klimke
Heinz Koderer
Dr. Gerd Koenen

Edith Koller
Barbara Köster
Prof. Dr. Wolfgang Kraushaar
Dr. Thomas Krüger
Monika Kubale-Theweleit
Vollrad Kutscher
Prof. Dr. Gerd Langguth
Rainer Langhans
Prof. Dr. Wolfgang Lefèvre
Frank Lehmann
Daphne Lipp
Dr. Siegward Lönnendonker
Dr. Michael Maaser
Nina Matuszewski
Will McBride
Anke Mebold
Dorothee Meyer-Kahrweg
Prof. Dr. Ruth Meyer-Schweizer
Christiane Meyer-Thoss
Sabine Mieder
Peter Milger
Dr. Helmut Mojem
Thomas Möst
Rita Mühlbauer
Josef Naudascher
Dr. Heinz Nigg
Prof. Dr. Bahman Nirumand
Werner Nowak
Harry Oberländer
Dr. Philipp Osten
Kostas Papanastasiou
Prof. Dr. Karl Pestalozzi
Dr. Louis Peters

Klaus-Dieter Pett
Dr. Andreas Pflitsch
Sibylle Plogstedt
Rupert von Plottnitz
Hartmut Preßler
Dr. Clemens Rehm
Sven Reichardt
Dorothea Rein
Nora Reinhardt
Hannes Reiser
Helmut Richter
Prof. Dr. Klaus Ring
Prof. Dr. Henning Rischbieter
Christa Ritter
Carolina Romahn
Prof. Dr. Walter Rüegg
Dr. Hans Sarkowics
Norbert Saßmannshausen
Felix Sattler
Esther Schapira
Dr. Susanne Schappach
Dr. Joachim Scharloth
Dr. Christian Schlüter
Uve Schmidt
Dr. Uta C. Schmidt
Robert Schmitt
Claudia Scholtz
Eberhard Schultz
Dr. Til Schulz
Prof. Dr. Jürgen Schutte
Dr. Hans-Jürgen Schwalm
Reinhart Schwarz
Cara Schweitzer

Prof. Dr. Felix Semmelroth
Dr. Barbara Sichtermann
Prof. Dr. Detlef Siegfried
Dr. Wolfgang J. Smolka
Spinnboden Lesbenarchiv Berlin
Klaus Staeck
Dr. Christoph Stamm
Ingo Starz
Karl-Heinz Steinle
Prof. Dr. Martin Stern
Vincente Such-Garcia
Erika Sulzer-Kleinemeier
Prof. Dr. Jakob Tanner
Friederike Tappe-Hornbostel
Prof. Dr. Klaus Theweleit
Dr. Ingrid Tomkowiak
Prof. Dr. Michael Vester
Hortensia Völkens
Günter Wallraff
Dr. Rudolf Walther
Eva Walther-Narten
Karin Weber
Gabriele Wenner
Claudia Wilde
Rainer Wirtz
Frank Wolff
KD Wolff
Prof. Dr. Edgar Wolfrum
Thomas Worschech
Dr. Werner Wüthrich
Pieter Zandee
Günter Zint

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

IMPRESSUM

Die 68er

Kurzer Sommer – lange Wirkung

Eine Ausstellung des Historischen Museums, Frankfurt am Main in Kooperation mit dem Ausstellungsbüro Palma3, Bern
1. Mai bis 31. August 2008

Die Ausstellung

Gesamtleitung

Jan Gerchow

Idee

Andreas Schwab

Konzeption

Ausstellungsbüro Palma3
(Andreas Schwab und Beate Schappach)
Manuel Gogos

Arbeitsgruppe im Historischen Museum
Jan Gerchow (Direktor)
Jürgen Steen (Koordination)
Martha Caspers
Felicitas Gürsching
Wolf von Wolzogen

Ausstellungssekretariat

Jürgen Steen

Kommunikationsdesign

Arbeitsgemeinschaft für visuelle und verbale Kommunikation, Erkrath
Prof. Uwe Loesch

Filmporträts

TORERO Film GbR, Berlin
(Teresa Renn und Rouven Rech)

Ausstellungsgestaltung

Exposition GbR, Frankfurt am Main
(Martin Krämer und Sabine Gutjahr)

Medienstationen

Sebastian Seng (Recherche)

Bildredaktion

Janine Burnicki

Ulrike May

Öffentlichkeitsarbeit

Agentur Zeitsprung
(Heike Drummer, Jutta Zwilling)
Presse- und Informationsamt der Stadt
Frankfurt am Main (Presseworkshop)
Wolf von Wolzogen

Rahmenprogramm

Carolina Romahn, Kulturamt der Stadt
Frankfurt am Main (Koordination)
Kristine Listau (Redaktion)
Wolf von Wolzogen (Bibliothek der Alten)

Besucherservice

Susanne Angetter

Sekretariat und Verwaltung

Heidrun Czarnecki
Doris Hant

Restaurierung

Anja Damaschke
Reinhard Glasemann
Barbara Hassel
Oliver Morr

Haustechnik

Frank Bingel
Harald Meiß
Matteo Ciliberti
Abdelmajid Labroumani

Das Begleithuch

Schriften des Historischen Museums,
Frankfurt am Main
Band 27
herausgegeben von Jan Gerchow

Klartext Verlagsgesellschaft mbH
Heßlerstraße 37
D-45329 Essen / Germany
Tel.: +49 / 201 / 86 206-31
Fax: +49 / 201 / 86 206-22
info@klartext-verlag.de
www.klartext-verlag.de/

© 2008 Historisches Museum,
Frankfurt am Main
ISBN 978-3-89282-050-5

Herausgeber

Andreas Schwab, Beate Schappach,
Manuel Gogos

Lektorat

Hans-Joachim Pagel (Klartext Verlag)

Bildredaktion

Janine Burnicki
Ulrike May

Gestaltung und Satz

Arbeitsgemeinschaft für visuelle
und verbale Kommunikation, Erkrath
Prof. Uwe Loesch
Sylvia Zöller

Druck und Verarbeitung

#####

Förderer der Ausstellung



hessische
kultur
stiftung



[Logo Stadt Frankfurt am Main
Dezernat für Kultur und Wissenschaft]

Medienpartner:

Frankfurter Rundschau



Kooperationspartner:

